

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 67 (1971)

Heft: 1/3: Beiträge zur schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert : Festgabe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zu ihrem 75jährigen Bestehen = Traditions populaires suisses au 19e siècle : publication de la Société suisse des Traditions populaires à l'occasion de son 75e anniversaire

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Bibliographien

Hanns-Hermann Müller, Bibliographie zur Archäo-Zoologie und Geschichte der Haustiere. 1969–1970. Berlin, Deutsche Akad. der Wiss. zu Berlin, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 1971. 19 S.

Die von Hanns-Hermann Müller herausgegebene Bibliographie erscheint bereits in 8. Folge. Sie bringt Titel aus der ganzen Welt, welche dem Spezialisten, der sich mit der Geschichte der Haustiere und ihrer Archäo-Zoologie befasst, sehr nützlich sind. Ein kleiner Abschnitt am Schluss bringt Titel zur «Rezent-Zoologie». Register fehlen; sie schienen mir zur raschen Orientierung wünschenswert zu sein. Wildhaber

Nederlandse Volkskundige Bibliografie. Index B: Zaaknamenindex op delen I–X. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1971. VII, 170 S.

Mit diesem Sachregister ist der gesamte Index für die zehn ersten Bände der niederländischen Volkskunde-Bibliographie abgeschlossen. Wenn *K. C. Peeters* in der Einleitung zu diesem Bande sagt: «Jedes Einteilungssystem hat seine Vor- und Nachteile, aber wenn man einmal ein System begonnen hat, so soll man es um der Brauchbarkeit willen auch strikte durchführen», so hat er bestimmt recht damit, aber wir dürfen getrost hinzufügen, sein System ist so wohlüberlegt und nach allen denkbaren Gesichtspunkten angeordnet, dass wir nur die Vorteile sehen können und diese auch dankbar anerkennen. Der erste Teil (S. 1–34) bringt die Stichworte mit allen Verweisen, wie sie in der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie («Plan Hoffmann-Krayer») angeführt sind. Darauf folgt das eigentliche Register, über dessen Anordnung die Einleitung genauen Aufschluss gibt. Besonders wichtig scheinen mir aber die Anhanglisten, in denen die Lieder erwähnt werden nach ihren Gattungen, Liedertiteln (auch Kinder- und Tanzlieder), ebenso die Kinderspiele (mit einer Rubrik «Kartenspiele»); ferner Sprichwörter, Redensarten, volkstümliche Ausdrücke; Anekdoten, Fabeln, Legenden, Exempel, Sagen, Märchen mit ihren Titeln; Volksbücher, Volksschauspiel und Motivzusammenstellungen in der Kunst («Voorstellingen in de Kunst»). Die Arbeitsleistung, die in diesem Band steckt, ist bewundernswert. Wildhaber

Nederlandse Volkskundige Bibliografie. Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven, onder leiding von *K. C. Peeters*. Index A: Plaats- en Persoonsnamenindex op delen I–X. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1970. XXXIV, 160 S.

Ausserhalb der eigentlichen Bibliographiereihe erscheint nun zum erstenmal ein zusammenfassender Registerband, der die bisher publizierten zehn Bände auswertet und erschliesst. Wir können dem Herausgeber und den Bearbeitern wiederum nur unser grosses Kompliment aussprechen über die Umsicht und Sorgfalt, mit der sie diesen Band zu einem ausserordentlich praktischen Nachschlagewerk gestaltet haben. Ich glaube, man darf ruhig sagen, dass sie hier ein Vorbild für die Brauchbarkeit eines Gesamtregisters ausgedacht haben. Der Band enthält am Anfang die Titel der zehn erfassten bisherigen Bände; darauf folgen die Gesamtliste der darin exzerpierten Zeitschriften mit ihren Sigeln, und – um allen Ansprüchen einer praktischen Anwendbarkeit Genüge zu tun – nochmals eine Liste der Sigel in ihrer alphabetischen Anordnung. Das daran anschliessende Register der Ortsnamen ist in eigentliche Ortsnamen unterteilt und in eine «besondere Rubrik», die die Orte nach Sachgebieten aufschlüsselt. So findet man z. B. unter «Abtei» alle Ortsnamen, wo behandelte Abteien vorhanden sind.

Es gibt ähnliche Stichwörter für: Almanach, Ortsneckerei, Wallfahrtsort, Bruderschaft, Kongresse, Feste, Gebäck, Volksglauben, Sondergruppen, Kirchweih, Kloster, Legende, Volkslied, Zünfte, Märkte, Mühlen, Museen, Wirtshausnamen, Spottnamen, Bittgang, Puppenspiel, Riesenumzüge, Sagen, Schützengilden, Kinderspiel, Sprichwörter, Ausstellungen, Heimatvereine usw. Man wird schon daraus erkennen, wie hilfreich dieses Register bei der Bearbeitung eines bestimmten Themas sein kann. Etwas ähnliches wiederholt sich beim Personenregister. Da ist das Verzeichnis der eigentlichen Volkskundler-Namen getrennt von Gruppen, wie: biblische Namen, historische Persönlichkeiten, Namen aus Sagen, Mythologie und Volksbüchern, Namen von volkstümlichen Charakteren (Volkstypen); vor allem ist das Verzeichnis der Heiligennamen nützlich für die Zwecke einer vergleichenden Volkskunde. Wer etwa über den hl. Martin arbeiten möchte, wird gleich beinahe hundert Angaben finden und dazu noch ein Dutzend Verweise auf weitere Stichwörter. Das Sachwortregister ist einem besonderen Teil B vorbehalten.

Wildhaber

Jahresbibliographie der Volksballadenforschung. 1, 1968. Herausg. von der S.I.E.F.-Kommission für Volksdichtung mit Unterstützung des Glasbeno narodopisni institut in Ljubljana durch *Zmaga Kumer* in Zusammenarbeit mit *Rolf Wilb. Brednich* und *Oldřich Sirovátka*. Ljubljana 1970. 28 S.

Im Zusammenhang mit einem sorgfältigen Balladenstudium hat es sich als wünschbar erwiesen, auch alle einschlägigen Veröffentlichungen zu erfassen und den Interessenten zugänglich zu machen. So erscheint hier die erste, zur Fortsetzung geplante Jahresbibliographie zur Balladenforschung. Sie erschliesst das Jahr 1968. Es ist Ziel der Herausgeber, eine schnelle und möglichst vollständige Information über die Literatur in Europa und Amerika zu geben. Es sollen Bücher, Aufsätze und wichtige Besprechungen registriert werden. Neben Balladenausgaben sind auch Abhandlungen zur Text- und Motivgeschichte und Musikethnologie einbezogen; sie sind auch entsprechend in diese Rubriken eingeordnet. Die Titel erscheinen in der Originalsprache mit Übersetzungen entweder ins Deutsche, Englische oder Französische. Dieses erste Heft enthält 137 Nummern. Das Auffinden wird erleichtert durch Register für Autoren, Schlagworte und ethnische Bereiche. Wünschbar wäre in Zukunft auch eine Liste der exzerpierten Zeitschriften mit ihren Publikationsorten. Der Mitarbeiterstab dürfte wohl noch grösser werden; gegenwärtig sind es ein Dutzend Namen; es fällt auf, dass die Romania, abgesehen von Rumänien, schlecht vertreten ist.

Wildhaber

Nederlandse Volkskundige Bibliografie, Bd. 10: *L. Van Laer*, Tijdschriften Provincie Antwerpen, 1850–1960. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1970. XCVII, 557 S.

Mit diesem Band ist die 1. Hälfte der grosszügig geplanten niederländischen Bibliographie zu einem guten Ende gekommen. Ursprünglich hätte das Werk mit 10 Bänden und zwei zusätzlichen Registerbänden abgeschlossen sein sollen; nun wird es genau den doppelten Umfang haben. Dafür ist für den volkskundlichen Forscher ein Instrumentarium geschaffen, wie es kein anderes Land besitzt. Im vorliegenden Band sind die Zeitschriften der Provinz Antwerpen exzerpiert (mit Ausschluss von Antwerpen selbst). Die Einleitung bringt nach dem bewährten Schema der früheren Bände eine Geschichte der volkskundlichen Forschung in diesem Gebiet; ferner wird wieder jede einzelne Zeitschrift genau analysiert mit den Jahrgängen, Seitenzahlen, Titeländerungen, Redaktoren, Druckern und Druckorten. Der Band enthält 4840 Nummern. Im Autorenregister finden wir unter den bekannteren Mitarbeitern Namen wie J. Cornelissen, R. Foncke, K. C. Peeters. Den Beschluss macht ein ausführliches Sachregister.

Wildhaber

Enrica Delitala, Gli studi sulla narrativa tradizionale sarda. Profilo storico e bibliografia analitica. Cagliari, Università degli Studi di Cagliari, Istituto per gli Studi Sardi, 1970. 159 p.

Wer sich mit vergleichenden Studien über Erzählliteratur befasst, wird Enrica Delitala für ihre exakt ausgeführte und gut aufgeschlüsselte Zusammenstellung dankbar sein. Sie gibt zunächst einmal einen Überblick über das, was in Sardinien auf diesem Gebiet überhaupt gearbeitet und publiziert wurde, und sie muss feststellen, dass die Angaben bis etwa 1850 recht spärlich fließen (im wesentlichen handelt es sich um Lokalsagen, Heiligenlegenden und Wunderberichte). Erst in unserem Jahrhundert wird die Beschäftigung mit der Erzählliteratur intensiver. Aber es bleibt noch viel zu tun, sowohl auf dem Gebiet des systematischen Sammelns als auf demjenigen der Auswertung. Vor allem für systematische Themenbehandlungen will sie mit ihrer analytischen Bibliographie das brauchbare Instrumentarium schaffen. Sie stellt 304 Nummern zusammen; die Titel setzen ein mit dem 16. Jahrhundert und gehen bis 1970. Die Anordnung der Titel ist chronologisch. Bei den Titeln stehen – sofern vorhanden – die Verweisnummern auf die allgemeinen Bibliographien von Pitrè und von Ciasca. Die einzelnen Titel sind kurz erläutert; es wird angeführt, wenn spezielle Gattungen oder Themen im betreffenden Werk behandelt oder Texte abgedruckt sind (mit Vermerk, ob es sich um Dialekt- oder schriftitalienische Texte handelt). Besonders nützlich ist die Zusammenstellung der Typen nach Aarne-Thompson (mit den Ergänzungsnummern nach Lo Nigro und D'Arconco, *Fiabe di magia*). Die Verfasserin hat ferner eine Liste zusammengestellt von Themen, die nicht eigentlich der Erzählliteratur angehören, aber im Glaubensbereich eine grosse Rolle spielen, wie «argia, tarantolismo; donne con due pupille; erba sardonica, uccisione dei vecchi; fonte che rende ciechi» u. a. Ein ausführlicher Personen- und Sachindex lässt gesuchte Themen mit Leichtigkeit finden. Wildhaber

Zeitschriften und Jahrbücher

Studia albanica. Hrsg. vom Institut für Geschichte und Linguistik an der Universität Tirana. 7: 1, 1970. 217 S.

Die Aufsätze dieser von Universitätsprofessor *Androkli Kostallari* geleiteten Zeitschrift sind alle in französischer Sprache abgefasst. Der Herausgeber selbst beleuchtet in seinem Beitrag «La langue littéraire albanaise dans la période de l'édification du socialisme» (67–96) die für die Herausbildung einer Schriftsprache entstehenden, sehr interessanten Probleme. *Zibni Sako*, der Leiter des Volkskunde-Institutes, beschreibt «Le chemin de la folkloristique et du folklore albanais au XXV^e anniversaire de la Libération» (107–122); er überblickt hier die beachtlichen Leistungen seines Institutes während der 25 Jahre des Bestehens des modernen albanischen Staates. *Eqrem Çabej* befasst sich erneut – und sehr überlegen wertend – mit der Frage der Zusammenhänge zwischen «L'illyrien et l'albanais. Questions de principe» (157–170). Aufschlussreich sind die beiden Rechenschaftsberichte über die Tätigkeiten des Instituts für Geschichte und Linguistik und des Instituts für Volkskunde; sie können für das Jahr 1969 auf eine ganz erstaunliche Produktion hinweisen, die durchaus typisch ist für die ebenso bewundernswerte harte Arbeit, wie sie vom heutigen Albanien geleistet wird. Wildhaber

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Bonn, Ferd. Dummlers Verlag. Jahrgang 20 (1969; gedruckt 1970); 274 S.

Das immer sehr gehaltvolle und mit wohlgeplanter Zusammenstellung von Karl Meisen herausgegebene Rheinische Jahrbuch für Volkskunde enthält dies-

mal neun Aufsätze; die Verfasser sind Deutsche, ein Österreicher, ein Schweizer und ein Mähre; die Themen sind mannigfaltigster Art, wobei die brauchtümlichen deutlich vorwiegen. Der umfangreichste Beitrag stammt von *Klaus Beitzl*; er untersucht das Klausenholz, das Gebetszählholz im vorweihnachtlichen Kinderbrauch. Er gibt zunächst eine genaue und sorgfältig belegte Zusammenstellung aller Einzelbelege, nach Ländern und Orten geordnet. Beim Klausenholz handelt es sich um einen ausgeprägten Brauchtypus, der Möglichkeiten zu Variationen offen lässt. Solche Brauchvarianten werden von Beitzl im einzelnen nachgewiesen. Er untersucht zuerst die Benennungen, danach die Beschaffenheit und die Form des «Holzes». Selbstverständlich ist auch die Funktion wichtig: die Termine (es kommen Nikolaustag und Weihnachten in Frage), die Art der Zählung, die üblichen Gebete, die Vorweisung des Holzes. Auf Grund dieser Feststellungen klärt der Verfasser die Geschichte und die Verbreitung des Klausenholzbrauches. Es erweist sich eine Beschränkung auf den deutschsprachigen Raum und die Bindung an die katholische Konfession. Historische Zeugnisse finden sich nicht vor dem Ende des 18. Jahrhunderts. Mit Hilfe der kulturgeographischen Methode kommt Beitzl dazu, das Spätmittelalter als Zeitpunkt der Ausbreitung anzunehmen und die uneinheitliche Streuung als Folgeerscheinung der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert zu betrachten. – *Nikolaus Kyll* geht der Entstehung und Entwicklung des Kirchweihfestes im Trierer Lande und in Luxemburg nach. Kirchweihfest und Patroziniumsfeier fallen im allgemeinen zusammen. Die Frage eines einheitlichen Termins für alle Kirchweihen wurde mehrfach diskutiert; doch scheiterte eine derartige Lösung immer daran, dass ein Einheitstermin den gegenseitigen Familienbesuch verunmöglicht hätte. Kyll betrachtet zuerst die Durchführung der kirchlichen Feier in ihrem geschichtlichen Ablauf, dann die profane Feier, an die sich besonders viel Brauchtümliches anschloss (unter anderem werden die Kirchweihgebäcke behandelt). – *Karl Meisen* schreibt einen schönen Beitrag über den hl. Severus als volkstümlichen Heiligen. Er wird gefeiert zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter (bis er Bischof wurde, war er verheiratet). Es handelt sich also um die Legendenform einer Heiligenfamilie. In der volkstümlichen Verehrung wird er Patron der Berufe des Tuchgewerbes. Meisen geht auf die Legendenzüge, die Kultausbreitung und bildliche Darstellungen ein. – *Dietmar Sauer mann* handelt über die Kerze der Johannisknechte. Es geht um einen Heischebrauch der jungen Burschen der Dörfer, die deswegen Johannisknechte hiessen, weil der Brauch ursprünglich am Johannistag ausgeübt wurde. Früher wurde Wachs gesammelt für eine grosse Kerze, welche der Kirche gestiftet wurde. Diese Kerzen wurden bei Begräbnissen als Totenleuchter verwendet, oder sie wurden bei Totenmessen und Seelengedächtnisfeiern benützt. Die grossen Kerzen waren einerseits Ausdruck der Bindung einer Gruppe an den religiösen Bereich, andererseits repräsentieren sie die Gruppen, welche sie der Kirche gestiftet hatten. – Mit 13 Verbreitungskarten demonstriert *Gerda Grober-Gluck* methodische Möglichkeiten und Schwierigkeiten bei der Kartierung von Liedern anhand des Marienkäfer- und des Maikäferliedes. Sie untersucht den Namen für den Käfer, die Liedanfänge und die im Lied genannten Orte (vor allem ist es das Pommerland). – *Heinz R. Ublemann* behandelt ein selten untersuchtes Thema: den Waffenaberglauben. Bei ihm «geht es vornehmlich darum, entweder durch ausservernunftsmässige Mittel die Wirkung einer Waffe zu steigern oder herabzusetzen oder durch die blosse Existenz einer Waffe und gewisser Anwendungen Einfluss auf bestimmte Zustände oder Ereignisse zu nehmen, wie er normalerweise nicht in ihr liegt». Der Verfasser gibt z.B. Rezepte für die Herstellung von Waffen, damit sie unbesiegbar werden, oder er untersucht den Hörnerhelm bei den verschiedensten Völkern. – Bei *Hans Trümby* wird man bereits unwillkürlich durch den überraschenden Titel «Sphären des Verhaltens. Beiträge zu einer Grammatik der Bräuche» gespannt. Er geht aus von den Sphären im Bereich der Wortwahl;

analog dieser Einteilung stellt er drei Verhaltens-Sphären auf: 1. eine private Sphäre des Alltags im Hause, 2. die Sphäre des Alltags ausserhalb des privaten Bereichs und 3. die Sphäre des Feierlichen. In der zweiten Sphäre hat man sich, sehr oft gegen den eigenen Willen, nach den geltenden Normen zu richten. Der «Anstand» ist ein wesentlicher Komplex dieser Sphäre; das sofort sichtbare Zeichen, dass sich einer an ihre Normen hält, ist die Kleidung. Zur dritten Sphäre gehören vor allem die Festzeiten. Auf der dritten Stufe besteht kein Unterschied mehr zwischen dem häuslichen und dem öffentlichen Bereich, wie er bei Stufen 1 und 2 deutlich feststellbar ist. Trümpy untersucht die Verwertbarkeit seiner These auch auf dem Gebiet des «Aberglaubens». Zu dem unter Zwingli und Calvin konstatierten Einbruch in die Familiensphäre könnte man auch heutige holländische Beispiele heranziehen, wonach noch in vielen holländischen Dörfern die Vorhänge im Parterre der Einfamilienhäuser nie vorgezogen werden dürfen, um der Dorfgemeinschaft die Kontrolle über das tägliche Familienleben zu ermöglichen. – Konrad Köstlin setzt sich mit Bausinger, Moser, Brückner, Trümpy und anderen über den Begriff des Folklorismus auseinander. – Von Václav Frolec in Brno stammt eine sehr instruktive Abhandlung über das Rebmesser. Er führt den Bestand in West- und Osteuropa auf zwei Grundtypen zurück: Messer mit und ohne «securis» (das ist der auf der der Klinge entgegengesetzten Seite oft vorhandene «Auswuchs»). Von beiden Typen gibt er anhand von klaren Zeichnungen eine grosse Zahl regionaler Varianten. Wildhaber

Studia Fennica. Revue de linguistique et d'ethnologie finnoises. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Bd. 14 (1969), 137 S.; Bd. 15 (1970), 137 S.

Die beiden angezeigten Bände der Studia Fennica enthalten diesmal keine volkskundlichen Abhandlungen; dafür ist in jedem Band eine als Hilfsmittel nützliche Zusammenstellung. Im 14. Band steht die von Sulo Haltsonen mit gewohnter Zuverlässigkeit bearbeitete «Finnische linguistische und volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1967–1968» (S. 81–128); sie umfasst das in Finnland veröffentlichte Schrifttum (also auch dasjenige ausländischer Volkskundler, die in finnischen Periodica publizieren) und Angaben von im Ausland über Finnland veröffentlichten Untersuchungen. Der Band 15 ist aufgefüllt mit dem «Ethnologischen Ortschafts- und Dorfregister des finnischen Sprachgebiets», bearbeitet von Viljo Nissilä, Matti Sarmela und Aino Sinisalo in Zusammenarbeit mit dem Atlas der finnischen Volkskultur und dem finnischen Namenarchiv. Eine beigegebene Grundkarte ist identisch mit der Kirchspiel- und Gemeinde-Einteilung des Volkskunde-Atlas. Das Dorfregister enthält Angaben über das gesamte finnische Sprachgebiet, also auch über die in Sowjetkarelien, Schweden und Norwegen liegenden Dörfer. Wenn ein Dorf mehr als einen Namen hat, so sind auch diese anderen Namen erwähnt. Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 11 (1970), Heft 1 u. 2, Spalte 1–210.

Mit gewohnter Zuverlässigkeit bringen die beiden Hefte des Jahrgangs 11 die Anzeigen über Bücher und Aufsätze aus Zeitschriften, Sammelbänden und Festschriften. Wir erfahren da z.B., dass ein agrarhistorisches Freilichtmuseum in Alt-Schwerin im Werden begriffen ist, vorläufig allerdings wohl erst im lange dauernden Planungsstadium. Aufschlussreich sind für uns natürlich auch die Chronik- und Forschungsberichte, so etwa über eine Ausstellung über die Sorben in Dresden und ein Symposium über die Gesetzmässigkeiten der mündlichen Überlieferung in Budapest, dessen Referate veröffentlicht werden sollen. Ein Heft enthält ein Zehnjahresregister über alle Referenten. Wildhaber

Altonaer Museum in Hamburg. Jahrbuch 7 (1969) und 8 (1970). Hamburg, Dr. Ernst Hauswedell & Co. Verlag. 243 S. u. 169 S., zahlreiche Abbildungen.

Die vornehm ausgestatteten und mit einer Fülle guter Abbildungen versehenen Jahrbücher des Altonaer Museums in Hamburg enthalten meist auch Aufsätze, die für die Volkskunde von Belang sind. Der 7. Band berichtet vom Abschluss des Wiederaufbaus des Museums. Direktor Gerhard Wietek kann hier mit berechtigtem Stolz seine neuen Abteilungen der Landschaftsgalerie und der Ostsee vorstellen; beide haben stark volkskundlich-dokumentarischen Einschlag. Der Aufsatz von Volker Detlef Heydorn über die Landschaftsgalerie (S. 19–60, 22 Abb.) bestätigt diesen Eindruck durchaus. Einen besonderen Sammelbereich stellt das Volkslebenbild des 19. und 20. Jahrhunderts dar; in dieses Thema fällt der Aufsatz von Christian L. Küster, Nachwirkungen von Rudolf Jordans Gemälde «Ein Heiratsantrag auf Helgoland» (S. 73–99, 15 Abb.), in dem die Auswertung eines «gemütsvoll» ansprechenden Bildes auf Lithographie-Nachahmungen bis hin zu «Helgoländer» und Neuruppiner Bilderbogen, zu Postkarten und Stereo-Aufnahmen und zu anspruchsvolleren Souvenirartikeln ganz vorzüglich aufgewiesen wird. Die für das Altonaer Museum so bedeutsame Schiffsabteilung kommt in zwei Aufsätzen zu Wort: Werner Jaeger, Ein Schiffsmodell aus dem Jahre 1603 (S. 101–138, 15 Abb.) und Dagmar Waskönig, Bildliche Darstellungen des Holk im 15. und 16. Jahrhundert (S. 139–165, 14 Abb.); im ersten geht es um das sogenannte Pellerschiff von 1603, das aller Wahrscheinlichkeit nach in Lübeck hergestellt wurde und einen Schiffstyp der deutschen Ostseeküste zeigt; der im zweiten Aufsatz erwähnte Holk ist bekannt geworden durch die Fahrzeuge der Seeräuber Claus Störtebecker und Gödeke Michels. – Der 8. Band stellt die Aussenstelle Jenisch-Haus in den Vordergrund; hier kann nun die grossbürgerliche Wohnkultur in der Biedermeierzeit bis zu den neu eröffneten Räumen im Jugendstil gezeigt werden. Manfred Meinz bietet einen schönen Katalog von 25 Nummern über die Bernsteinsammlung im Altonaer Museum (S. 9–38, 20 Abb.); er ordnet die Sammlung übersichtlich in die vier Gruppen: Rohbernstein, Ketten, kunsthandwerkliche Arbeiten mit religiösen Motiven und profane kunsthandwerkliche Arbeiten. Jürgen Meyer stellt die für Hamburg wichtige Dreyer-Werft in ihrer geschichtlichen Entwicklung dar; in ihr wurden hauptsächlich Segelschiffe gebaut (S. 39–58, 9 Abb.). Dagmar Waskönig orientiert uns über das in Arbeit befindliche, teilweise dem Abschluss zugehende Katalogwerk «Das Schiff in der bildenden Kunst» (S. 59–90, 10 Abb.). Damit wird ein grossangelegtes Katalogwerk allmählich zur Benutzung für Arbeiten auf den Gebieten der Schiffbau- und der Kunstgeschichte erschlossen; die Verfasserin führt die Einteilungsprinzipien vor und zeigt, wie sie ausgewertet werden können (nicht erfasst sind die der Volkskunst zugehörigen Schiffportraits, die sogenannten Kapitänsbilder, des 19. Jahrhunderts). Wildhaber

Forschungen zur Volks- und Landeskunde. Bukarest, Verlag der Akademie der S.R. Rumänien. Bd. 13, Nr. 1 u. 2, 1970. 139 u. 140 S.

Die in deutscher Sprache erscheinende siebenbürgische Zeitschrift enthält gewöhnlich auch volkskundliche Beiträge. Wir verweisen diesmal ganz besonders auf den interessanten Aufsatz von *József Faragó*, «Zweisprachige Märchenerzähler in Siebenbürgen» (1, 57–68). Der Verfasser (der selber einer Minderheit in Rumänien angehört) schildert sehr schön einige dieser zweisprachigen Erzählerpersönlichkeiten und ihre Erzähltechnik. Sie lassen beim Erzählen öfters fremde Sprachelemente stehen, seien diese nun rumänisch, ungarisch oder siebenbürgisch-sächsisch. – *Adolf Armbruster* erläutert «Eine Kronstädter Bruderschaftsordnung aus dem 17. Jahrhundert» (2, 65–72); er druckt sie im Wortlaut ab. Es handelt sich um die Seilerzunft. Sie ist ein Beleg für die Bedeutung der sächsischen Handwerker in Siebenbürgen. – Zum Aufsatz «Der Lebensbaum in der siebenbürgi-

schen Keramik» (2, 102–106) gibt *Horst Klusch* einige schöne Tafeln bei; der Aufsatz ist stark von Karel Spiess beeinflusst. – Zum Thema der siebenbürgisch-sächsischen Übernamen äussern sich *Anneliese Thudt* (1, 97–104, allgemein) und *Michael Acker* (2, 95–101, für Kelling). Wildhaber

Konrad Köstlin, Karl-S. Kramer und *Kai Detlev Sievers* (Hg.), Kieler Blätter zur Volkskunde. 1. Band, Kiel, Kommissionsverlag Walter G. Mühlau, 1969. 95 S.

In schlichtester Aufmachung präsentiert das Kieler Seminar für Volkskunde eine neues Periodicum; sein erster Band ist, offenbar programmatisch, ganz der Volkskunde Schleswig-Holsteins gewidmet, und jeder der drei Herausgeber wartet mit einem Beitrag auf. Nach den Ergebnissen einer erst punktuell durchgeführten Befragung skizziert Sievers Bestand und Wandel der «Volkskultur» bei den friesischen Bauern der Westküste, die unter behördlichem Druck zu neuen Siedlungsformen und rationelleren Arbeitsmethoden übergegangen sind. Dem äusseren Wandel geht offenbar durchaus kein innerer parallel; nachbarschaftliche Bindungen und ein sprachlich bedingtes Sonderbewusstsein wirken sich als Elemente der Bewahrung aus. – Nach seinem Wegzug aus Bayern, wo er so viel für die historische volkskundliche Forschung getan hat, legt nun Kramer erstmals entsprechende Ergebnisse aus dem neuen Wirkungskreis vor. Er hat im Landesarchiv Meldorf (Dithmarschen) amtliche Quellen entdeckt, die sich seit dem 18. Jh. mit volkstümlichen «Missbräuchen» befassen; es geht zur Hauptsache um nachbarschaftliches und knabenschaftliches Festwesen mit starker Betonung der als lästig empfundenen Heischebräuche, die Kramer mit der ihm eigenen Zurückhaltung interpretiert. – Noch stärker hält sich Köstlin zurück, wenn er die für 1877 in einem Seefahrergildenbuch bezugte Schenkung eines Modellschiffs an eine protestantische Kirche auf keinen Fall als Survival des katholischen Votivwesens gelten lassen will. Aus dem mitgeteilten Text ergibt sich immerhin, dass das Schiff «Gott zu Ehren und der Kirche zur Zierde» dienen sollte, so dass es u. E. eine Ermessensfrage bleibt, ob man darin einen gewaltigen Unterschied zum katholischen Brauch sehen soll. («Votivschiffe» sind international verbreitet; wir erinnern uns an prächtige Stücke in der katholischen Kirche im jugoslawischen Korčula. Bei der Internationalität der Seefahrerbräuche lässt sich durchaus damit rechnen, dass solche Schenkungen in Norddeutschland erst nach der Reformation aufgekommen sind, aber am Ursprung des Brauchs im katholischen Bereich lässt sich doch wohl kaum zweifeln.) – Ein vierter Beitrag bringt die von Kieler Studenten nach Materialien des ADV kartographierten Namen und Formen der Richtfeste in Schleswig-Holstein. Wie in den vorausgehenden Beiträgen zeigt sich «Bier» als bevorzugter Terminus für «Gemeinschaftsfest». – Man darf sich darauf freuen, in den kommenden «Kieler Blättern» die Bekanntschaft mit der Volkskunde des nördlichsten Bundeslandes zu vertiefen. Trümpy

Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, herausgegeben von *Walter Hävernich* und *Herbert Freudenthal*. Bd. 13, Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte, 1969. 140 S. und 6 Tafeln; Bd. 14, 1970. 168 S. und 10 Tafeln.

Wir möchten *Freudenthals* «Volkskundliche Streiflichter», die in den beiden Bänden fortgesetzt werden, an den Anfang dieser Besprechung stellen, ist ihm doch der 13. Bd. zum 75. Geburtstag gewidmet. Mit unvermindertem Spürsinn befasst er sich mit heutigen Vorstellungen von Weltwundern, mit der Antiquitätenmode (13) und mit dem spielerischen Sammeln (14) von Schokoladenbildern, Zigarrenbändern, Biertellern und Zündholzschachteln (alles auch bei uns bekannt, dazu noch das Sammeln von Packungen, in denen Zuckerstücke zu Tee

und Kaffee serviert werden). – Gegenstände aus dem Hamburger Museum werden im 13. Bd. zweimal vorgestellt: ein frühkarolingisches Schwert von *Michael Müller-Wille* im Namen der Altertumskunde und im Namen der Volkskunde von *Helmut Glagla* das höchst ertragreiche Notizbuch eines Zimmergesellen aus dem 19. Jh., wo u. a. in Gedichtform festgehalten ist, was verschiedene europäische Orte, darunter schweizerische, zu bieten haben. Das Stammbuch einer adeligen Dame aus dem 17. Jh., das ein Hannoveraner Museum hütet, schildert im folgenden Band *Mechtbild Wiswe*. Auf Grund der kürzlich edierten Reisetagebücher des württembergischen Herzogs Carl Eugen beschreibt *Walter Garbs* in munterem Stil die «Formen des Reisens um 1780» (14); die Schweiz kommt in diesem kulturgeschichtlichen Beitrag ebenfalls zum Zuge. (Für die ältere Zeit wäre hinzuweisen auf: Marc Sieber, Die Wanderung als Bildungselement, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 65, 1965, 101 ff.) – *Wolfgang Lindow* macht darauf aufmerksam, dass das Eulenspiegelbuch verschiedene Auskünfte über Volksbräuche bringt (13); man müsste freilich bei der Auswertung auch die literarische Komponente berücksichtigen. (St. Brandan geht auf Strickers Amis zurück, mag auch Krogmann das noch so bestreiten!) Mit niederdeutscher Literatur befassen sich auch zwei Beiträge über das volkstümliche Theater in Norddeutschland (14): *Hermann Geering* schildert, hauptsächlich nach der Tagespresse, wie vor 100 und mehr Jahren in St. Pauli die Erfolgsstücke der Hamburger Oper parodiert und aktualisiert wurden, und man erfährt Bemerkenswertes vom allmählichen Übergang dieser «Volksbühnen» zum Variété. *Karl Veit Riedel* handelt, Grundsätzliches berührend, vom letzten Puppentheater in Oldenburg, das sich das dortige Landesmuseum erworben hat. – Kleinere Beiträge stammen von jüngeren Mitarbeitern; so berichtet u. a. eine Studentin über ihre Besuche bei zwei Hamburger Wahrsagern (13), und klug kommentiert *H. Glagla* den von ihm mitgeteilten Bericht von 1803 über Nachtfreierei auf der Ostseeinsel Fehmarn (14).

Wiederum tritt *Hävernicks* als Spiritus rector dieser immer so bereichernden Hamburger Jahrbücher auf grundsätzliche Probleme unserer Wissenschaft ein: In zwei Beiträgen (13, 7 ff. und 79 ff.) plädiert er erneut dafür, dass wir die Ergebnisse der (zoologischen) Verhaltensforschung zum Verständnis der «Traditionen» berücksichtigen sollten. Kritisch setzt er sich mit S. Erixons These, dass wirtschaftliche Baissen zu «Kulturfixierungen» führen sollen, auseinander (14, 7 ff.): Was für Bauten, Geräte und Arbeitsformen zweifellos gilt, stimmt nicht für Trachten, die als «Geltungsabzeichen von Gruppen» erhalten bleiben. Eine Variation zum Thema bringt der anschließende Beitrag aus einem wichtigen Seitenzweig von Hävernicks Forschungen, der Numismatik («Wirtschaftliche Schwankungen und die Statistik der Schatzfunde»): Schatzfunde erlauben Rückschlüsse auf Hochkonjunkturen, weil man Geld nur vergraben kann, wenn es vorhanden ist; es wird Aufgabe der historischen Volkskunde sein, die Ergebnisse mit Erscheinungen des «Volkslebens» in Beziehung zu bringen. Der dritte grundsätzliche Beitrag im 14. Band setzt sich mit den sehr disparaten Ansichten des Bandes «Kontinuität?» (vgl. SAVk 66, 220) auseinander; Hävernicks legt hier dar, wie er die Begriffe «Kontinuität» und «Tradition» verstanden wissen möchte. – Die Rezensionen, in denen ebenfalls viel temperamentvolle Auseinandersetzung mit neusten Verlautbarungen steckt, erfreuen schweizerische Leser überdies wegen der lebenswürdigen Berücksichtigung unserer Neuerscheinungen. Trümphy

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Band 5. Berlin, Walter de Gruyter, 1970. 132 S., Abb., Notenteil, eine Schallplatte.

Der wie bisher von *Fritz Bose* herausgegebene Band enthält drei Aufsätze; da sie sich nicht mit dem Forschungsgebiet dieser Zeitschrift berühren, seien sie hier nur kurz angezeigt. *Jens Peter Reiche* bietet einen Auszug aus seiner Berliner

Dissertation unter dem Titel «Stilelemente südtürkischer Davul-Zurna-Stücke» (S. 9–54). Basis der Untersuchung bilden siebzig Stücke aus den Bandaufnahmen von drei Forschungsreisen Kurt Reinhardts in die Türkei. Die beigegebene Schallplatte bringt zwei Einzelstücke sowie einen vollständigen Zyklus von sieben Tänzen. *Franz Fördermayr* (Wien) befasst sich mit der reinen, von arabischem Einfluss freien Vokalmusik der Tuareg («Musik der Tuareg», S. 55–72). Auch seine Arbeit fusst nicht auf eigener Feldforschung, sondern auf Phonogrammen Ludwig Zöhrers von 1935. Im Anhang (S. 102–130) legt der Autor eine vollständige Übertragung mit Textausgabe und Übersetzung von sämtlichen vierzig Aufnahmen vor. Im dritten Beitrag gibt *Joachim Fritzen* (Taiwan) einen Einblick in die Bejdouliturgie, eine taoistisch-buddhistische Mischliturgie, die auf Taiwan sehr häufig gesungen wird, unter dem Titel «Die Anrufung des grossen Bären in Djüehsiugung zu Taibej» (S. 73–101). Photographien, eine Tabelle mit den chinesischen Zeichen, die vollständige Transkription und eine Übersetzung der Gesänge ergänzen die Ausführungen. Den Band beschliessen Besprechungen von vier Schallplatten mit aussereuropäischer Musik. Tilman Seebass

Ethnologische Zeitschrift Zürich. Hrsg. von *Walter Raunig* im Auftrage der Sammlung für Völkerkunde der Universität Zürich. Bern, Herbert Lang & Cie. Bisher erschienen 1970 (1 Heft) u. 1971 (1 Heft). 120 u. 116 S., Abb.

Die beiden ersten Hefte der neuen und heute einzigen ethnologischen Zeitschrift der deutschsprachigen Schweiz beinhalten Beiträge aus dem Gebiet der Völkerkunde und Volkskunde. Damit wird in dem neuen Organ die von vielen Fachvertretern gewünschte Sprengung der Grenze zwischen der Volks- und Völkerkunde vorgenommen. Im 1. Heft analysiert der österreichische Mexikanist Ferdinand Anders in seiner Arbeit über «Altmexiko und Europa im Lichte der Ideengeschichte» die europäische Betrachtungsweise altmexikanischen Ideengutes, das nach der Eroberung Amerikas durch die Spanier bereits im 16. Jahrhundert nach Europa gekommen war. Diese kulturhistorische Studie an Hand alter Quellen über Mexiko liefert Aspekte, die nicht nur dem Ethnologen und Historiker, sondern vor allem der europäischen Volkskunde wertvolle Anregung bietet. Das 2. Heft der neuen Zeitschrift behandelt neben den Arbeiten rein ethnologischen Charakters wiederum zwei Beiträge, die für den Spezialisten auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde von Interesse sein können. Es handelt sich dabei um die Artikel «Gedanken um einen Spiegelfetisch» von Walter Hirschberg, Wien, und «Les cinq clous du Christ et l'icone impériale éthiopienne» von Wilhelm Staude, Wien. Helga Mehren, Basel, spricht schliesslich mit ihrer Arbeit «Über den Einfluss bogomilischer Geisteshaltung auf die bulgarische Volksdichtung» direkt den Volkskundler an. So darf dieser hoffen, dass in der graphisch sehr gut gelungenen, reich bebilderten und ab 1972 zweimal im Jahr erscheinenden neuen zürcherischen Zeitschrift der Rahmen einer ausschliesslich aussereuropäischen Volkskunde überschritten und auch weiterhin Platz zur Publikation von Arbeiten aus dem Gebiet der europäischen Volkskunde gegeben wird.

Armand Duchâteau

Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei pe anii 1965–1967. Cluj 1969. 620 S., Abb., Zusammenfassungen.

1966 erschien ein ebenfalls drei Jahre umfassendes «Jahrbuch» des Ethnographischen Museums in Cluj; der nun herausgekommene Band übertrifft den schon vorher stattlichen Umfang noch um ein beträchtliches. Fast alle Aufsätze sind mit guten Zusammenfassungen in deutscher, englischer oder französischer Sprache versehen. Ich werde einige davon herausgreifen, andere nur summarisch erwähnen (wobei ich überall nur die deutsche Übersetzung der Titel verwende). Besonders ergiebig scheint mir der Beitrag von *Valeriu Butură* über Goldseifen und bäuerlichen Bergbau in den Westkarpaten zu sein. Gold wurde dort schon

zur Zeit der Daker und Römer gewonnen. Später folgte die Ansiedlung deutscher Grubenarbeiter, die ihre vervollkommenen Methoden im Bergbau mit sich brachten. Die Einheimischen setzten aber die Ausbeutung mit ihren einfachen Mitteln weiter; Butură bringt hierzu interessante Abbildungen über die verschiedenen Methoden der Goldwäscherei; sie sind im wesentlichen ähnlich wie diejenigen an der Mur oder im schweizerischen Napfgebiet. *Károly Kós* geht auf Formen altertümlicher Arbeitseinteilung in der Landwirtschaft im Umkreis von Cluj ein. Er untersucht die Aufgabenverteilung, wenn die gesamte Arbeit von der eigenen Familie geleistet wird oder wenn ein Zuzug fremder Arbeitskräfte nötig wird. Für aussergewöhnliche Arbeiten kommt meist die Nachbarhilfe in Frage. Eine besondere Ausprägung besteht darin, dass die Burschen des Dorfes dem Besitzer ausgedehnter Felder beim Getreidemähen halfen, wogegen der Bauer das ganze Jahr über die Dorfmusikanten mit Getreide zu bezahlen hatte, damit diese wöchentlich zum Tanze aufspielten. Weitere Arbeitseinteilungsformen sind diejenigen gegenseitiger Hilfeleistung, der Saisonwanderungen und auch der Anstellung von Gemeindegirten. Das Hirtenwesen findet seine Darstellung in Aufsätzen von *Silviu Dragomir/Sabin Belu* und von *Nicolae Dunăre*. Letzterer gibt eine klar dargestellte, sachliche Beschreibung der verschiedenen Systeme der Viehzucht mit Sömmerung und Überwinterung, mit dem Pendeln der Schafherden. *I. I. Russu* war schon im vorhergehenden Band auf autochthone Elemente im Wortschatz zur Benennung von Siedlung und Hof eingegangen; diesmal untersucht er solche Elemente im Wortschatz zur Benennung der Kleidung und des Schuhwerks. Die Volkstracht wird behandelt in den Artikeln von *Viorica Pascu* und *Romulus Oşianu*. *Pompei Mureşanu* gibt in seinen Beiträgen zur Siedlungsforschung und zum Studium der bäuerlichen Architektur in der siebenbürgischen Ebene Cîmpia zahlreiche Pläne von der Einteilung der Häuser und von ihren Grundrissen. *Petre Idu* behandelt ein Hangdorf südlich von Cluj. Mehrere Arbeiten befassen sich mit Brauchtumserscheinungen. Da ist vor allem *Ovidiu Birlea* mit seiner Darstellung des «colindatul», des Christingsens in Siebenbürgen zu nennen. Es ist für Transsilvanien erstmals 1647 belegt, als sich ein lutheranischer Pastor über das «gotteslästerliche Kolindesingen auf walachisch» beklagte. Birlea schildert alle Begleitumstände des Brauches: die Gruppen der Burschen, die sich extra hiefür zusammenschliessen; sie tragen eine besondere Tracht, manchmal gehen sie verummt, oft sind sie von der «Ziege» (der «Schnabelgeiss») begleitet. Das Repertoire ihrer Lieder kann bis zu 60 betragen, doch werden die einzelnen Lieder immer nur zu bestimmten Tageszeiten und Gelegenheiten gesungen; es gibt auch Parodien zu diesen Liedern. Nach dem Singen erfolgt das Einziehen der Gaben; später gibt es dann noch die Festessen. Über die Spinnstube, ihre verschiedenen Formen und Funktionen, orientiert *Nicolae Bot* und über Bräuche bei der Geburt *Maria Văcariu*. *Hanni Markel* macht uns bekannt mit den Antworten der Siebenbürger Sachsen, wie sie anlässlich der Mannhardt-Befragung von 1865 eingingen. Die zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen machen die Arbeit von *Leontin Gbergariu* über bäuerliche Werkzeuge und technische Anlagen (Mühlen, Stampfen, Pressen) der Nahrungsmittelerzeugung in Sălaj wichtig für eine vergleichende Gerätekunde. Man kann hieher auch den Bericht von *Aurelia Tiţa* über Obst und Früchte als Volksnahrungsmittel stellen. Ein siebenbürgisches Zentrum für Schwarzkeramik wird von *Viorel Cioti* behandelt. *Ioan Toşa* bringt einen Beitrag zur Erforschung der Holzkirchen im Umkreis von Cluj. Zum letzten Aufsatz, demjenigen von *Atanasie Popa*, möchte ich einen persönlichen Wunsch äussern. In diesem Aufsatz wird das Wirken des dörflichen Kirchenmalers Dimitrie Ispas beschrieben; leider sind aber nur die Kirchen erwähnt und nicht die Sujets der Bilder. Eine Monographie über die Ikonographie der Kirchenmalereien der Gegend, versehen mit guten Photos und einigen Farbaufnahmen, wäre eine wirkliche Bereicherung. Ich stelle mir etwas ähnliches vor wie das prachtvolle Buch von Vasil Zachariev über Zacharii Zograph (Sofia 1957). Wildhaber

Magyar Mezőgazdasági Múzeum Közleményei 1969–1970. Mitteilungen des Ungarischen Landwirtschaftlichen Museums. Hrsg. von Iván Balassa. Budapest 1970. 340 S., Abb.

Von den 18 Aufsätzen des ungarischen Jahrbuches, die sich alle mit Fragen der Landwirtschaft aus älterer und neuester Zeit befassen und die erfreulicherweise alle mit einer deutschen Zusammenfassung versehen sind, sollen hier nur zwei besonders herausgehoben sein (ich verwende dabei die deutschen Übersetzungstitel). *Iván Balassa* schreibt über die Anfänge der ungarischen Pflugwirtschaft (S. 45–68). Ob Ackerbau und Pflugwirtschaft von den Altungarn zur Zeit der Landnahme und früher (also etwa 7.–10. Jahrhundert) ausgeübt wurden, ist immer noch eine ungeklärte Streitfrage. Balassa glaubt sie bejahen zu können. Er geht aus von der Auffassung, dass das Ungartum mit der Pflugwirtschaft teilweise durch Vermittlung der Bulgaro-Türken, vielleicht auch anderer Türkvolker und der Ostslaven bekannt geworden ist. Er ist der Ansicht, dass das Ungartum sich die erste Etappe der Pflugwirtschaft im Wolga-Bulgarenreich angeeignet habe; auf der südrussischen Steppe dürfte es von den Ostslaven bereits eine höhere Entwicklungsstufe kennengelernt haben; auf jeden Fall war dem landnehmenden Ungartum die Pflugwirtschaft bekannt. *Attila Selmeczi-Kovács'* Aufsatz betitelt sich «Akklimatisierung und Verbreitung der Sonnenblume in Europa» (S. 85–120). Die Sonnenblume gelangte 1510 aus Amerika nach Spanien; von dort verbreitete sie sich weiter; in Südosteuropa erschien sie erst am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Ursprünglich wurde sie als Zier-, Heil- und Gemüsegartenpflanze angebaut; ihre Verwendung im Feldanbau als Ölpflanze erfolgte erst etwa am Anfang des 19. Jahrhunderts. Ölgewinnung und Feldkultur in grossem Umfang dürften im Karpathenbecken ihren Ursprung haben. Wildhaber

Národopisný věstník československý. Brno. Jahrgang 3/4, 1969. 258 S., Abb.

Der Redaktor der in Brno herausgegebenen Zeitschrift, Václav Frolec, hat zwei Jahrgänge zur Behandlung des Themas der Rinderausschirrung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert zur Verfügung gestellt. *Wolfgang Jacobeit* in Berlin und *Jaroslav Kramářik* in Prag haben die Sammlung der Aufsätze und ihre Herausgabe übernommen. Die beiden Herausgeber haben sich darauf beschränkt, einen Vorschlag für eine verbindliche, einheitlich anzuwendende Typologie und Terminologie der Rinderanschrirngeräte auszuarbeiten. Sie haben diesen Vorschlag auch bereits auf alle Beiträge des Buches angewendet (mit einer begründeten Ausnahme); diese Arbeit dürfte wahrhaftig nicht leicht gewesen sein, und wir sind ihnen dafür Dank schuldig. Vor allem ist anzuerkennen, wie klar und einfach ihre Unterscheidung in drei Typen, mehrere Formen und eine unbestimmte Zahl von regionalen Varianten ist. Damit ist eine europäische Vergleichbarkeit nun möglich, und wir können nur hoffen, die Geräteforscher machen sich diese Terminologie zu eigen. Der Band enthält zwölf Beiträge, die meisten behandeln die Rinderanspannung. Regional verteilen sie sich auf Nordeuropa (*Alexander Fenton*, Draught oxen in Britain; *John Granlund*, Rinderanspannung und Joche in Schweden; *Ants Viires*, Rinderanschrirrung im Baltikum), auf Südeuropa (*E. Veiga de Oliveira*, *P. Galbano*, *B. Pereira*, L'attelage des bœufs en Portugal) und auf Osteuropa (*Afanasij Bežkovič*, Zur Frage der Rinderanschrirrung in Osteuropa; *Josef Jančář*, Das Rindergespann in Ostmähren; *Ján Podolák*, Beiträge zur Rinderanspannung in der Slowakei; *Ladislav Timaffy*, Rindereinzelspannung in Westungarn). Vier Aufsätze erwähnen in ihrem Titel nur das Joch (*Sándor Bodó*, Einzeljoche in Ungarn; *Milovan Gavazzi*, Das Joch in Jugoslawien; *Vasil Marinov*, Zur Ethnographie des Jochs in Bulgarien; *S. Avitsur*, The last days of the yoke in Israel). Man sieht, es fehlen grosso modo das gesamte Mitteleuropa und die Mittelmeerländer. Die Herausgeber haben auf eigene Beiträge verzichtet; sie

haben ebenfalls keine Zusammenfassung gegeben, die ja ohnehin nur provisorisch ausgefallen wäre, hingegen behalten sie sich eine spätere systematische Auswertung vor. Wir möchten nur feststellen, wie erfreulich wir eine derartige europäische Gemeinschaftsarbeit eines gegebenen Themas finden. Wildhaber

Narodna Umjetnost. Zagreb, Institut za Narodnu Umjetnost. Bd. 7, 1969/70. 299 S.

Das von Maja Bošković-Stulli mit viel Umsicht herausgegebene Jahrbuch ihres Instituts für Volkskunst enthält neben einem umfangreichen Besprechungsteil (in Serbokroatisch) hauptsächlich Aufsätze zur Volksliteratur in weitestem Sinne. Ihr eigener Beitrag [Regional variations in folktales] ist im amerikanischen Journal of the Folklore Institute 3:3, 1966, übersetzt worden. Der Aufsatz von Divna Zečević (27–70, mit englischer Zusammenfassung) behandelt die volkstümliche Erzählliteratur in der Umgebung von Daruvar, einer Gegend, in der Kroaten, Serben, Tschechen und Slovaken nebeneinander wohnen, so dass sich inter-ethnische Beziehungen gut erkennen lassen. Man möchte eigentlich in einem solchen Fall gerne wünschen, dass auch die Erzählungen gesamtumfänglich in eine westliche Sprache übersetzt werden könnten. Das gleiche gilt für die Artikel von Zvonko Lovrenčević (71–100, mit deutscher Zusammenfassung) über mythologische Sagen in der Bilogora, und von Marija-s Irena Smičiklas (101–161 mit sehr knapper deutscher Zusammenfassung) über Volksdichtung in der Zagreber Schüler-Zeitschrift «Vijenac», die von 1858–1865 handgeschrieben im griechisch-katholischen Priesterseminar herauskam. Wildhaber

Studime historike. Hrsg. vom Instituti i Historisë dhe i Gjuhësise der Universität Tirana. Bd. 6, 1969; Bd. 7, 1970. Je 3 Hefte.

Die vom Institut für Geschichte und Linguistik an der Universität in Tirana herausgegebene Zeitschrift enthält vor allem historische, archäologische und zeitgenössisch politische Aufsätze, die für das Werden des modernen albanischen Staates wesentliche Probleme aufwerfen¹. Doch haben natürlich alle Beiträge, die sich mit der illyrischen Kultur beschäftigen, ihre Bedeutung für die Geschichte des Gesamtbalkans (und darüber hinaus). Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Aufsätze (alle mit französischen Zusammenfassungen) von Skënder Anamali und Muzafer Korkuti (1969: 1, 115 ff.), Zhaneta Andrea (1969: 1, 151 ff., bemalte Keramik), Skënder Aliu (1969: 1, 159 ff.), Dhimosten Budina (1969: 1, 165 ff.), Hasan und Neritan Ceka (1969: 2, 133 ff., Entwicklung des Staates bei den Illyrern), Andromaqi Gjergji (1969: 2, 145 ff., Kontinuität illyrischer Trachten in albanischen Volkstrachten, mit Abb.), Muzafer Korkuti (1969: 3, 159 ff., bemalte Keramik, mit Abb., und noch einmal 1970: 3, 159 ff.). Die Frage, ob in den Beigaben der hochmittelalterlichen albanischen Gräber avarische Einflüsse nachzuweisen sind, wird von Hëna Spahiu behandelt (1969: 1, 179 ff.). Skënder Anamali äussert sich allgemein zur hochmittelalterlichen albanischen Kultur (1969: 2, 155 ff.). Der Beitrag von Kasem Biçoku beschäftigt sich mit einem Abschnitt aus Skanderbegs Leben (1970: 2, 139 ff.). Auch die Haiducken finden ihre Darstellung, bei Luan Bajo (1969: 2, 65 ff.). Die Frau in der sozialen Stellung früherer und jetziger Zeiten ist das Thema der Aufsätze von Rrok Zojzi (1969: 1, 33 ff.), Abaz Dojaka (1969: 1, 41 ff.) und Koço Nova (1969: 2, 101 ff., im Gewohnheitsrecht der Labërie). Über die Frauentracht der Zadrime schreibt Andromaqi Gjergji (1970: 1, 93 ff.) und über den befestigten Wohnturm, die Kula im Gebiet der Mirdita, Pirro Thomo (1970: 1, 127 ff. mit zahlreichen Abb.).

Wildhaber

¹ Siehe dazu neuerdings Gilbert Mury, *Albanie, terre de l'homme nouveau*. Paris, François Maspero, 1970.

Ethnologia slavica. 1. Bd., 1969 (publ. 1970). Bratislava, Slovenské Pedagogické Nakladateľstvo. 226 S.

Unter der Leitung von *Ján Podolák* erscheint in Bratislava zur Feier des 50jährigen Bestehens der dortigen Comenius-Universität der erste Band einer «Ethnologia slavica». Diese Zeitschrift soll Forschungen und Forschungsberichte aus der Welt der slavischen Völker den Völkern Westeuropas vermitteln; alle Aufsätze sind deshalb in einer westlichen Sprache abgefasst. Damit kommt die Zeitschrift einem dringenden Bedürfnis der vergleichenden Volkskunde entgegen. Wir hoffen sehr, die Zeitschrift möge das Verständnis und die Unterstützung der zuständigen Behörden finden. Das Redaktionskollegium setzt sich aus Tschechoslowaken (Prag, Brno, Bratislava), Bulgaren (Sofia), Jugoslaven (Beograd, Zagreb, Skopje, Ljubljana), Polen (Poznań, Kraków), Russen (Moskau, Kiev) und Sorben (Berlin) zusammen. Der erste Band enthält zwölf Aufsätze (diejenigen von *Milovan Gavazzi* und *Zoltán Ujváry* siehe bei den «Kurzen Hinweisen»). Wir möchten hier nur hinweisen auf die Aufsätze über Hirtenkultur in den Karpathen von *Ján Podolák* und *Anton Habovštiak*, brauchtümliche Spiele und Theateraufführungen der Bulgaren von *Christo Vakarelski*, die zwischenslavischen Beziehungen in der Volksdichtung und die Kontaktzonen von *Oldřich Sirovátka* und über den Waldgeist «*Lesnik*» in Süd-Serbien von *Slobodan Zečević*.

Wildhaber

Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Hrsg. im Auftrag der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Baden-Württemberg vom Württembergischen Museumsverband Stuttgart, in Zusammenarbeit mit den badischen Heimatmuseen (Schriftleitung *Albert Walzer* und *Hans-Ulrich Roller*). Heft 12/13, 1971. 95 S., 75 Abb., 16 Farbtaf.

Das ganze Heft enthält – wie das auch früher schon gelegentlich der Fall war – nur einen einzigen Beitrag; es gewinnt dadurch sehr an Einheitlichkeit. Der Arzt *Karl Hillenbrand*, dem wir bereits seine grundlegende Arbeit über «Bemalte Bauernmöbel aus württembergisch Franken» verdanken, hat in jahrzehntelanger Sucharbeit die Inventarisierung der «Schwäbischen Ofenwandplättchen» an die Hand genommen. Nun kann er das Ergebnis seiner Bemühungen in einer ganz vorzüglich bebilderten Studie vorlegen. Nach einem kurzen Blick auf Geschichte, Material, Technik und Verwendung dieser Ofenwandplättchen wendet er sich eingehend den einzelnen Hafnern zu. Auf einer Verbreitungskarte sind elf Hafnerorte mit ihren Ausstrahlungsradien eingetragen. Das früheste datierte und signierte Plättchen stammt aus dem Jahr 1725. Anfangs sind vorwiegend nur Bilder dargestellt, später kommen dann reichlich Verse dazu. (Wie es ja auch bei den Hafnerschüsseln der Fall war). Die Abbildungen bringen eine Menge hübscher ikonographischer Details; sie zeigen auch ganze Wände (in situ und in Museen wieder hergestellt). Eine in jeder Hinsicht höchst erfreuliche Arbeit.

Wildhaber

Festschriften, Forschungsberichte, Museen und Atlanten

Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag *Bruno Schiers*. Hg. von *Gerhard Heilfurth* und *Heinrich Siuts*. Göttingen, Otto Schwartz & Co., 1967. 257 S., XV Bildtafeln. (Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg Lahn, 5).

Es war sinnvoll, die Festschrift für *Bruno Schier* interethnischen Problemen zu widmen, hat doch der Jubilar in seinem bisherigen Lebenswerk der Geschichte des wechselseitigen Gebens und Nehmens zwischen verschiedenen ethnischen

Gruppen stets grosse Beachtung geschenkt. Wenn auch nicht alle Mitarbeiter spezifische Kulturverflechtungsprobleme behandeln, so bemühen sie sich doch, bei der Behandlung ihres Gegenstandes auch die Verhältnisse ausserhalb des deutschen Raumes zu berücksichtigen.

Josef Schepers weist nach, dass das Eindringen des südeuropäischen Steinbaues in Nordwestdeutschland den Weg über die städtischen Oberschichten genommen hat. Adlig-bürgerliche Wohnbauvorbilder griffen in springender Horizontalbewegung auf Ackerbürgerstädtchen und schliesslich auf Dörfer über, wobei dem Stand der urban geprägten Weinbauern eine wichtige Vermittlerfunktion zukam. – Über die Konflikte zwischen Klerus und Montanarbeitschaft berichtet anhand von Dokumenten *Gerhard Heilfurth*. Die Zeugnisse von der Respektlosigkeit der Bergleute gegenüber kirchlichem Glauben reichen ins 12., in einem Falle sogar ins 8. Jahrhundert zurück und erinnern in mancher Beziehung an den Antagonismus zwischen Kirche und Arbeiterschaft im Industriezeitalter, wobei jedoch im Falle der Bergleute eher ein beruflich bedingtes, übersteigertes Selbstbewusstsein zu Grunde zu liegen scheint, während die Industriearbeitschaft den Klerus als Verbündeten des Klassengegners bekämpfte. – *Heinrich Schauerte* erhellt unter dem Titel «Volkskundliches zur Taufe» den Sinn des um Kleinkind und Taufe kreisenden vielfältigen Brot-Brauchtums, das apotropäischen, symbolischen oder karitativen Charakter haben kann. Im zweiten Teil seines Beitrages geht er dem Komplex der Totentaufe, insbesondere der Taufe totegeborener Kinder nach, wobei er zeigt, wie sehr diese Problematik schon die frühchristlichen Kirchenschriftsteller beschäftigte. – Aus der Fülle der volkstümlichen religiösen Mahnbilder greift *Robert Wildhaber* dasjenige vom guten und vom schlechten Gebet heraus. Der am häufigsten anzutreffende Typus zeigt Christus in der Bildmitte, auf der linken Bildseite den guten und auf der rechten Seite den schlechten Beter. Während zum demütigen und aufrichtigen Beter Blutlinien von den Wundmalen Christi her verlaufen, führen die das schlechte Gebet darstellenden Linien hinter den Beter zurück zu dessen irdischen Gütern, die breit dargestellt sind. Wildhaber nimmt als Vorbild für diesen Bildtypus einen zwischen 1430 und 1460 entstandenen deutschen Holzschnitt an, der im Bildteil des Bandes neben Varianten aus verschiedenen Kulturräumen wiedergegeben ist. – *Will-Erich Peuckert* (†) stellt Leben und Werk des «mährischen Albert Magnus» Andreas Glovez in den grossen Zusammenhang der auf den Gesetzen der *Magia naturalis* aufbauenden Geisteswelt, in welcher sich der Schritt von der alten Magie zur Wissenschaft vollzogen hat. – Die Reiseerfahrungen des reformierten Hofpredigers und späteren Dekans von Rotenburg an der Fulda, Friedrich Lucae (1644–1708) werden von *Karl-Sigismund Kramer* nach volkskundlich interessanten Gesichtspunkten (konfessionelle Differenzen, Theater und Maskeraden, Preistanz, Hänseln, Erzählgut) vorgestellt. – *Franz J. Beranek* (†) beschäftigt sich, ausgehend von der tschechischen Bezeichnung für die Hufe (*lán*), mit der Rolle der Langobarden bei der Gestaltung des Bodenrechts im Donauraum. – Der Frage, wie sich der abendländische Stadttypus im östlichen Mitteleuropa verbreitet habe und wie sich insbesondere das Miteinander von Deutschen und Slawen in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert abgespielt habe, geht *Ernst Schwarz* nach und zeigt an den Beispielen der Städte Stettin, Brünn, Prag, Bautzen u.a., dass Deutsche und Slawen in der Regel getrennt gewohnt haben, in eigenen Quartieren und eigenen Gassen. – Über die Rolle der tschechischen Literatur in der Industrie- und Montangesellschaft des im 19. Jahrhundert national stark zerklüfteten Schlesiens handelt *Heinrich Jilek*, wobei er das Werk Petr Bezruč, des eigentlichen Begründers der tschechischen Soziallyrik hervorhebt. – *Rudolf Žatko* gibt einen mit guten Illustrationen versehenen Abriss der Geschichte des slowakischen Volkstheaters, das nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Dörfern verschwunden und jetzt für die Volkskunst-Ensembles verfügbar geworden ist. – Einen Beitrag zur Kenntnis des niederösterreichischen Hirtenstandes, seiner Traditionen und seiner Sachgüter bringt *Leopold Schmidt*.

Die marginale Stellung der Schafhirten, die nicht selten zu den «unehrlichen Leuten» gezählt wurden, kam diesen nicht nur auf Grund ihrer besondern, berufsbedingten Lebensweise zu, sondern auch wegen ihrer nicht seltenen Zugehörigkeit zur protestantischen Konfession. – *Béla Gunda* gibt einen gedrängten Abriss über das Hirtenwesen im Karpatenraum, wobei er zeigt, in welcher differenzierter Weise sich die Hirten den Naturbedingungen anzupassen wussten. – Für die in Joseph Meinerts bekannter Sammlung deutscher Volkslieder aus dem Kuhländchen (Nordmähren) abgedruckten Wechselbalg-Ballade, die im deutschen Sprachraum keine Varianten aufzuweisen hat, gibt es Varianten in der tschechischen Umgebung der ehemaligen deutschen Sprachinsel. *Lutz Röhrich* zeigt in seinem Beitrag die wesentlichen inhaltlichen und strukturellen Unterschiede zwischen der Wechselbalg-Sage und der Wechselbalg-Ballade auf. – Anhand der Biographie eines 1947 ins sächsische Vogtland übersiedelten Donauschwaben geht *Ingeborg Weber-Kellermann* den Begriffen von Heimat und Fremde nach und zeigt, dass die Ungarndeutschen nicht auf einer «Sprachinsel» lebten, sondern in einem durch verschiedene Ethnien geprägten Milieu, innerhalb dessen sie sich mit Leichtigkeit bewegten und das ihre Heimat war. – Dass innerhalb von Gebieten mit gemeinsamer geschichtlicher Prägung und gemeinsamer Konfession Kulturbeziehungen auch dann weitergehen können, nachdem diese Gebiete durch Staats- und landessprachliche Grenzen durchschnitten worden sind, zeigt *Hinrich Siuts* für den deutsch-niederländisch-flämischen Raum am Beispiel von Ansingliedern zu den Kalenderfesten. – Der Beitrag von *Wolfgang Brückner* «Europäische Konkurrenz in Kunstblumen» ist eine Ergänzung zum Buche des Jubilars «Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart» und hat vor allem die neuesten Wandlungen der Waldürner Kunstblumenindustrie zum Gegenstand. – Ein von *Dietmar Sauer* besorgtes Verzeichnis der Publikationen von Bruno Schier beschliesst die Reihe der Beiträge. A. Niederer

Verzeichnis der volkswissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Bestände der hessischen Museen. Zusammengestellt von *Alfred Höck* und *Dieter Kramer*. Marburg, Institut für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität, Abteilung Hessen, 1970. 372 S., 12 Abb. (Als Manuskript gedruckt, nicht im Buchhandel).

Die Herausgeber sind sich darüber im klaren, dass sie mit ihrem «Verzeichnis» nicht eine vollständige Inventarisierung der hessischen Museumsbestände vorlegen; diese bleibt weiterhin ein Desideratum. Aber sie bieten jedem Museumsmann und Forscher ein Instrumentarium von grossem Wert, und wir wissen ihnen Dank, dass sie diese wichtige und mühevollen Arbeit auf sich genommen und durchgeführt haben. Vorausgegangen ist 1965 der Versand eines Fragebogens, der die wesentlichen Angaben über Organisation und Bestände der Museen einbringen sollte. Eine lange Begründung für ihr Einteilungsschema ist gar nicht vonnöten; die Hauptsache bleibt ja doch, dass das Schema für den Bearbeiter und den Benutzer klar ist und ausnützlich bleibt; soziologische Theorien sind für ein «Hilfsmittel» völlig unergiebig. Dem Benutzer bleibt es vorbehalten, die Auswertung, Sichtung und Einreihung vorzunehmen. Wir anerkennen gerne, dass die Herausgeber nach bestem Wissen ihr Möglichstes taten, um ein nützliches Kompendium zu schaffen. Die Anordnung beruht auf dem Schema des Fragebogens, der am Anfang abgedruckt ist. Danach werden zuerst allgemeine organisatorische Angaben über jedes Museum zusammengestellt (sie finden sich auch – und dort wohl mit mehr Recht – im Handbuch der Museen in Hessen, Kassel 1970). Nachher folgen in 19 Gruppen die eigentlichen volkswissenschaftlichen oder kulturgeschichtlichen Bestände. Den Abschluss bilden jeweils einige Literaturangaben. Der erste Hauptteil führt nun die einzelnen Museen in alphabetischer Reihenfolge an. Wenn ich wissen will, welche Bodenbearbeitungsgeräte ein

Museum enthält, sehe ich unter seinem Namen die betreffende Einteilungsnummer daraufhin durch. Wenn ich aber erfahren möchte, welche Museen das betreffende Gerät besitzen, sehe ich im Sachregister des zweiten Hauptteils nach. Das Buch schliesst – für diesen Fall sicher mit vollem Recht – die naturwissenschaftlichen Museen, die reinen Kunstsammlungen und die meisten Schloss- und Kunstgewerbemuseen aus. Der Bilderanhang gibt nichts her; man hätte ihn ebensogut weglassen können, oder man hätte ihn um das Hundertfache vermehren müssen.

Wildhaber

Biographica. Nordic folklorists of the past. Studies in honour of Jouko Hautala, 27.6.1970. Hrsg. von Dag Strömbäck, Brynjulf Alver, Bengt Holbek, Leea Virtanen. Kopenhagen, Nordisk Institut for Folkedigtning, 1971. XVII, 452 S.

Die Festschrift, die Jouko Hautala, der Professor für finnische und vergleichende Folklore-Forschung an der Universität Helsinki, zu seinem 60. Geburtstag erhält, hat ein festumrissenes Thema; die Herausgeber nahmen sich vor, die grossen nordischen Folklore-Wissenschaftler in biographischen Würdigungen einem internationalen Leserkreis vorzustellen. Das Thema ist für Hautala sehr sinnvoll gewählt, denn er hat erst kürzlich einen Überblick über die finnische Folklore-Forschung veröffentlicht (s. die Anzeige in diesem Heft). 24 Verfasser schreiben kritische Wertungen über 26 Volkskundler aus allen nordischen Ländern; die meisten Namen haben einen ausgezeichneten internationalen Klang; ihre Lebensdaten erstrecken sich von 1785 bis 1967. Es sind sieben Finnen (Elias Lönnrot, Julius und Kaarle Krohn, Antti Aarne, Väinö Salminen, Uno Harva, A. A. Koskenjaakko), sechs Schweden (A. A. Afzelius, G. O. Hyltén-Cavallius, N. G. Djurklou, N. E. Hammarstedt, Martin P. Nilsson, Carl Wilhelm von Sydow), fünf Dänen (Svend Grundtvig, H. F. Feilberg, Evald Tang Kristensen, Axel Olrik, F. Ohrt), sechs Norweger (Sophus Bugge, J. K. Qvigstad, Moltke Moe, I. Reichborn-Kjennerud, R. Berge, Knut Liestøl) und je ein Volkskundler von den Färöern (V. U. Hammershaimb) und Island (Jón Árnason). Bengt Holbek bedauert in seinem vorzüglich einführenden Vorwort, dass der Norweger Nils Lid und der Schwede Hilding Celander fehlen. Holbek macht sich Gedanken über die Entwicklung der nordischen Folklore-Forschung, in deren Zentrum für lange Zeit die nordischen Literaturen des frühen Mittelalters und die grossen Balladensammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts standen. Wenn auch eine gewisse Tendenz der Abkapselung und der betont nationalen Einstellung gelegentlich unverkennbar ist, so dürfen darüber doch die grossen internationalen Leistungen nicht vergessen werden; als den grössten nordischen Beitrag an diese internationale Forschung bezeichnet Holbek die «finnische Methode». Daneben soll erinnert werden an die Gründung der FFC, an Aarnes Verzeichnis der Märchentypen, an Olriks Epische Gesetze der Volksdichtung und an Krohns Folkloristische Arbeitsmethode. Es ging im Grunde um ein Sich-Besinnen auf bleibende Werte: die eigene Vergangenheit wird untersucht um festzustellen, welche Ideen heute noch Gültigkeit haben und welche nicht. Erfreulicherweise sind alle Beiträge in englischer Sprache abgefasst; wir sind Holbek sehr dankbar, dass er den Mut hatte zu sagen, dass nur eine Übersetzung ins Englische oder ins Deutsche in Frage komme, wenn man auf dem Gebiet der Volkskunde international gelesen werden wolle. (Und wir möchten hoffen, dass diese Erkenntnis allmählich auch in den Zusammenfassungen der Arbeiten in den Ländern von Ost- und Südeuropa durchdringt.)

Wildhaber

Jouko Hautala, Finnish folklore research 1828–1918. Helsinki, Societas Scientiarum Fennica, 1969. 179 S., Photos. (The History of Learning and Science in Finland 1828–1918, Bd. 12.)

1828 wurde die alte Universität in Turku in die neue finnische Hauptstadt Helsinki verlegt; sie hiess nun bis zum Jahre 1918 Kaiser-Alexander-Universität von Finland. 1918 wurde sie die Universität der neu gegründeten finnischen Republik. Während der Zeit von 1828 bis 1918 war sie die einzige finnische Universität, so dass die gesamte wissenschaftliche Forschung mit ihr in Zusammenhang stand. Die finnische Gesellschaft der Wissenschaften benützt diesen äusseren Umstand, um im grossen Überblick einen Tätigkeitsbericht über alle Zweige der Wissenschaft während dieser Zeit vorzulegen. Dieser Bericht ist auf 20 Bände geplant. Einer davon umfasst die finnische Volkskunde; wir müssen uns dabei immer bewusst sein, welche hervorragende Rolle die Volkskunde im nationalen Werden des finnischen Staates innehatte. Die Stellung der schwedischen Volkskunde in Finland ist einem eigenen Bande vorbehalten («Swedish Folklore in Finland»).

Hautala, der den Lehrstuhl für Folklore in Helsinki innehat, gibt uns einen sehr schön geschriebenen, objektiven und dabei doch kritisch würdigenden Überblick über diese ereignisreiche und bedeutungsvolle Zeit der finnischen Volkskunde. Um nicht schematisch mit dem Jahr 1918 abzubrechen, zieht der Verfasser für einzelne Forscher auch ihr späteres Werk ein, sofern es die gleichen Charakteristika aufweist wie in der Zeit vor 1918. An der Universität ist Volkskunde seit 1888 als Fach vertreten, als Kaarle Krohn zum Dozenten ernannt wurde; ein permanenter Lehrstuhl besteht seit 1908. Hautala beginnt mit einem Überblick über die frühere Zeit, anfangend mit Michael Agricola und Olaus Magnus aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die eigentliche Forschung setzt mit Elias Lönnrot und den Kalevalastudien ein. Wie wichtig diese waren, erkennt man am besten aus Hautalas Worten (S. 25): «It was the Kalevala that guided the cultivation of the language, national research work, national art, along the lines they have followed ever since. In a decisive way it caused civilization in Finland to become Finnish, to use the Finnish language; it brought about the growth towards spiritual independence that has been the condition for political independence». Höchst interessant ist, was Hautala über das Zustandekommen der definitiven Kalevala-Fassung schreibt, und wie er ihre Wirkung auf die damalige deutsche Wissenschaft, vertreten etwa durch Ludwig Uhland, Jacob Grimm, Karl Simrock, Adalbert Kuhn und Max Müller schildert. Mit der Zeit wandte man sich in Finland, bedingt durch evolutionistische Tendenzen, immer mehr der noch vorhandenen mündlichen Überlieferung zu, anstatt sich in theoretischen Spekulationen zu gefallen. Hautala nennt als Begründer der modernen wissenschaftlichen finnischen Volkskunde A. A. Borenius. Ausführlich werden dann das Wirken und die Bedeutung von Julius und Kaarle Krohn beschrieben. Wir dürfen nicht vergessen, welchen Einfluss die finnische Forschung auf die gesamteuropäische Forschung hatte, vor allem was die Auffassungen über Entstehung und Wanderung von Lied, Epos, Märchen und Sage angeht. Mit Hautalas Buch erhalten wir die Grundlagen für das Verständnis auch der kontinental-nationalen Forschungsrichtungen. Von jüngeren Vertretern seien besonders die Namen Antti Aarne, Uno Harva (früher nannte er sich Holmberg) und A. V. Rantasalo herausgehoben. Wildhaber

Kristján Eldjárn, Hundrad ár í þjóðminjasafni [The National Museum of Iceland. A centennial]. Reykjavík, Bókautgáfa Menningarsjóðs, 1969. XXX S., 100 Abb. mit isländischem Text. Zusammenfassung und kurze Beschreibung in Englisch.

Das isländische Nationalmuseum ist 1863 gegründet worden. Zur Feier des hundertjährigen Bestehens ist dieses prächtige Buch mit erlesen schönen Abbildungen von seinem damaligen Direktor Kristján Eldjárn, dem heutigen Staatspräsidenten, herausgegeben worden. Eldjárn betont, dass es ihm nicht darum

gegangen sei, die schönsten Objekte des Museums herauszusuchen, sondern dass er einen Überblick geben wollte über die Vielfältigkeit der Bestände des Museums mit seinen verschiedenen Abteilungen: Wikingerzeit, Volkskunst, kirchliche Kunst, Abteilung für Fischerei und Landwirtschaft, um die wesentlichsten zu nennen. 100 Objekte sind wiedergegeben mit ausführlichem isländischem Text (und einer kurzen englischen Beschreibung im Anhang). Die Anordnung dieser Objekte erfolgt auf Grund ihres Eingangs ins Museum; für jede Dekade sind zehn Objekte ausgewählt. Ganz hervorragend sind die Holzschnitzereien, die prachtvollen Textilien und einige Arbeiten in Walfischbein. Einige Stücke sollen hier besonders erwähnt werden: Nr. 1: Grabbeigaben aus dem 10. Jahrhundert, unter anderem ein Satz Spielklötzchen, ein länglicher Würfel und ein Figürchen aus Walfischbein. Nr. 6: eine bäuerliche Zeichnung eines Hofes von 1765 mit der Darstellung alltäglicher Arbeiten; das Bild steht in gut skandinavischer Tradition; in die gleiche Tradition gehört das Letzte Abendmahl eines «naiven» Malers aus dem Jahre 1771 (Nr. 38). Nr. 10: vertikaler Webstuhl, bis etwa 1800 im Gebrauch; danach wurde er durch den horizontalen Webstuhl abgelöst. Nr. 31: Grabstein von 1569 mit Memento-mori-Motiven (Steinarbeiten sind selten in Island). Nr. 36: isländische Festtracht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Nr. 41: grosse Holztafel von 1693 als Totenandenken, vermutlich in Kopenhagen gemalt. Ebenfalls dänische Arbeit ist Nr. 75: ein Erinnerungsbild mit Kruzifixus, einer Familie und sechs am Boden liegenden verstorbenen Wickelkindern. Nr. 49: eine spätbarocke Altartafel (1805) eines bäuerlichen Malers und Schnitzers, von dem eine grössere Zahl seiner Werke erhalten geblieben ist. Wildhaber

Etnografický atlas slovenska [Ethnographischer Atlas der Slowakei]. Bratislava, Centrum etnografického atlasu slovenska pri národopisnom ústave SAV, 1970. Einführungsheft, 124 S., 1 Karte; Text von *Soňa Kovačevićová*, mit deutscher Zusammenfassung; 3 Enquêteshefte: Frage 1–71, 382 S.; Frage 72–129, 325 S.; Frage 130–170, 237 S.; Anleitungsheft, 27 S.

Nun ist ein weiterer ethnographischer Atlas im Anlaufen; die Slowakei hat eben ihre Fragebogenhefte publiziert. 1971 soll mit den Erhebungen begonnen werden. Verantwortlich dafür ist ein neugeschaffenes Zentrum für den ethnographischen Atlas der Slowakei beim Institut für Ethnographie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften. Bei der Atlas-Kommission finden wir – neben anderen – die Namen von *Ján Podolák* und *Soňa Kovačevićová*; die letztere zeichnet als Sekretärin für den Atlas. Für die Erhebungen sind Fachleute aus 23 slowakischen Institutionen und Museen angemeldet. In fünf Jahren soll die Enquête beendet sein, und in weiteren fünf Jahren sollen die Karten und der Kommentar veröffentlicht vorliegen. Gewisse Schwierigkeiten müssen sich insofern ergeben haben, als die Slowakei nicht einheitlich von Slowaken besiedelt ist, sondern dass sich darin auch ungarische, ukrainische und ehemalige deutsche Gebiete befinden. Der Atlas ist nun als rein territorialer Atlas geplant, d.h. die Aufnahmen werden ohne Rücksicht auf ethnische Zugehörigkeit gemacht; sie geben den blossen Faktenbestand wieder. Die Karte mit dem Ortsnetz zeigt, dass zunächst das ganze Gebiet in regelmässige Quadrate aufgeteilt wurde und dass dann aus so ziemlich jedem Quadrat ein Belegort ausgewählt wurde. (Der polnische Atlas ist ähnlich vorgegangen.) Das ganze Netz umfasst 250 Orte. Für später ist auch an eine Befragung der slowakischen Siedlungen ausserhalb der Slowakei gedacht (wie es ja auch der deutsche Atlas machte). Die Fragen sollen die gesamte Breite der Volkskultur umfassen, wobei einzig auf Kartographierfähigkeit und die Möglichkeit, die Phänomene mit Hilfe der geographischen Methode zu erfassen, geachtet werden soll. Die Bereiche sind Agrarethnographie, Transport, Nahrung, Kleidung, Wohnen, Gesellschafts- und Familienleben, Brauchtum, erzählende, musikalische und Tanzfolklore. Im ganzen sind es 170 Fragen. Zu vielen Fragen sind im Frage-

heft erläuternde Zeichnungen beigegeben, unter denen üblicherweise der für den Ort gültige Typ bezeichnet werden soll, so z. B. Spaten, Egge, Sichel, Sense, Dreschflegel, Rebmesser, Erdgruben, Joch, Schleife, Dach, Giebelform, Raumverteilung im Haus, Flöten, Hörner, Dudelsack. Der Einführungstext betont ausdrücklich – und auch hier zeigt sich, dass vermutlich längere Diskussionen vorangegangen sind – dass «die slovakische ethnographische Wissenschaft dieses Werk doch keinesfalls als ihre einzige Aufgabe und Forschungsmethode» betrachte; der Atlas werde «als eines der methodischen Verfahren der Forschung für einen Zeitraum von etwa 10 Jahren akzeptiert.» Wir freuen uns aber trotzdem über die Realisation; denn gerade die Slowakei dürfte einen eminent wertvollen Beitrag zum gesamteuropäischen Raum liefern. Wildhaber

Atlas der schweizerischen Volkskunde, Atlas de Folklore suisse, begründet von Paul Geiger und Richard Weiss, weitergeführt von Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer. Zweiter Teil, 7. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1971. Karten 247–260, Kommentar S. 583–784.

Schon früher haben die Herausgeber des grossen Atlaswerks darauf hingewiesen, es seien seinerzeit Phänomene so verschiedener Art erfragt worden, dass zur Auswertung eigentlich Spezialisten eingesetzt werden müssten. Dieses Problem ist bei der vorliegenden Lieferung besonders akut geworden, weil die meisten der zu behandelnden Fragen das wichtige Gebiet des volkstümlichen Erzählguts betreffen, dem ja in der neueren und neuesten Forschung besonderes Gewicht zukommt. Da Spezialisten nicht beigezogen werden können, muss man billigerweise den Beauftragten Zeit lassen, sich einzuarbeiten – das geht auf Kosten einer raschen Edition, ist aber oberflächlicher Arbeit bei weitem vorzuziehen.

Zwei Karten (Redensarten beim Jucken in der Nase und bei Donner und Blitz), bearbeitet von W. Escher resp. E. Liebl, gehören noch zum bereits in einer früheren Lieferung begonnenen Themenkreis des in Redensarten überlieferten Aberglaubens. Die Deutungen für die erstere verteilen sich auf drei Gruppen: Zusammenhang zwischen zwei voneinander entfernten Personen, Vorzeichen guter oder schlimmer Art, Anzeichen von Krankheiten. Bei den Redensarten über den Donner (der Blitz fällt ausser Betracht) herrschen Scherzfiktionen vor; daneben erscheinen auch Stossgebete, Kreuzzeichen, apotropäische Massnahmen.

Die 12 Karten und gewichtigen Kommentare zum volkstümlichen Erzählgut zeugen von dem ernstesten und erfolgreichen Bemühen, sich den Stoff ganz zu eigen zu machen. Der Fleiss und das Geschick, das oft disparate Material zu sichten und übersichtlich darzubieten, verdienen nicht nur uneingeschränkte Anerkennung, sondern Bewunderung. Zwei Karten, die über historische Persönlichkeiten und über alte Völker in der Sicht des Volks, hat W. Escher beige-steuert, alle andern sind der Umsicht Elsbeth Liebls zu verdanken, wobei sie sich für die Schildbürgerorte auf die Darstellung von Richard Weiss (SAVk 43, 1946) stützen konnte. Unzählige Fakten, die für das volkstümliche Geschichtsbewusstsein bezeichnend sind, finden sich in den Kommentaren. Man erfährt etwa, dass sich für die früheren Epochen das Interesse auf die «Heiden» und die Römer, dagegen nur selten auf die Kelten und Germanen richtet. Für die neuere Geschichte ist es die «Franzosenzeit» nach 1798, unter den Persönlichkeiten Napoleon, die sich dem Gedächtnis des Volks am stärksten eingepägt haben. Beachtung verdient die Tatsache, dass Riesensagen hinter den Erzählungen von «kleinen Leuten» weit zurücktreten und dass letztere vor allem im Alpen- und Voralpengebiet verbreitet sind. Unter den Erzählungen von Arbeiten des Teufels und von Spuren, die er hinterlassen hat, stechen Berichte über Brückenbauten und über Teufelssteine hervor. Auffälligerweise hat dabei weder die berühmte Teufelsbrücke in der Schöllenen noch der mit ihrem Bau in Verbindung gebrachte Teufelsstein bei Göschenen irgend eine Erwähnung gefunden, obwohl diese Brückengeschichte

dank der Schule zu den schweizerischen Standard-Sagen gehört. Die Vorstellung von Totenzügen ist, oft unter dem Namen Gratzug oder Totenprozession, am stärksten im Oberwallis, als Nachtschar, Totenvolk usw. vor allem in Graubünden verbreitet, für den Glauben an ein Geisterheer (Wilde Jagd, Türscht, Wüetisheer) erschliesst sich ein Kerngebiet im westlichen Mittelland. Als wichtige Ergänzungen für die in die Karten aufgenommenen Erscheinungen sind die mit Recht in grosser Zahl im Kommentar verzeichneten Einzelangaben beizuziehen.

Dürfen wir einmal aussprechen, dass die überaus sorgfältige und auch editions-technisch vortreffliche Arbeit am Atlas unter den Volkskundlern grössere Beachtung verdiente. Namentlich ist zu wünschen, dass sie dieses Arbeitsinstrument – als solches ist es ja von Anfang an gedacht gewesen – fleissiger benützten. Strübin

Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte. Bd. 13: Kunsthistorische und volkskundliche Beiträge. Berlin, Akademie-Verlag, 1971. 237 S., Abb., 31 Taf.

Wir führen hier nur die volkskundlichen Beiträge des staatlichen Bandes an. Was *Ulrich Steinmann* über «Die ältesten Siegelbilder der mecklenburgischen Städte Grabow, Neustadt-Glewe und Hagenow» (127–141, 5 Abb.) zu sagen weiss, ist geradezu spannend zu lesen. Beim Siegel von Grabow kann Steinmann überzeugend nachweisen, dass der hl. Georg auf dem zu seinen Füssen liegenden Kaiser Diocletian steht; er führt weitere Beispiele an, in denen ebenfalls ein Heiliger auf seinen besiegten Gegnern und Verfolgern steht. Beim Siegel von Neustadt-Glewe vermutet Steinmann, dass die Einwohner nichts von der Herkunft ihres Ortsnamens aus dem slavischen Wort *chlew* (Stall) wussten, sondern dass sie den Namen in Verbindung mit *glowa* (Kopf) brachten und auf Grund dieser volkstümlichen Deutung einen Kopf in das Siegel ihrer Stadt setzten. Wir hätten damit einen für Mecklenburg einmaligen Sonderfall, denn alle andern «redenden» Zeichen in städtischen Siegeln gehen auf eine Deutung des Ortsnamens mit Hilfe der deutschen Sprache zurück. Das bis jetzt nicht gedeutete Bischofsbild im Siegel der Stadt Hagenow kann von Steinmann in schöner Beweisführung als die Gestalt des Bischofs Dionysius von Paris erklärt werden. (Zur Literatur wäre neu heranzuziehen: Matthias Zender, Die Verehrung des Hl. Dionysius von Paris in Kirche und Volk. In: Landschaft und Geschichte. Festschrift für Franz Petri [Bonn 1970] 528–551). Der andere Teil des Siegels, der Hag, nimmt Bezug auf den Namen Hagenow. – Ein mit 48 höchst instruktiven Abbildungen von Reiseskizzen und mit 4 Tafeln illustrierter Beitrag stammt von *Saulvedis Cimermanis*: «Die Reiseskizzen Johann Rudolf Sturns als Quelle für die Geschichte der materiellen Kultur Lettlands. Zur Glaubwürdigkeit des Reisealbums von Meyerbergs Gesandtschaftsreise (1661/62)» (143–186). Sturn (oder Storno) war ein Schweizer Maler; er begleitete A. v. Meyerberg auf seiner Gesandtschaftsreise. Die Skizzen, die dabei entstanden, sind eine wertvolle Geschichtsquelle zum Studium der materiellen Kultur, vor allem der Häuser und des Transportwesens. – Steinmann stellt vier Aufsätze «Zu den Rasselgeräten der Hirten und Schäfer» zusammen (187–205). Von ihm selber stammen «Die Klimperküle aus Brandenburg» und «Ein Ringstecken aus Oberhessen» (bereichert durch einen Beitrag von *Alfred Höck*); *Peter Wiepert* schreibt über «Die Ringknüppel auf Fehmarn» und *Fritz Klocke* über «Die Wurfstöcke oder Werfketten der Schäfer». Gebraucht werden (oder wurden) sie in den erwähnten Fällen von Pferde- und Rinderhirten für ihre Herden und von Schäfern zur Abrichtung ihrer Hunde. Man könnte die Literatur über die Rasselstöcke natürlich einmal in einem europäischen Zusammenhang würdigen. Zu den paar Angaben von Steinmann füge ich hier auszugsweise bei (ohne Vollständigkeit!): *Leinbock*, Esten 26 u. Abb. 13; *Manninen*, Estland II, 165 f.; *Enquêtes du Musée de la Vie wallonne* III, 305 f. u. IV, 364; *Haust*, Dictionnaire liégeois 440; *Rübel*, Viehzucht (Wallis) 85 u.

Abb. XLVI; Feilberg, Bondeliv I, 206; Petersen, Redskaper 42ff. u. 511; Solheim, Saetertradisjon 127; Václavík, Slovenské palice Taf. 11; Philipp, Ermländische Volkskunde 148. – Der letzte Beitrag stammt von *Fritz Klocke*, Milch-wirtschaftsgeräte aus dem Harz (217–218, 26 Abb.); er ist vor allem wertvoll durch die tadellos sauberen Zeichnungen, die in funktioneller Anordnung die gesamten Geräte der Milchwirtschaft vorführen, wie sie im Harz verwendet wurden.

Wildhaber

Theoretisches und Monographien

Matti Sarmela, Reciprocity systems of the rural society in the Finnish-Karelian culture areas with special reference to social intercourse of the youth. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1969, 347 p., 27 maps (FFC 207).

Der Autor gibt in seiner umfangreichen Arbeit über Systeme der Gegenseitigkeit in der ländlichen Gesellschaft Finnlands an, dass er rund 15- bis 30 000 Informationen (individual items of information) ausgewertet hat (p. 17), ein Material, wie es selten zur Verfügung steht. Diese Angabe stimmt mit dem Eindruck, den man beim Lesen des Werks empfängt, überein: Sarmela ist mit den finnischen Volkstraditionen aufs engste vertraut. Was den Titel der Arbeit angeht, so ist vielleicht eine Bemerkung angebracht. Zweierlei scheint im Mittelpunkt der Arbeit zu stehen: die Feiern, Feste und sonstigen Anlässe, bei denen sich das Prinzip der Gegenseitigkeit manifestiert, und die Aktivitäten der Jugendgruppen. Dies ist auch aus der Anordnung des Materials ersichtlich: (Einleitung), Systeme der Gegenseitigkeit in der historischen Periode (lokale Feste, Familienfeste, Arbeitsfeste, Feiern und Anlässe der Jugend, nächtliches Freien der Jugend), der Rahmen der Sozialisierung (Jugendgruppen, historische Kontaktpunkte), Zusammenfassung (Synthese der Gegenseitigkeits-Aktionen). Wenn Sarmela von den meist periodischen Anlässen und, wie dies im Untertitel (special reference to social intercourse of the youth) zum Ausdruck kommt, von den Jugendgruppen ausgeht, so ergibt sich von selbst ein Ansatz, der zur Hauptsache dem Brauchtum verpflichtet ist. Andererseits erklärt der Autor selbst, dass er in seine Arbeit ethnologische und sozialanthropologische Gesichtspunkte miteinbezogen hat. Dies wird vom Titel reflektiert, der den Eindruck erweckt, als liege eine soziologische oder sozialanthropologische Arbeit vor. Da nun also der Begriff der Gegenseitigkeit zentral ist, vermisst der Rezensent eine entsprechende ausführliche Diskussion und Bestimmung des Begriffs der Gegenseitigkeit oder Reziprozität, vor allem auch eine genaue Beschreibung der Gruppen, die diese Gegenseitigkeit praktizieren, d.h. austauschen, und die Beschreibung dessen, was wirklich reziprok ist, d.h. ausgetauscht wird. Sehr viel Gewicht wird der Periodizität der Zusammenkünfte beigemessen, die das Prinzip der Gegenseitigkeit manifest werden lassen, und ebenso der Beschreibung dieser Anlässe. Falls der Titel zu Recht besteht, hätte die Natur der bei diesen Gelegenheiten stattfindenden Transaktionen (oft geht es um Heiratskontrakte oder -vereinbarungen) und die Beteiligung der verschiedenen Gruppen und Personen an diesen Transaktionen stärker im Vordergrund stehen müssen. Wo von Gegenseitigkeit die Rede ist, erwartet man, dass die gegenseitigen Verpflichtungen der beteiligten Gruppen oder Personen herausgearbeitet werden. Wenn angetönt wurde, dass der Verfasser dem Brauchtum besondere Aufmerksamkeit widmet und er ein sehr lebendiges Bild der ländlichen Verhältnisse Finnlands entwirft, sei doch auch gleich gesagt, dass er sich nicht mit einer statischen Beschreibung begnügt. Vielmehr gelingt es ihm, durch die Darstellung der historisch fassbaren Anlässe zu zeigen, in welchen Teilen Finnlands und auf welche Weise sich die sozialen

und die kulturellen Bedingungen gewandelt haben, welche Teile Finnlands in historischer Zeit akkulturiert oder assimiliert wurden und in welchen der marginalen Lage wegen über lange Zeiten hinweg unveränderte Verhältnisse herrschten. Aus diesem Grund wird das vorliegende Werk zu einem fesselnden Dokument, das den kulturellen Wandel Finnlands im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert belegt (etwa gezeigt am Wechsel von gemeindebezogenen auf gruppenbezogene Aktivitäten).
Gerhard Baer

Gotthard Wielich, Das Locarnese im Altertum und Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Kantons Tessin. Bern, Francke Verlag, 1970. 670 S., 2 Kartenbeilagen.

Gründliche Untersuchung über die Geschichte des Locarnese von den frühesten Zeiten bis zum Anschluss der Gegend an die Eidgenossenschaft (1513). Volkskundlich interessant ist besonders das Kapitel über das Spätmittelalter, wo archivalische und statutarische Belege zur Schilderung der inneren Geschichte zugezogen werden: politische und kirchliche Organisation, selbständige Wirtschaft, Handel und Verkehr, soziale Lage der Bevölkerung, Unterricht und Erziehung, d.h. nicht nur die «histoire-bataille», sondern die Rekonstruktion einer Welt, einer Gesellschaft. Die bestimmende Rolle in der Wirtschaft hat das Gemeinland, besonders in der Form der genossenschaftlichen Alpwirtschaft (*boggia*) sowie auch in der Forstwirtschaft (zum Holztransport staute man in den Tälern die Bäche durch einen Damm; die Kraft des Wassers trug dann das Holz hinunter zum Langensee). Nützliche Angaben über die im Jahre 1237 entstandene Leventiner Säumergenossenschaft infolge der Eröffnung des St. Gotthards (um 1220), der eine direkte Verbindung zwischen Italien und den Messen der Champagne herstellte. Ist es ein Zufall, dass gerade zu jener Zeit (1227) im Livinental das Alprecht neu geregelt wird? Es wird auch die Entwicklung des Handwerks verfolgt, besonders die Einführung der Wollweberei durch den Wollweber- und Tuchmacherorden der lombardischen Humiliaten. Die Seidenproduktion beginnt ihrerseits gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die zum menschlichen Habitus einer Periode und einer Gegend so wichtige Auswanderung setzt erst nach 1500 in einem bemerkenswerten Ausmass ein. Die frühesten Belege betreffen die Kaminfeger von Centovalli und Verzasca. Das Hauptproblem der Tessiner Geschichte, und zwar die Zugehörigkeit des Sopraceneri zur Diözese Mailand, wird ausführlich besprochen. Die mailändische religiöse Gewalt hätte nicht nur in den heute noch ambrosianischen Tre Valli (Leventina, Blenio, Riviera), sondern auch in den anderen Alpentälern bestanden. So löse sich unter anderem auch das volkskundliche und sprachliche Rätsel des *carnevale vecchio* der römischen Zonen, der wie die ambrosianische Fastnacht in schon angefangene Fastenzeit fällt. – Nur eine kleine Bemerkung: Die zur Frage der langobardischen Siedlung vom Autor benützten Personen- und Ortsnamendeutungen sind leider oft unsicher, ja sogar unhaltbar. Aufschlussreicher wäre dagegen die Analyse der heute noch üblichen mundartlichen Appellative. – Zu «Campi Canini» siehe auch Huber, *Vox Romanica* 27 (1968) 202–211.
Ottavio Lurati

Leopold Kretzenbacher, Rituelle Wahlverbrüderung in Südosteuropa. München, in Kommission bei C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1971. 32 S. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 1971, Heft 1).

Das Heft bietet den mit Anmerkungen versehenen Abdruck eines Akademie-Vortrages; er ist dem verstorbenen, verehrten Alois Schmaus gewidmet. Alle Arbeiten von Leopold Kretzenbacher sind geprägt und erfüllt von wachem, eigenem Erleben und von tiefer, innerer Anteilnahme. Bei diesem Aufsatz kommt

dieses Miterleben unerhört stark und einprägsam zu schöner Wirkung. Kretzenbacher geht aus von der Schilderung einer Wahlverbrüderung, bei der er 1966 in Serbien Zeuge war. Er beschreibt die tief empfundene Bindung, die daraus entsteht und die auch heute noch ihre Verpflichtung innerhalb der Gemeinschaft nicht verloren hat. Er untersucht die Volkspoese, die Volkslieder und Epen, in denen das Motiv der Wahlverbrüderung – sei es unter Menschen oder auch mit einer Vila, einer Fee – die entscheidende Rolle spielt. Aber auch die Hochdichtung weiss um die Kraft, die von dieser Bindung ausgeht; Kretzenbacher bringt schöne Beispiele hierfür. Wildhaber

Ulrich Tolksdorf, Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1967. 374 S., 16 Abb. auf Taf. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 4).

In der von Erhard Riemann mit grosser Umsicht betreuten Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde erscheint der gescheite und höchst anregend geschriebene Band von Ulrich Tolksdorf über die neuen Ermländersiedlungen in der Eifel. Das Material hierzu ist von ihm in den Jahren 1963–1966 zusammengetragen worden (es mag sich also bis zum heutigen Tage wieder einiges geändert haben). Der Verfasser wollte sich einen wirklichen Einblick in die Lebensverhältnisse dieser Siedlungen verschaffen und hat deshalb in vorbildlicher «Feldforschungsmethode» in den meisten der bäuerlichen und in einigen der handwerklichen Betriebe seines Untersuchungsgebietes mitgearbeitet. Das Siedlungsgebiet Ahrbrück gehört zu den grössten landwirtschaftlichen Neusiedlungen nach 1945 in Westdeutschland. Es ist entstanden aus der Aufgabe des während der Nationalsozialistenzeit zwangsweise hergerichteten Luftwaffenübungsplatzes. Die damals ausgesiedelten (also auch «vertriebenen», aber von den Deutschen selbst!) Bewohner wollten nur in einer Minderzahl in das Gebiet zurückkehren; die ausgesiedelten Ermländer, die in Schleswig-Holstein eine vorläufige Unterkunft gefunden hatten, interessierten sich für das leere Gebiet. Wir haben es hier also – im Gegensatz zum sonstigen Eingliederungsprozess von Ausgesiedelten – mit einer relativ geschlossenen Ansiedlungsgruppe zu tun. Diese muss sich auseinandersetzen mit neuen geographischen und landwirtschaftlichen Bedingungen, mit den angrenzenden Nachbardörfern und auch mit den unter ihnen wohnenden, vereinzelt rückgewanderten ehemaligen Bewohnern. Heute sind die Ermländer wirtschaftlich und sozial weitgehend eingegliedert, so dass sich nun die Frage nach dem Verbleib des kulturellen Erbes stellt, nach dem, was an altem Volksgut geblieben ist und welche Funktionen es heute ausübt, wie es sich verändert hat, und was an neuem hinzugekommen ist. Diesen Fragen ist Tolksdorf mit grosser und eingehender Gründlichkeit nachgegangen. Er schildert zunächst das Untersuchungsgebiet selbst, dann den Prozess der Wiederbesiedlung und das Aussehen der heutigen Siedlungen. Die meisten Dörfer haben ihren bäuerlichen Charakter beibehalten, einzig Ahrbrück ist zu einem fast reinen Arbeiterdorf geworden. Der Verfasser geht aus von der Familie, von da führt ihn der Weg zum Gemeinschaftsleben (Nachbarschaftshilfe, Gemeinschaftsfeste wie Schlachtfest, Kirmes, Weihnachtsfest, Erntedankfest und Genossenschaftsfest) und zum Vereinswesen. Der Ermländer war auch in seiner alten Heimat stark religiös und kirchlich gebunden; es ist also nicht verwunderlich, wenn sich manche ermländischen Formen im katholischen Brauchtumsbereich erhalten haben. Weit ausgreifend und in vorbildlicher Übersicht wird das Brauchtum des Jahreskreises und des Lebenslaufes dargestellt, wobei Tolksdorf sichtlich zugute kommt, dass er hier aus eigenem Miterleben schildern kann.

Zwei kritische Bemerkungen mögen zum Schluss erlaubt sein: In wissenschaftlichen Werken sollte der Ausdruck «Heimatvertriebene» einfach nicht vorkommen; er steht den Deutschen nicht wohl an, und man wird versucht, sie

an unerfreuliche Erscheinungen während der Nationalsozialistenzeit zu erinnern, in der es nicht nur um «Heimatvertrieben-Werden» ging. – Ob man wirklich bei den deutschen Siedlungsgruppen im Osten von «angestammten Räumen» (S. 161) sprechen darf, scheint mir historisch recht zweifelhaft. Wildhaber

Abschied vom Volksleben. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, im Auftrage der Tübinger Vereinigung für Volkskunde herausgegeben von Hermann Bausinger, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Rudolf Schenda. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1970. 202 S. (Volksleben 27).

Mit dem vorliegenden 27. Band der Reihe «Volksleben» wird in doppelter Hinsicht Abschied genommen. Die Herausgeber verabschieden sich vom Serientitel «Volksleben», der nun durch den früheren Untertitel ersetzt wird und jetzt lautet: «Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrage der Tübinger Vereinigung für Volkskunde». Eine Kleinigkeit, scheinbar, die nur den der Genauigkeit beflissenen Bibliothekar interessiert. Der andere Abschied ist tiefgreifender. Hier wird nicht nur ein Titel geändert, sondern man verabschiedet sich von der Volkskunde als Fach. Wir lesen dazu folgende programmatische Sätze: «Der Begriff ‹Volksleben› im Titel meint nicht die spezifische Kategorie, wie sie von der skandinavischen Forschung expliziert wurde, sondern steht als Chiffre für all die unreflektierten Kategorien, welche in der Volkskunde tradiert werden und die Realität nur im Zerrbild erscheinen lassen und die Bildung einer brauchbaren wissenschaftlichen Theorie verhindern und zur Vernachlässigung der Rezeption moderner sozialwissenschaftlicher Methoden verleiten oder – wo diese angewandt werden – sie zum modischen Putz erniedrigen. ‹Volksleben› ist wohl harmloser als andere Zusammensetzungen mit ‹Volk›, und gerade deswegen erschien der Begriff bei Gründung dieser Reihe als Notanker, der inmitten der Theorieunsicherheit Halt zu geben versprach» (S. 9), und weiter unten: «‹Abschied vom Volksleben› bedeutet also konkret für den Inhalt der hier vorgelegten Aufsätze: Aufarbeitung der volkskundlichen Vergangenheit, Rezeption der Leistungen anderer Sozialwissenschaften, Entwicklung eines Problembewusstseins, das sich nicht durch Fächertraditionen eingrenzen lässt, sondern nur durch die pragmatische Frage, ob Probleme mit den uns zur Verfügung stehenden (übernommenen und neu zu erarbeitenden) Methoden adäquat erkannt, analysiert und einer Lösung näher gebracht werden können» (S. 9). Was war denn bisher die Volkskunde? Bleiben wir beim Bild, das uns der vorliegende Band selbst als Frontispiz anbietet: Auf hochgehenden Fluten, die ein weites Gebiet, Felder, Äcker, Dörfer und Häuser überschwemmt haben, treibt ein aus Brettern mühsam gezimmertes Floss dahin. Es trägt ein mit Stricken festgebundenes Kanapee, in dessen mit Kissen gepolsterter Ecke ein Mädchen unberührt von Wind und Wetter selig schläft. Ein sentimentaler Kitsch, ein «Helgen» wohl aus der «Gartenlaube». Wohin treibt das Kind? Wir wissen es nicht. Gleichgültig, die Lösung dieser dürftigen Allegorie ist klar. Die bisherige Volkskunde gleicht diesem schlafenden Kinde auf dem Wrack, das ohne Ziel ein Spielball der Elemente geworden ist. Ob das ganze Gebilde untergeht? Oder ob für es der stolze Wahlspruch gilt: «Fluctuat nec mergitur»? Folgen wir den in diesem Sammelband zu Worte kommenden Verfassern, so sind sie wohl der Meinung, dass das Floss zerschelle. Denn auf der hintersten Umschlagseite lesen wir, dass die veröffentlichten Aufsätze «prinzipielle Kritik an der bisherigen Volkskunde» üben, und: «Alle Verfasser plädieren dafür, dass die Volkskunde in eine kritische Sozialwissenschaft transformiert werden soll. Dass dies nötig und möglich ist, darüber unterrichtet dieser Band». Dieser Satz darf wohl als das Ziel angesehen werden, auf das die acht unter dem Titel «Abschied vom Volksleben» veröffentlichten Arbeiten hindeuten: die alte

Volkskunde soll zur neuen Sozialwissenschaft werden¹. Mit Vehemenz gehen sie daran, alles Bisherige radikal umzuformen, Neues zu schaffen. Nicht einmal eine bescheidene Hütte geben die Balken und Bretter des abgebrochenen Hauses, des Hauses, von dem Generationen von Volkskundlern wohl gesungen hatten: «Wir hatten gebauet ein stattliches Haus...». Es ist nur dazu da, zerstört und verbrannt zu werden. Denn die «neue» oder «kritische» Volkskunde muss eine «Soziologie des Alltags der untern oder unterdrückten Gesellschaftsschichten» (S. 57) bringen. Wie wenn sich das ganze Gesellschaftssystem in Herrschende und Unterdrückte pressen liesse! Folgerichtig wird dann gefordert, die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, da sie dieses oben angedeutete Ziel nicht erreicht habe, umzuformen. Genauer gesagt, wird postuliert, «die Auflösung der Kommissionen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zugunsten von problemzentrierten Arbeitsgruppen» (S. 68). Im Schlusssatz des hier erwähnten Aufsatzes von Roland Narr gibt man der Volkskunde folgenden Rat: «Ziel der Forschung sollte es sein, das <Volk im Sinn der Volkskunde> aufzulösen, damit die Menschen, die gemeint sind, aus ihrer nicht <selbstverschuldeten Unmündigkeit> geführt werden. Es geht nicht an, dass eine <leisure class> in Sitten und Gebräuche der arbeitenden Bevölkerung ihre Sehnsüchte nach einer heilen Welt projiziert» (S. 69). Nun hat aber zweifellos die «alte» Volkskunde versucht, Volksleben und Volkstümliches zu erfassen. Aber was sie hier geboten hat, wird als hoffnungslos veraltet abgetan. Der ganze volkskundliche Kanon wird kritisiert (M. Scharfe, Kritik des Kanons, S. 74ff). Scharfe prangert vor allem das Bestreben der Volkskunde an, sich mit dem Volkstümlichen, dem Grundschichtigen, Grundständigen zu beschäftigen. In der Volkskunde verrate sich, hier zitiert Scharfe Adorno, eine «unverschämte Geringschätzung der Massen, der hämisch-behagliche Glaube an ihre naturgegebene Primitivität, die doch selber nichts anderes ist als der Inbegriff alles dessen, was von je, und stets aufs neue, den Massen widerfuhr. Deren eigener Hass auf das Komplizierte aber birgt als innerstes Geheimnis die Empörung darüber, dass sie es sich verbieten müssen. Sie hassen, was sie nicht lieben dürfen» (S. 78f). Immerhin billigt er dann zu, Richard Weiss habe in seiner im «Abschied» oft zitierten und von verschiedenen Verfassern malträtierten, besser gesagt (bewusst?) missverstandenen «Volkskunde der Schweiz» den traditionellen Kanon gesprengt, wenn er sich mit den Problemen «Grossstadt, Fremdenmetropole, der Salon, Arbeiter und Unternehmer» (S. 80) befasse. Er schlägt dann aber zurück und wirft Weiss vor, seine «Volkskunde der Schweiz», die immerhin «grosse Stimuli» (S. 80) enthalte, habe, kurz gesagt, die Wirklichkeit nicht analysiert. Gerade dieser Vorwurf ist bei Weiss, der wie kaum einer der Wirklichkeit verhaftet war, fehl am Platze! Weiter gehend wirft Scharfe dem Begriff «Volkskunde» vor: «er dient, indem er zynisch Fatalismus predigt und die Möglichkeit der Aufklärung verneint, im Grunde antidemokratischen Tendenzen und der Stabilisierung einer autoritär-reaktionären Denkweise» (S. 83) (ein Satz, der schlagartig die masslose Einseitigkeit der ganzen Tübinger Gruppe beleuchtet). Versagt haben nicht nur die «alte» Volkskunde, sondern auch ihre Methoden. Zu diesem Schluss kommt Rudolf Schenda in seinem Aufsatz «Einheitlich – Urtümlich – Noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung» (S. 124ff). Schenda unterzieht die verschiedenen Fragebogen und die Methoden der Befragung einer harten Kritik, ja scheut nicht davor zurück, die eigenen, in

¹ Utz Jeggle: Wertbedingungen der Volkskunde; Roland Narr: Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft; Martin Scharfe: Kritik des Kanons; Gustav Schöck: Sammeln und Retten. Zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie; Horst Neisser: Statistik, eine Methode der Volkskunde; Rudolf Schenda: Einheitlich – Urtümlich – Noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung; Hermann Bausinger: Zur Problematik historischer Volkskunde; Thomas Metzen: Anmerkungen zur «Volkskunde der Schweiz» von Richard Weiss.

seiner Schrift «Eine sizilianische Strasse. Volkskundliche Beobachtungen aus Monreale» angewandten Methoden in einem Akt der Selbstbeziehung zu kritisieren. (Nebenbei: jeder wissenschaftlich arbeitende, jeder denkende Mensch überhaupt, wird sein Tun und Lassen kritisch betrachten. Warum denn diese Selbstbespiegelung?). Hermann Bausinger, der Altvater im Kreise der Progressiven, stürmt die altbewährte Bastion der historischen Volkskunde, indem er sich vornehmlich mit den Arbeiten von K. S. Kramer auseinandersetzt und dessen wohlfundierten Darstellungen den Vorwurf nicht erspart, sie würden auf «eine handfeste und zwar falsche Wertung hinauslaufen» (S. 172). Ein letzter Aufsatz endlich befasst sich mit der Volkskunde der Schweiz von Richard Weiss: Thomas Metzgen: Anmerkungen zur «Volkskunde der Schweiz» von Richard Weiss (S. 173 ff).

Und nun seien dem Rezensenten einige persönliche Randbemerkungen erlaubt. Eine erste mag mit dem Stichwort «Generationenkonflikt» charakterisiert werden. Der Schreibende gehört zur nunmehr mittleren Generation, die in den dreissiger Jahren (Krise, politische Bedrohung, Zweiter Weltkrieg) gross geworden ist und der Richard Weiss, einen der zumeist Angegriffenen, zu seinen wegweisenden Menschen und Lehrern an Mittel- und Hochschule zählt. Der heute weltweite Kampf einer jungen gegen eine ältere etablierte Generation wirkt hinüber in die Volkskunde. Gewiss ist es jedermann erlaubt zu fragen, anzugreifen, zu diskutieren. Aber, und das ist mein persönlicher Einwand, der sich durchaus mit dem deckt, was Frau H. Gantner-Schlee jüngst geschrieben hat: «Provozierende Formulierung mit pauschalem Urteil verquickt, ist in der Geschichte der Kritik allenthalben zu finden, was sie jedoch keineswegs als geeignetes Mittel zur Erkenntnisvermittlung legitimiert»². Die Art und Weise, der Ton, in dem ein anders Denkender apostrophiert wird, ist mehr als deplaziert. Es schwingt bei vielen Meinungsäusserungen eine masslose Selbstüberschätzung mit. Die Urteile verletzen oft durch ihre schneidende Schärfe. Ist das eine Basis, auf der diskutiert werden kann? Muss man sich, um auf den Schlusspassus von Bausingers Aufsatz kurz einzugehen (S. 172), zuerst über den Gesprächspartner aufregen? Liegt in solchem Tun nicht ein Ungeist, eine lieblose Härte?

Zum ändern scheint mir die ganze Reihe der Aufsätze durch eine im Grunde langweilige Einseitigkeit gekennzeichnet. Wenn der alten Volkskunde vorgeworfen wird, sie sei ideologisch befangen, so wird die neue Volkskunde sich genau den gleichen Vorwurf gefallen lassen müssen, mündet doch ihr Kanon ebenfalls, und zwar weit stärker, in einer neuen Ideologie aus. Laufen wir nicht aufs neue Gefahr, die Basis der Wissenschaft zu verlassen und uns einer strenggläubigen intoleranten Orthodoxie auszuliefern, in enger Sektiererei aufzugehen?

Zum dritten wehre ich mich von meinem schweizerischen Standpunkt aus – mag man ihn herablassend «kleinkariert» nennen – gegen die Angriffe auf das Heimatbewusstsein. Gewiss gibt es ein falsch verstandenes schmalziges Heimatbewusstsein, wo Jodel und Alphorn, Heimweh und Kuhglocken dominieren. Umgekehrt hat gerade die schweizerische Volkskunde, die Volkskunde ohne Pathos, uns in bösen Zeiten geholfen, «das alltägliche Wunderbare» (R. Weiss) zu erleben. Und es haben Heimatpfleger und Lehrer in Deutschland und in der Schweiz uns geholfen, die Wirklichkeit zu sehen, denken wir nur an den Reallehrer Dr. h.c. E. Strübin, dessen Werk «Baselbieter Volksleben» weiss Trost keine heile Welt vorgaukelt. Mag auch immer wieder Selbstverklärung vorkommen, so sagt das nichts gegen die wissenschaftliche Volkskunde. Wenn die Volkskunde in Deutschland nach 1933 auch oft zur Magd einer unheilvollen Welt wurde, so ist das kein Grund, die gleiche Volkskunde zum Aschenputtel einer andern Theorie zu erniedrigen.

² H. Gantner-Schlee, Zu Utz Jeggle: Im Schatten der Vergangenheit, in: Tübinger Korrespondenzblatt, Januar 1971, S. 11 f.

Zum vierten: Andere, den Tübingern nicht genehme Meinungen, werden barsch abgetan. Ein Beispiel: Die «Volkskunde der Schweiz» wurde von Thomas Metzgen in seinem Aufsatz «Anmerkungen zur ‹Volkskunde der Schweiz› von Richard Weiss» dargestellt, resp. wie der Autor sich ausdrückt, «andiskutiert». Der theoretische Teil besonders dieses mit Recht hochberühmten Werkes wird gründlich zerzaust. Weiss hätte, dessen bin ich als ehemaliger Schüler des Verstorbenen durchaus überzeugt, jede gerechte Kritik angenommen. Er selber, ich stütze mich auf Aussagen heute lebender Volkskundler, hat an der Vorstellung dass seine Volkskunde so etwas wie eine Bibel wurde, nicht wohl gelebt. Vielmehr hat er sich selber dahin geäußert, manches zu ändern und umzubauen. Ist der oben zitierte Aufsatz nun gerechte Kritik? Sind nicht Sätze wie «wissenschaftlich unsauber...» (S. 188) oder Vorwürfe wie «platter Antimarxismus» (S. 188) von einem Hochmut getragen, der die Leistung von Richard Weiss kläglich unterschätzt? Mit halben aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen wird Weiss' Konzeption deformiert. Gewiss, nochmals sei es betont, Weiss war kein Gott, kein unnahbarer Professor im Elfenbeinturm. Um so mehr wehre ich mich dafür, dass Weiss gerecht beurteilt werde. Es geht dem Rezensenten weniger darum, eine ins einzelne gehende Kritik des Aufsatzes von Metzgen zu schreiben, als vielmehr die gerade in dieser Arbeit sich äussernde Ehrfurchtslosigkeit vor wirklich grosser Leistung anzuprangern. Will man das soziale Verständnis von Weiss beurteilen, seine wahrhaft beispielhafte Offenheit, lese man nur einmal seinen Aufsatz: «Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart» nach³. Wenn man zudem erwägt, wie gerade Weiss die Tübinger Schule und ihre Arbeiten begrüsst hat – vgl. die Rezension im Schweiz. Archiv für Volkskunde 55 (1959), S. 222f. über: Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt, Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen, wo er schreibt: «Überhaupt ist das Wichtige und Aktuelle an diesem Buch, dass es uns zum grundsätzlichen Nachdenken über die Volkskunde und über die Gegenwart anregt, ohne uns mit prinzipiellen und methodologischen Allgemeinheiten hinzuhalten... Wir verlieren die Stofffühlung keinen Augenblick. Doch ist anderseits der I. (deskriptive) Teil, der die untersuchten Siedlungen schildert, keineswegs blosser Rohstoff. Dass eine so grosse und vielfältige Stoffmasse, welche hauptsächlich durch Studierende unter der Leitung des Ludwig-Uhland-Institutes gesammelt wurde, knapp, diszipliniert und ergebnisreich dargestellt werden konnte, ist vor allen Hermann Bausinger zu danken. Von seinem kühnen und sicheren Ausgreifen in neue Bereiche der Volkskunde legt dieses Buch, als eine der wichtigsten volkskundlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre, erneut Zeugnis ab», – dann ist es einem um so unverständlicher, dass die gleiche Schule nun Weiss angreift. Wäre es, man gestatte das offene Wort, nicht Professor Bausingers Aufgabe gewesen, hier mässigend einzuwirken?

Zum fünften, endlich, glaube ich, dass die Angriffe (und was wird nicht alles angegriffen) auf einzelne Werke im Vordergründigen stecken bleiben. Zwei Beispiele, die dem Rezensenten besonders vertraut sind, mögen genügen. Schenda nimmt in seinem Aufsatz: «Einheitlich – Urtümlich – Noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung», zum Fragewerk der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde im Jahre 1931, von uns kurzweg als Enquête I bezeichnet, Stellung. Er schreibt: «An der Fragebogentechnik haperte es auch bei den Volkskndlern, und der Ratschlag, bei den amerikanischen Soziologen Rat zu suchen, die damals schon einige bemerkenswerte Erfahrungen gesammelt hatten, wäre selbstverständlich als reine Blasphemie zurückgewiesen worden. So schickten denn die Schweizer im Jahre 1931 ihren Fragebogen über die schweizerische Volks-

³ Richard Weiss, Drei Beiträge zur Volkskunde der Schweiz. Basel 1963, 232 ff. (= Schweiz. Archiv für Volkskunde 58, 1962, 232 ff.).

kunde ohne jeglichen Kommentar an die Anhänger ihrer Gesellschaft; einfach eine Sammlung von 1585 Fragen, nur mit der Bemerkung versehen, dass das natürlich nicht alle Fragen seien, die man stellen könne» (S. 137). Diese Darstellung ist nun schlicht gesagt schief und falsch. Ein Blick in den Einführungsband des Atlas der schweizerischen Volkskunde (R. Weiss, Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde hg. von Paul Geiger und Richard Weiss. Basel 1950) hätte genügt, die Unhaltbarkeit dieser Thesen zu erkennen. Denn der Verfasser wäre dann unfehlbar auf den folgenden Aufsatz geführt worden: «H. Bächtold, Enquête über die schweizerische Volkskunde, in: Volkskundliche Gaben, Festschrift John Meier, Berlin/Leipzig 1934, S. 9 ff.» (zitiert S. 15, Anm. 1). Hier hätte sich Schenda orientieren können, mit welchen Schwierigkeiten die Promotoren der ersten Umfrage zu kämpfen hatten, wie keine Rede davon sein kann, man habe den Fragebogen «ohne jeglichen Kommentar» ausgegeben. Vielmehr muss man bei aller Zeitgebundenheit dieser Befragung bedenken, dass für viele Teile der Schweiz ein heute noch überaus wertvolles Material zusammengekommen ist.

Dass der Atlas der schweizerischen Volkskunde (ASV) kritisch betrachtet wird, das ist gerade einem Mitarbeiter des von Paul Geiger und Richard Weiss konzipierten Werkes durchaus fruchtbar und anregend. Aber es ist zu einfach, zu simpel, zu wenig fundiert, wenn Schenda in seinem oben zitierten Aufsatz (S. 140 f.) die Fragemethoden des ASV kritisiert, indem er einen *vorläufigen* Aufsatz von Weiss heranzieht (R. Weiss, Atlas der schweizerischen Volkskunde. Die bisherigen Erfahrungen der Exploratoren: SAVk 38, 1941, 153 ff.), der auf Berichten der Exploratoren beruht. Das Grundsätzliche über eine direkte Befragung, deren Probleme Geiger und Weiss besser gesehen haben als wir alle, wäre doch nachzulesen im Einführungsband zum ASV (z. B. S. 81 ff.). Weiterhin ist es geradezu grotesk, den Explorator Karlen als Rufer in der Wüste darzustellen, wie wenn die erfahrenen Begründer des ASV nicht ganz genau dasselbe gewusst und nicht darüber sich ihre Gedanken gemacht hätten. Schenda schreibt dann, man hätte über solche Probleme «wochenlang diskutieren müssen» (S. 141). Was weiss Herr Schenda, wieviel Weiss und Geiger darüber diskutiert haben? Beide sind gestorben, aber ihre gegenseitige Korrespondenz, ihre Korrespondenz mit Herrn Karlen, spricht mehr und gewichtiger, als ein Aussenstehender nur von ferne vermutet. Nur eines nebenbei: diese Korrespondenz zeugt von menschlicher Anteilnahme und innerster Verbundenheit mit einem wissenschaftlichen Werk, von der wir heutigen Volkskundler keine Ahnung haben und neben der sich solche Anwürfe einfach leichtfertig ausnehmen.

Zum Schluss: Wie immer man diesen «Abschied vom Volksleben» beurteilen mag, mir scheint es besser zu sein, sich an das zu halten, was der Basler Ordinarius für Germanistik, Karl Pestalozzi, für sein Fach formuliert hat, ein Wort, das aber genauso für die Volkskunde gilt: «Der gegenwärtigen Kontroverse um die Germanistik, so will mir scheinen, liegt eine ungeheure Überschätzung der Möglichkeiten unseres Faches zugrunde. Die beste Antwort darauf wird daher sein, seine Grenzen zu erkennen und zu respektieren»⁴. Walter Escher

Stilpon P. Kyriakides, Two Studies on modern Greek folklore. Translated. Thessaloniki, Institute for Balkan Studies, 1968. 132 p., 3 fig., 14 pl.

Kyriakides, der hervorragende griechische Volkskundler, ist 1964 gestorben; aus der grossen Zahl seiner Schriften sind im vorliegenden Bändchen zwei Arbeiten ausgewählt und ins Englische übersetzt worden. Bei der ersten handelt es sich um einen Vortrag, den er 1936 in mehreren deutschen Städten gehalten

⁴ Karl Pestalozzi, Probleme der heutigen Germanistik in der Schweiz. Ein Diskussionsbeitrag. NZZ, 21. Febr. 1971, Nr. 85.

hatte: «Neugriechische Volkskunde: Volksdichtung, Volksglaube, Volkskunst». (Die Übersetzer hielten es für verantwortlich, diesen deutschen Vortrag auszuwählen, weil er äusserst selten aufzutreiben ist.) Die zweite Arbeit wurde 1946 in griechischer Sprache veröffentlicht; bei ihr liegt der Nachdruck auf dem linguistischen Gebiet: «The language and folk culture of modern Greece».

In seinem Vortrag umreist Kyriakides drei Themenkreise, die er als kennzeichnend für die neugriechische Volkskunde ansieht. Bei der Volksdichtung sind es vor allem die Lieder (akritische und Klephtenlieder), die er analysiert und mit ausgewählten Beispielen belegt. Beim Gebiet des Volksglaubens erhalten die *Kalikantzaroï* und andere Fastnachtsgestalten eine eingehendere Würdigung. Merklich schwächer ist der letzte Abschnitt über die Volkskunst ausgefallen; es hängt dies offenbar damit zusammen, dass Vorstudien hierfür noch nicht zureichend vorhanden sind.

Der zweite Aufsatz ist geschrieben worden, um die Auffassungen zu widerlegen, dass die heutigen Griechen entweder Abkömmlinge slavischer oder levantinischer Stämme seien. (Nun, in dieser sehr vereinfachten Form kann man einen Gegenbeweis wohl antreten; aber so einfach ist die historische Wirklichkeit doch nicht; zudem müsste man wohl stärker unterscheiden zwischen der stark slavisierten griechischen Rasse und dem Weiterleben antiken Kulturgutes). Kyriakides umreist zunächst das geschichtliche Werden und den geographischen Raum der Griechen. Dann versucht er, das Weiterbestehen der Antike in der griechischen Sprache und in der Volkskultur zu belegen. Uns interessiert hier nur der Teil der Volkskultur. Der Verfasser untersucht die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde auf ihre Kontinuität hin; er beginnt mit der materiellen Volkskultur, die aufgeteilt wird in Essen, Wohnen, Sich-Kleiden. Bei den «social customs» bringt er nur die Hochzeitsbräuche zur Darstellung. Die Schlussabschnitte über Volksglauben und Volksdichtung decken sich teilweise mit dem ersten Vortrag. – Die Übersetzer heben das teilweise Widersprüchliche an diesen beiden Arbeiten klar heraus: während die erste Arbeit den Standpunkt der vergleichenden Volkskunde betont und sogar die Möglichkeit der Beeinflussung anderer Kulturen auf die griechische Kultur nicht von der Hand weist, ist der zweite Beitrag sehr nationalistisch eingestellt; er scheint mir gelegentlich das Mass einer kritischen Besinnung zu verlieren; immer aber bleibt er ausserordentlich interessant. Wildhaber

Johannes Griessmair, Knecht und Magd in Südtirol, dargestellt am Beispiel der bäuerlichen Dienstboten im Pustertal. Innsbruck, Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung, 1970. 127 S., 11 Abb. auf Taf., 1 Karte. (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 30; Volkskundliche Forschungen, Innsbrucker Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 1).

Die Arbeit von Griessmair ist in mehrfacher Hinsicht hochehrfrohlich. Einmal kommt wieder einmal das Südtirol mit einer eingehenden Studie zum Zuge. Dann handelt es sich um eine Arbeit, die mitten in Sozialprobleme unserer heutigen Zeit führt und die dabei die historischen Zusammenhänge doch nicht übersieht. Und endlich: es handelt sich um ein Tal und um ein Thema, das Griessmair bis in alle Einzelheiten hinein kennt; man spürt auf jeder Seite das sympathische persönliche Engagement. Als seine Aufgabe betrachtete er die Erforschung der gegenwärtigen Lebensweise der bäuerlichen Dienstboten im Pustertal (italienisch: Val Pusteria). Der Dienstbote steht heute zwischen Bauer und Arbeiter; während aber «der Arbeiter immer mehr zum Bürger wird, nimmt der Dienstbote an dieser Entwicklung nicht teil, weil er vielfach weder Haus noch Familie hat». Durch zahlreiche persönliche Befragungen (das Schema des Fragebogens liegt bei) kann Griessmair sowohl die Stellung der Knechte und Mägde als auch des Bauern zu den aufgeworfenen Problemen eingehend belegen. Griessmair hat

jeweils mit seinen Gewährsleuten ihre Jahresarbeit durchbesprochen mit dem dazugehörigen Brauchtum; er hat sich erkundigt nach Lohn, Kost, der Unterkunft und der sozialen Stellung der Dienstboten. Das Interessante an der Studie ist, dass nicht nur die Stellung der Dienstboten in der heutigen Zeit herausgearbeitet wird, sondern dass ebenso sehr das Problem des heutigen Bauerntums beleuchtet wird. Wenn wir die Abschnitte vom Leben der Dienstboten auf dem Bauernhof, von ihrer religiösen Einstellung, von ihrer Kost, vom Verhältnis zum Bauern lesen, so erhalten wir ein deutliches Bild von den Schwierigkeiten für beide Teile, die sich notwendigerweise in der heutigen Welt ergeben müssen. Griessmair hat dies alles in grosser Objektivität festgehalten. Besonders erwähnen möchte ich die Herausarbeitung der «Spezialberufe» der Dienstboten, das heutige Arbeiten und Leben auf der Alp, den interessanten Abschnitt über des «Privatleben» der Dienstboten, ihre Freizeitgestaltung (Lektüre, Stellung zu Kino, Radio und Theateraufführungen auf dem Dorf).

Die folgenden Bemerkungen betreffen nicht Griessmair. Es scheint mir unfassbar krähwinklerisch-chauvinistisch zu sein, wenn auf der zweiten Innenseite laut und deutlich steht: «Die Farbe des Querbalkens [nämlich auf dem Umschlag] entspricht dem Rot der Tiroler Landesfarbe». – Das Vorwort hat mit dem Buch nichts zu tun, es ist ein blosses «Ilgium», zu deutsch etwa ein Ilgengarten. — Gegen Personenkult im Zitieren von gelegentlich recht irrelevanten Arbeiten und sogar von Vorlesungen müssten die Studenten und Doktoranden auch einmal gesamthaft vorgehen.

Wildhaber

Heinz Otto Lichtenberg, Unterhaltsame Bauernaufklärung (Ein Kapitel Volksbildungsgeschichte). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1970. 253 S., davon S. 197–241 faksimilierte Textproben, S. 242–247 Illustrationen. (Volksleben, 26).

Wenn auch Marcuse das Motto geliefert hat, so präsentiert sich dieser Band der Tübinger Reihe, der als letzter noch unter dem inzwischen radikal gestürzten Obertitel «Volksleben» erscheinen konnte und durfte, doch ausgesprochen friedfertig. Bausinger und seine Schüler haben seit langem den «Eingriffen ins Volksleben», die im Zuge einer popularisierten Aufklärung propagiert und teilweise auch realisiert wurden, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Hier geht es zur Hauptsache um 29 Bücher zwischen 1750 und 1850, welche die Bauern erreichen und sie zu vernünftiger Lebensführung sowie zweckmässiger Arbeit anweisen sollten, und zwar in literarisch «gewinnender» Form. Dass man gerade angesichts häufiger Klagen, die Bauern seien nicht zum Lesen zu bewegen¹, die unmittelbare Wirkung nur schwer abschätzen kann, wie Lichtenberg (57) feststellt, ist gewiss kein Grund, sein Thema nicht ernst zu nehmen, führt er doch selber an (66), dass das erfolgreichste Werk der Gattung, R. Z. Beckers «Noth- und Hilfsbüchlein», mehrfach aufgelegt worden ist. Der Schweiz kommt, wie sich ergibt, ein bedeutender Platz zu, sind doch, wenn wir Zschokke dazu rechnen, 9 schweizerische Bücher verwertet, und zudem wird Gotthelf zu Recht in die Tradition solcher Publikationen gestellt. Die ideengeschichtliche Einleitung hätte unter diesen Umständen wenigstens Haller nicht übergehen dürfen, um von kleineren Geistern zu schweigen. – Der faksimilierte Anhang ist eine verdienstvolle Collage, und auch im Hauptteil sind viele instruktive Auszüge abgedruckt. Dank dieser reichhaltigen Information erhält der Leser ein ausreichendes Bild von den Merkmalen einer Epoche, deren Problematik dem Verfasser, wie einige kluge Anmerkungen verraten, keineswegs entgangen ist.

Trümpy

¹ Vgl. auch Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache... 233; es hätten sich hier auch weitere Parallelen finden lassen.

Günther Kapfhammer, St. Englmar. Eine volkskundliche Ortsmonographie. München, Institut für Volkskunde, 1968. 175 S., 2 Taf., 2 Karten, 2 Notenbeispiele. (Beiträge zur Volkstumsforschung, 18).

Es ist schwierig, in der hier gebotenen Kürze eine bereits 1963/64 geschriebene Ortsmonographie vorzustellen und zu beurteilen, ohne dem Autor Unrecht zu tun. Kapfhammer geht in erster Linie deskriptiv vor und will das Leben dieser im Bayerischen Wald gelegenen Gemeinde «in einer Phase geistiger, sozialer und wirtschaftlicher Umschichtungen» beschreiben (S. 3). Eine solche Untersuchung kann man nur gutheissen. Die retrospektive Blickrichtung bei der Befragung der Gewährspersonen erlaubt dem Explorator denn auch, viele Details aus der Lebensweise der beiden letzten Generationen zu gewinnen; durch ihre positivistische Aneinanderreihung begibt er sich jedoch der Möglichkeit, den Wandel in den verschiedenen Lebensbereichen deutlich zu machen. Die Monographie wird nach der herkömmlichen Einteilung in materielle und geistige Volkskultur aufgegliedert, eine Gliederung, die der Autor durch die Einbeziehung einer kurzen Geschichte der Wallfahrt modifiziert. Ausgehend von der Schilderung von Haus und Hof des Bauern, bei der die eine oder andere Skizze sicher zum besseren Verständnis wertvoll gewesen wäre (auch ergologische Hinweise vermisst man), geht der Verfasser auf die Lebensweise ein, um vom Tages- zum Jahreslauf übergehend, das Brauchtum des Kirchenjahres und des Lebenslaufs zu beschreiben. Im Anschluss daran bringt der Autor noch ein Kapitel «Das mündliche Überlieferungsgut». Die Ergiebigkeit dieser Aufnahmen lässt sich jedoch nicht nachprüfen, da der Verfasser hier gekürzt hat.

Der Untersuchungsort ist in der Literatur hauptsächlich durch das «Englmarisuchen», einem aus der Legende des Sel. Englmar (es liegt hier eine typische «Volkskanonisation» vor) erwachsenen Brauch, von dem man aber, wie der Verfasser schreibt, «den Eindruck (hat), dass die Einheimischen kein besonderes Verhältnis zu ihm besitzen» (S. 92). Trotzdem geht Kapfhammer verhältnismässig ausführlich auf diesen Brauch ein, indem er anhand der archivalischen Belege eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte des «Englmarisuchen» gibt. Dabei kann er verschiedentlich Fehlbeurteilungen früherer Beobachter sachlich richtigstellen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass es sich hier um einen im 19. Jahrhundert von dem damaligen Ortspfarrer eingeführten Brauch handelt. In dieser Zeit wurde das Englmarisuchen, das bis dahin an Fronleichnam stattfand, auf Pfingsten verlegt (eine auffallende Parallele zu der Entstehung des Further Drachentstichs, der sich ebenfalls aus einer Gruppe der Fronleichnamprozession verselbständigte). Mit dieser Verlegung setzte eine Ausgestaltung der szenischen Handlung ein, die, von verschiedenen Trägergruppen getragen, bis heute wechselnden Einflüssen unterlag. Im Gegensatz zu dem Englmarisuchen ist die Wallfahrt zu St. Englmar fast im Erlöschen begriffen. Kapfhammer zitiert die Mirakelbücher verschiedentlich und zeigt die Bedeutung der Wallfahrt und ihre Höhepunkte zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges und zu Beginn des 18. Jhs. auf. Mit der Motivation der Wallfahrer und ihrer sozialen Herkunft macht es sich der Autor freilich zu leicht, wenn er schreibt: «Diese Wallfahrt wird vorzugsweise von den sog. «kleinen Leuten» aufgesucht, die sich einen kostspieligen Krankenhausaufenthalt oder einen Tierarzt nicht leisten können» (S. 24). Ich glaube nicht, dass dies selbst vor 1963 ein materielles Problem war, sondern eher eines der Bewusstseinslage.

Die Entwicklung der Wallfahrt und die Untersuchung der noch vorhandenen Urkunden und anderer Zeugnisse hätten wahrscheinlich allein genügend Stoff für eine Dissertation geboten. Doch ist dies ein Problem, das man nicht dem Autor anlasten kann, denn eine Ortsmonographie im Rahmen einer Dissertation, die «eine Bestandsaufnahme des Brauchtums in Tages-, Jahres- und Lebenslauf» geben will, erlaubt es nicht, in aller Ausführlichkeit auf jedes einzelne Phänomen einzugehen. Ein Blick in die Bibliographie zeigt, dass die heimatkundliche Litera-

tur über den Untersuchungsort vollständig sein dürfte. Es ist zu hoffen, dass der Autor damit sein Ziel erreicht, das er mit Bezug auf Paul Huggers Monographie über Amden auf S. 167 formuliert: «der Gemeinde und darüber hinaus der Landschaft (Bayerischer Wald) eine Grundlage zu geben, die der Orientierung und Besinnung dienen sollen in einer Zeit, in der es oft notwendig ist, sich des Alten, organisch Gewachsenen zu vergewissern, um dem Neuen, Neuentwickelten, Sinn und Inhalt zu geben.»
Leander Petzoldt

International dictionary of regional European ethnology and folklore. Vol. II: *Laurits Bødker*, Folk literature (Germanic). Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1965. 365 p.

Was Bødker hier in mühsamer und jahrelanger Arbeit zusammengetragen und geordnet hat, ist erstaunlich und bewundernswert. Trotzdem wird man das Gefühl nicht ganz los, dass das Buch nicht voll und in jeder Hinsicht befriedige. Am meisten hängt dies wohl damit zusammen, dass Bødker aus der Arbeit etwas anderes gemacht hat, als sie in der Anlage von den Herausgebern ursprünglich geplant war. Der erste Band, der von Åke Hultkrantz herausgegeben wurde (s. Besprechung in SAVk 57, 1961, 123 f.), war eindeutig auf eine Klärung der westeuropäischen (und amerikanischen) Begriffe ausgerichtet, um damit gemeinsame Verständigungsbasen zu schaffen. So muss nun Hultkrantz als verantwortlicher Herausgeber der Gesamtreihe mit einiger Resignation im Vorwort zu Bødkers Buch feststellen: «Units which constitute one general category have been presented under their different national denominations instead of being referred to the functional type they represent. This arrangement has less satisfactory consequences, since the very essential idea of the dictionary gets lost in this way. Furthermore, the author has been forced to restrict himself to the Germanic folk literature.» Dieses Vorgehen hat nun zwei, von Bødker bestimmt nicht beabsichtigte Folgen: anstatt einer europäischen Übersicht ist hier nur die germanische Volksliteratur berücksichtigt (inklusive die nordamerikanische), so dass im Grunde ein Ergänzungsband aus Korrektheitsgründen am Platze wäre, und als zweites ist gelegentlich anstelle einer vereinfachenden Klärung eher eine verwirrende Vielfalt getreten. Bødker ist bescheiden und ehrlich genug, in seinem Vorwort mit aller Offenheit diese Unvollkommenheiten einzugestehen, was ausserordentlich sympathisch wirkt. Was man bei Bødker nun eindeutig erwarten kann, ist die Aufführung aller Termini, die auf germanischem Boden innerhalb des Faches der Volksliteratur geprägt und verwendet wurden (wenn sie uns gelegentlich heute auch recht unglücklich vorkommen); ich vermisse nur die Ausdrücke «chapbook» und «Trivialliteratur» (bei denen man sich zwar darüber streiten kann, ob man sie zur «Volksliteratur» zählen soll). Stichwörter wie «animal tale», «Archetype» (der Name Jung fehlt), «ballad», «fabulate», «folktale», «jest», «Legende», «Märchen», «Motiv», «Sage», «Volkslied» u. a. sind sehr schön ausgeführt. Bei anderen Stichwörtern mag man Vorbehalte machen; mir ist vor allem der Terminus «Alpsage» aufgefallen, der bei Bødker mit «nightmare» (also vielleicht besser «Albsage») gleichgesetzt wird, während die Verwendung als eine für das Alpengebiet typische Sage nicht einmal erwähnt wird, trotzdem Alpsagen eine recht bedeutsame Rolle spielen. Entsprechend müsste bei «Alm» der Hinweis stehen, dass es sich um ein bayrisch-österreichisches Regionalwort handelt, während «Alp» schweizerisches Regionalwort ist. Beide Wörter gehören aber in den Bereich der «Germanic folk literature». Wildhaber

Venetia Newall, An egg at Easter. A folklore study. London, Routledge & Kegan Paul, 1971. XXII, 423 S., 24 Farbtafeln, 21 schwarzweisse Tafeln.

Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern müssen: die unerhörte Literaturkenntnis, die sich über die meisten Teile der Welt erstreckt, oder die umfassende

Monographie über das Ei, die in sympathischer, klarer Gliederung alle nur denkbaren Aspekte im Zusammenhang mit dem Ei erfasst und vorlegt. Der Titel mag andeuten, es gehe nur um das Osterei; sicherlich geht es wesentlich darum, aber daneben kommen alle symbolischen, mythologischen und religiös gefärbten Auffassungen vom Ei zu ihrer gültigen Darstellung. Ebenso weit wie der inhaltliche ist auch der geographische Rahmen gespannt: er schliesst nicht nur Europa und Nordamerika ein, sondern ebenso sehr alle völkerkundlichen Vorstellungen, welche der Autorin bekannt wurden. Vieles kennt sie aus eigener Anschauung, so etwa, wenn sie von Nonnenklöstern in fremden Ländern berichtet, in denen sie Nonnen Ostereier schmücken sah. Es kommt ihr zugut, dass sie als ehemalige Korrespondentin der Times in rund 120 Ländern herumreiste, mit Leuten sich unterhielt und die Literatur über diese Länder kennenlernte. Das Buch ist in fünfzehn Kapitel unterteilt, die wiederum in übersichtlicher Anordnung ihre Untertitel haben, so dass das Auffinden eines gesuchten Abschnittes leicht gemacht wird. (Überdies ist noch ein gut ausgebauter Index vorhanden, der sogar die AT-Motif-Nummern enthält, wenn sich solche ergeben). Von den Kapiteln möchten wir erwähnen, die Schöpfungsmythen, die Verwendung des Eies in Hexerei und Magie und die Symbolbezüge des Eies zu Fruchtbarkeit, Reinheit und Auferstehung. Einige weitere Abschnitte behandeln das Ei im christlichen Glauben, wobei auch die orthodoxe Kirche gebührend erwähnt wird (denn gerade die südosteuropäischen und russischen Gebiete kennt Venetia Newall sehr gut). Eine gesonderte Behandlung erfährt natürlich das rote Ei, das typische, orthodoxe Osterei. Im weiteren werden alle nur vorkommenden Techniken zur Verzierung des Ostereies genau beschrieben und auch in ihrem geographischen Vorkommen belegt. Die Schlusskapitel beschreiben den Osterbaum, den Eierzweig und alle die unterhaltsamen Spiele und Vergnügungen, in denen das Ei eine Rolle spielt: den Eierbringer, das «Eiertütschen», das Eierrollen, das Eiersuchen, das Eierwerfen, den Eiertanz, das Eierlesen, um die wichtigsten zu nennen. Zwei angehängte Abschnitte geben eine Übersicht über die zum Färben verwendeten Naturprodukte und über die Frage der Göttin Ostara. Eine reiche, ebenfalls wohl geordnete Literaturliste beschliesst das Buch. Wir möchten aber nicht schliessen, ohne noch ein Wort der Anerkennung an Verfasserin und Verlag für die ganz hervorragenden Tafeln mit ihrem unerhört schönen Material zu sagen. Wildhaber

Kevin Danaher, The pleasant land of Ireland. Cork, The Mercier Press, 1970. 88 p., ill. (A Mercier Paperback).

Zu den sehr erfreulichen und angenehm lesbaren Paperback-Bändchen über Irland, die Kevin Danaher (Caoimhín Ó Danachair) bisher publiziert hat (In Ireland long ago; Gentle places and simple things; Irish country people), tritt nun ein neues, das ebenso wie die anderen aus Radio- und Televisions-Vorträgen heraus entstanden ist. Die einzelnen Vorträge sind also im Text und in der Bildauswahl zeit- und zweckgebunden. Das Bändchen vereinigt fünf Vorträge, die alle Ausschnitte aus dem täglichen und ländlichen Leben geben, wie es ungefähr zu Anfang unseres Jahrhunderts beobachtet werden konnte. Die Themen drehen sich um «Field and fence» (Feldbau und Einzäunungen), «Whitewash and thatch» (getünchte Häuser und Strohdächer, mit einer Karte, welche zeigt, in welchen Gegenden das Stroh auf dem Dach mit Seilen festgehalten wird), «Hearth and household» (Küche, Brot, Nahrung, Wäsche), «Farmers and craftsmen» (Pflug, Hochbeet, Ackerwalze, Torfgewinnung, dörfliches Handwerk) und «Travel and trade» (Tragarten, Transport, Schleife, Wagen, Boot, Märkte, Dorfkämpfe). Wildhaber

Jean-Philippe Chassany, Dictionnaire de météorologie populaire. Paris, Maisonneuve et Larose, 1970. XXII, 392 p. (Les littératures populaires de toutes les nations, 14).

Personne ne peut nier l'importance des phénomènes météorologiques face au développement de la vie sous toutes ses formes. Depuis toujours, l'homme a été tributaire du temps qu'il faisait et aujourd'hui, malgré les progrès de la technique, que l'on a tendance à considérer comme toute puissante, il suffit de brusques chutes de neige pour paralyser le trafic routier, de brouillard dense pour interdire l'accès des avions à un aéroport ou de la menace d'un orage pour retarder le départ d'une fusée... Ce n'est que vers la fin du XIX^e siècle et au début du XX^e siècle que la météorologie est vraiment devenue une science explicative, alors qu'auparavant elle n'était qu'une science au stade pur de l'observation. Chacun déduisait ce qu'il voulait des phénomènes météorologiques qu'il analysait et c'est ainsi que les remarques populaires ont constitué les premières observations météorologiques. Les paysans, de par leurs activités, étaient contraints d'observer le temps et d'essayer de le prévoir, et c'est pourquoi s'est peu à peu créée la «météorologie populaire» qu'illustrent de nombreux proverbes et dictons. Aujourd'hui, malgré la météorologie moderne, ils sont restés très en faveur dans le public et combien nombreuses sont encore les personnes qui consultent «Le Messenger boiteux» ou d'autres almanachs pour savoir le temps qu'il fera!

Dans ce dictionnaire, l'auteur a rassemblé une documentation considérable, avant tout pour ce qui concerne la météorologie populaire en France. Beaucoup d'observations relevées sont communes à tout le pays, d'autres sont propres à une région, voire à un village. On remarque souvent des variantes selon les lieux pour l'interprétation d'un même phénomène. L'étude de ces proverbes et dictons (certains vérifiés par les statistiques) constitue une source de renseignements d'un grand intérêt ethnologique, scientifique et poétique. Ils fournissent des indications quant aux cultures des différentes régions de France et quant à la manière de travailler la terre. Ils illustrent aussi les us et coutumes traditionnels fortement influencés par la religion. D'une haute teneur scientifique, cet ouvrage constitue un ensemble d'observations précieuses pour le spécialiste des traditions populaires, tout en fournissant au grand public une documentation facilement accessible, distrayante et poétique.

A. Jeanneret

Alfred Cammann (Hrsg.), Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele. Schloss Bleckede/Elbe, Otto Meissners Verlag, 1970. 342 S., 8 Bildtafeln. (Heimat und Volkstum. Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde).

Den Grossteil der Sammlung hat der Verfasser als Gymnasiallehrer mit Unterstützung seiner Schüler in Bremen aufgezeichnet, vieles trug seine Tochter aus dem Orte Achim bei. Tonbandaufnahmen ergänzten die kindlichen Spielbeschreibungen. Eine Besonderheit des Buches bilden die Berichte älterer Leute über die Spiele ihrer Kinderzeit. Diese Zeugnisse greifen teilweise weit über den heute noch bestehenden niederdeutschen Raum hinaus, denn hier kommt Cammanns Freundschaft zur Geltung, die ihn mit zahllosen Menschen verbindet, welche in den letzten dreissig Jahren umgesiedelt wurden, aber noch von der Volkskultur ihrer alten Heimat zu berichten vermögen. Dadurch umfassen die Spielangaben den Zeitraum eines halben Jahrhunderts und mehr, dessen unruhiges Geschehen sich in den dazwischengestreuten Lebensberichten spiegelt. Die Neuerungen übertreffen die bisherige Vielschichtigkeit der Kinderspiele bei weitem. Was an einstiger reicher, in grösseren Zusammenhängen stehender Überlieferung wegen des Fehlens einer planvollen Feldforschung für immer der Wissenschaft verloren gegangen ist, zeigen Zufallsfunde. Hermann *Schmidt*, 1896 im Kreise Heydekrug (Memel) geboren, beschreibt S. 225 das Hirtenspiel «Himmelsleiter». Diese Fassung ist den wenigen festgehaltenen niederdeutschen

Formen ähnlich (z. B. *Frahm*, Zschr. Urquell V, 231 f.), unterscheidet sich jedoch von räumlich nächststehenden litauischen, die ihrerseits durch die urtümlichen Loshölzchen und andere Einzelheiten oberdeutschen Varianten verbunden sind. Aus der Schweiz hat J. B. *Masüger* (Leibesübungen in Graubünden, Chur 1946, 145 f. und Schweizerbuch der Bewegungsspiele, Zürich 1955, 234 f.) Varianten mit dem Losen durch Messerwurf veröffentlicht.

Die Buntheit von Cammans Werk wird noch durch den Abdruck einer «indonesischen» Form des Fangsteinchenspiels (S. 277) und eines «persischen Reiterspiels» vermehrt. Das «Reiterspiel», vom Sohne eines Gastarbeiters übernommen, geriet bald wieder in Vergessenheit, wie C. vermutet, weil es zu schwerfällig und zu fremdartig war. Das Spiel gibt es zwar in Persien auch in Abarten (vgl. H. *Massé*, Croyances et Coutumes Persanes, Paris 1938, II, 427), es ist jedoch auf deutschem Boden alt beheimatet. Kurt *Ranke* hat in seiner Abhandlung «Meister Altswerts Spielregister» (SAVk 48, 1952, 137 ff.), einem der besten Beiträge zur Spielforschung des letzten Vierteljahrhunderts, S. 191, dargelegt, dass es sich bei der häufig zitierten «fulen brucken» um ein «Reiterspiel» handelt, das übrigens auch *Strackerjahn* beschrieben (Aus dem Kinderleben, Oldenburg 1851, 30) und Bruegel 1560 dargestellt hat (K. *Haiding*, Das Spielbild Pieter Bruegels, in: Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde 6, Berlin 1937, 62, mit Hinweisen).

Zum Abschluss von Cammans Sammelergebnissen erläutert Rolf Wilhelm *Brednich* am Beispiel Bremens «Aufgaben und Möglichkeiten der Kinderliedforschung». Hier kommen auch die Singweisen zu ihrem Recht, die Texte zeigen, dass das Kinderlied weiterhin Sammelbecken verschiedenster Zuflüsse ist und der volkskundlichen Gegenwartsforschung immer neuen Stoff zu bieten vermag. Die Bibliographie zum niederdeutschen Kinderlied und Kinderspiel gibt in ihrer Ausgewogenheit auch einen Einblick in die Bestände des Deutschen Volksliedarchivs. *Brednich* urteilt über E. L. *Rochholz* allerdings zu hart, wenn er lediglich dessen zeitgebundene Deutungen erwähnt. Abgesehen von diesem Beiwerk hat das «Alemannische Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz» (1857) nichts von seinem Wert eingebüsst, zu manchem konnten erst *Wossidlo* und *Wehrhahn* Ergänzungen aus anderen Landschaften schaffen. Als Ganzes gesehen bestätigt Cammans neues Werk den fortschreitenden Substanzverlust, den jeder gründliche Kenner mündlicher Überlieferung zu verfolgen vermag, zugleich aber auch die Tatsache, dass die Zeit des Sammelns keineswegs vorbei ist. K. *Haiding*

Austin and Alta Fife; Henry H. Glassie (editors), Forms upon the frontier. Folklife and folk arts in the United States. Logan, Utah, Utah State University Press, 1969. VII, 189 p., ill., index (Monograph Series, 16: 2).

Das Buch enthält Vorträge, die 1968 während eines Treffens amerikanischer Volkskundler auf dem Campus der Universität des Staates Utah gehalten wurden. Die Vorträge sollten zum erstenmal neben der «Folklore» auch Themen der materiellen Kultur in gleichwertigem Rahmen behandeln und damit einen Rechenschaftsbericht über den Forschungsstand einzelner Volkskunde-Disziplinen ablegen. Verbunden mit den Vorträgen war eine Ausstellung «Folklife and folk arts in the United States»; über sie berichtet *Austin E. Fife*. Im vorliegenden Buch sind 18 Referate enthalten; hievon liegen allerdings der grössere Teil nur in Zusammenfassungen («abstracts») vor. Von den übrigen möchten wir fünf Vorträge besonders herausheben. *Don Yoder* hat sich ein ausserordentlich ergiebiges und in grösserer Überschau kaum behandeltes Thema ausgewählt: «Sectarian costume research in the United States» (41–75, 12 Abb.); Yoder geht gleichermassen ein auf die «Auszeichnungskleider» chassidischer Juden, römisch-katholischer Orden und protestantischer Sekten, wie etwa Mennoniten, Shaker, Quäker, Amish, Mormonen. Wer je sich mit entsprechenden europäischen Fragen

befasst, wird gut daran tun, Yoders Aufsatz beizuziehen, um so mehr, als vielfache Beziehungen zu Europa vorhanden sind. – In letzter Zeit ist die Bearbeitung der Grabsteine früherer Zeiten mehrfach aufgenommen worden. Hierüber berichtet *Maury Haseltine*, «A progress report on the pictorial documentation of early Utah gravestones» (79–88, 6 Abb.). (In diesem Zusammenhang möchte ich auf das Prachtwerk von Allan I. Ludwig, *Graven images. New England stone-carving and its symbols, 1650–1815*. Middletown, Connecticut, Wesleyan University Press, 1966, verweisen, das zahlreiche Grabsteine wiedergibt). – *Jan Harold Brunvand* und *John C. Abramson* haben zahlreiche Belege von Einkerbungen in Baumrinde als volkskundliches Dokument gesammelt; sie berichten darüber in «Aspen tree doodlings in the Wasatch Mountains: A preliminary survey of traditional tree carvings» (89–102, 4 Abb.). – *Wayland D. Hand* arbeitet seit vielen Jahren mit unermüdlichem Einsatz an einem amerikanischen Parallel-Unternehmen zum Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, in welchem der Volksmedizin und magischen Praktiken besonders grosses Gewicht zugewiesen wird. Diesem Forschungsbereich gehört sein Vortrag: «Folk medical magic and symbolism in the West» (103–118) an. – Beim Beitrag von *Frances Tally* «American Folk customs of courtship and marriage: The bedroom» (138–158) ist der Titel nicht ganz klar. Zur Hauptsache geht es um Liebeszauber und um all die Praktiken, einen Mann zu bekommen und den Zukünftigen voraus zu kennen. Vor allem wird die umfangreiche Frank C. Brown Collection of North Carolina Folklore ausgewertet. Wildhaber

Sachkultur

Albert Eskeröd, Båtar. Från ekstock till trälare. Stockholm, LTs förlag, 1970. 248 S., 249 Abb.

Nach langjährigen Vorarbeiten gibt Eskeröd hier einen umfassenden Überblick über den gesamten Bestand an schwedischen Bootsformen, der ganz erstaunlich wirkt durch die verschwenderische Fülle von instruktiven Photos und Konstruktionszeichnungen. Die beiden Einführungskapitel, die sich mit der historischen Seite des Bootsbaus und der Bootsformen befassen, gliedern sich in die Perioden vom Steinzeitalter bis zur Wikingerzeit (mit interessanten Aufnahmen von Steinsetzungen in Bootsformen und von Booten auf Felszeichnungen) und in diejenige von der Wikingerzeit bis zur Neuzeit (mit mittelalterlichen Zeichnungen und Wiedergaben von Hansabooten). Der Hauptteil behandelt die Boote der Neuzeit, aufgliedert nach Regionen und Verwendungszweck. Brauchmässig sind besonders die Kirchenboote hervorzuheben. Auf den Abbildungen sind neben den Booten auch Bootshäuser und Anlegevorrichtungen am Strand zu sehen. Auch die Technik der Ruderboote und der Segelboote wird behandelt. Ein besonderer Abschnitt ist dem Bootsbau und den Bootsbauern gewidmet. Bedauerlich ist es, dass ausgerechnet Eskeröd keine Zusammenfassung in englischer Sprache beigegeben hat; es findet sich nur der schwedische Text. Wildhaber

Dietrich W. H. Schwarz, Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin, Erich Schmidt, 1970. 244 S., 7 Taf. (Grundlagen der Germanistik, 11).

Dietrich Schwarz hatte diese Einführung schon einmal geschrieben; sie erschien unter dem Titel «Sachgüter» in der «Deutschen Philologie im Aufriss». In einer ähnlich gerichteten Reihe, deren Anliegen wiederum dahin geht, Überblicke über Fragen der Germanistik zu geben, publiziert er sie nun in ähnlicher Form, mit gleichem Aufbau, gelegentlichen Textänderungen und mit der Bei-

gabe eines ausführlichen Namen- und Sachregisters. Die neu hinzugekommenen sieben Tafeln sollen «beispielhaft» stehen; wie weit sie wirklich für das Buch genügend aussagekräftig sind, möge dahingestellt bleiben. In dieser «materiellen Kulturgeschichte» soll das ganze deutschsprachige Gebiet berücksichtigt werden; der zeitliche Umfang erstreckt sich von der Völkerwanderung bis zum Anbruch des industriellen Zeitalters. Das gesamte Sachgebiet wird in 15 grosse Kapitel eingeteilt, welche die riesige Stofffülle wohlüberlegt aufgliedern. Nach jedem Kapitel folgt eine mehr oder weniger umfangreiche Literatur der wichtigsten Bücher. Wenn der «Volkskundler» hier gelegentlich das eine oder andere Buch vermisst, oder wenn er eine andere Wahl treffen würde, muss er sich immer vor Augen halten, dass es Schwarz um eine «Kulturgeschichte» ging. Diese Blickrichtung mag auch der Grund sein, weshalb dem Volkskundler gelegentlich höfische und bürgerliche Kreise etwas überbewertet erscheinen und weshalb Abschnitte wie «Landwirtschaft» und «Handwerk» für ihn allzu knapp beschrieben sind. Dafür sind andere Kapitel – trotz ihrer präzisen Form – sehr gute Sacheinführungen; ich denke etwa an «Wohnen», «Siedlungen» (vor allem «Stadt»), «Kirche und Kirchengestaltung», «Kleidung» (mit sehr klaren Unterteilungen), «Nahrung. Ess- und Trinkgeräte, Tischsitten» und «Kriegswesen». In gewisser Hinsicht mag man das Buch von Schwarz dem längst vergriffenen Bändchen von Otto Lauffer, «Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte» (Leipzig 1918 «Wissenschaft und Bildung», 148) gegenüberstellen. Auf jeden Fall freuen wir uns, dass wir nun wieder eine einführende, knappe Sachkulturgeschichte besitzen.

Wildhaber

Wolfgang Rudolph, Segelboote der deutschen Ostseeküste. Berlin, Akademie-Verlag, 1969. 160 S., 56 Abb., Zeichnungen im Text. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 53).

Vor einigen Jahren hatte Rudolph sein ganz vorzügliches «Handbuch der volkstümlichen Boote im östlichen Niederdeutschland» herausgegeben; nun lässt er ihm ein Übersichtsbuch über die Segelboote folgen, wobei der einbezogene Raum allerdings grösser ist, denn er erstreckt sich von der Kieler Bucht über die südliche Ostseeküste bis zum Oderhaff; die Reviere der dort mündenden Flüsse sind gleichfalls behandelt. Das Buch will bewusst einen breiteren Leserkreis ansprechen; bis zu einem gewissen Grade ist es auch als eine Art Führer für das Schiffahrtsmuseum in Rostock und das Meereskunde- und Fischereimuseum in Stralsund gedacht. Es ist die Absicht des Verfassers, Beiträge zu geben zur Geschichte der durch Segel fortbewegten grossen Boote der Fischerei, des dörflichen Handels und des Nahverkehrs. «Die oberste zeitliche Begrenzung liegt beim Übergang vom Segel- zum Motorbetrieb». Das beigegebene Abbildungsmaterial ist sehr schön ausgewählt; es bringt authentische Zeichnungen und Skizzen aus den Zeiträumen von der Renaissance bis zum Expressionismus; es befinden sich darunter graphische Arbeiten namhafter Meister. Die Gliederung des Buches ist ausserordentlich klar und systematisch durchgeführt. In neun Kapiteln werden einzelne markante Segelfahrzeuge (wie etwa die Zeesboote, Klinkerjachten, Warnowprähme) oder Fahrzeuggruppen (wie etwa Strandboote oder frühe Sportsegeljachten) behandelt. Jedes einzelne Kapitel bringt in gleicher Anordnung Angaben über Bootsbezeichnung, Bootsbau und Bootsform, Takelung und Segeleigenschaften, Arbeit und Leben an Bord und endlich über Segelreviere und Standorte. Wenn auch einzelne Abschnitte für Landratten etwas fremdartig sind, so sind dafür die Ausführungen über Arbeit und Leben an Bord von grossem allgemeinem Interesse, weil sie uns Einblicke geben in ein Gebiet, das in den meisten Bootsbüchern nicht oder höchstens am Rande behandelt wird. Hier hören wir von den Besatzungsverhältnissen auf den einzelnen Booten (Besit-

zer und Beteiligter, Besitzer und Angeheuerter, Vater und Sohn, Brüder, aber auch – dies gilt hauptsächlich für einen Bootstyp – Mann und Frau), von der Entlohnung, von der Kost, aber auch von der Arbeitsteilung und dem gelegentlichen Spott. Besonders erwähnen möchte ich die Beschreibung der Arbeit mit den Rostocker Sandbooten, deren letztes bis 1959 in Tätigkeit war. Am Ende des Buches findet sich eine Klassifizierung der Fahrzeuge, Takelungen und Besatzungsstrukturen und ein kleines Lexikon mit Erklärungen seemännischer Fachausdrücke, die durch beigefügte Randzeichnungen noch klarer werden. Wildhaber

Horehronie. Kultúra a spôsob života ľudu. [Unter der Redaktion von Ján Podolák hrsg. von einem Autorenkollektiv]. Bratislava, Vydavateľstvo Slovenskej Akadémie Vied, 1969. 551 S., zahlreiche Abb. Jedes Kapitel mit deutscher und französischer Zusammenfassung.

In fünf Hauptkapiteln werden Erscheinungen der materiellen Volkskultur im oberen Grantal im slovakischen Teil der Karpaten, abgehandelt. Lobend hervorgehoben seien gleich zu Beginn die teilweise sehr schönen und instruktiven Photos und Strichzeichnungen und die guten (auch ausdehnungsmässig wirklich etwas aussagenden) Zusammenfassungen. Besonders bedeutsam für die Gegend sind Landwirtschaft und Hirtenwesen; sie sind in überlegener Weise dargestellt von Ján Podolák. Es ist ein Gebiet mit vorwiegender Hirtenkultur; auch die frühere Dreifelderwirtschaft stand im Zeichen dieser Kultur, weil sie den Tieren das Weiden nach der Ernte und auf dem Brachfeld ermöglichte. Teilweise finden sich noch recht altertümliche Methoden der Feldbebauung, etwa beim Roden oder Säen. Die Alpsommerung der Schafe konnte nach zwei Prinzipien vor sich gehen: Genossenschaften mit einem Alpvorstand und einem gemieteten Hirten («Weiden für Käse»), oder ein Hirte übernimmt alle Schafe auf eigene Rechnung und Gefahr («Weiden für Reingewinn»). Podolák schildert das Personal auf der Alp, seine Aufgaben und Entlohnung, die Verarbeitung der Schafmilch und die Überwinterung der Tiere. Erwähnt seien die vielen Abbildungen von Windschutzdächern, Hirtenhütten, Pferchen, Hirtentrachten, Tragjochen und Milcheimern. Kürzere Abschnitte befassen sich mit der Bienenzucht, die meist von Frauen und alten Leuten besorgt wird (Ema Kahounová), mit dem Jagdwesen, und zwar sowohl mit der aktiven Jagd als auch mit Fallen verschiedenster Art (Ján Botík), mit der Fischerei, vor allem mit den volkstümlichen Frevelmethoden (Ján Mjartan) und mit der Sammelwirtschaft: Pflanzen, Wurzeln, Knollen, Pilze, Harz zum Kauen (Michael Markuš). Štefan Apáthy gibt einen grösseren Überblick über Holzgewinnung und Verarbeitungsweisen, beginnend mit dem Fällen und dem Transport des Holzes bis zur Herstellung der für den eigenen Bedarf benötigten Werkzeuge; erfreulicherweise sind eine ganze Reihe von guten Zeichnungen solcher Geräte beigegeben. Im Kapitel über häusliche Leinwand- und Stoffverarbeitung (Jitka Staňková) spürt man die überlegene Kennerin, der auch die kleinste technische Besonderheit geläufig ist und die auch in den Literaturangaben ihr umfassendes europäisches Wissen verrät. Die Beschreibung der Arbeitsprozesse und die Erklärungsversuche für das Tragen bestimmter Trachtenstücke sind ausgezeichnet. Ebenso erfreulich ist das letzte Kapitel über die Kürschnerei (Jarmila Pátková); Welch grosse Bedeutung die Fellbearbeitung hatte – und immer noch hat – ersieht man am besten daraus, dass noch um die Mitte unseres Jahrhunderts in der Gegend etwa 25 Kürschnermeister tätig waren. Wildhaber

Alfredo Giovine, U sgranatòrie de le Barise (Cucina tipica barese). Cenni storici, ricette in dialetto e in italiano, curiosità locali, aneddoti, proverbi, poesie, modi di dire, e illustrazioni che si riferiscono alla cucina barese. Bari, Biblioteca dell' Archivio delle Tradizioni popolari baresi, 1968. 108 p., fig., tav.

Der Untertitel des Buches umreißt bereits genau seinen Inhalt. Es handelt sich um eine Sammlung von typischen Rezepten, vor allem aus Bari, die im Dialekt mit anschließender Übertragung ins Schriftitalienische wiedergegeben werden. Es mag also besonders auch der Romanist darauf aufmerksam gemacht werden. Neben Tintenfisch und «frutta di mare» spielen Bohnen und Blumenkohl eine grosse Rolle. An die Rezepte schliessen sich Redensarten, Rätsel, Lieder und weitere Texte an, die auf Speise und Trank Bezug haben. Einen besonderen Reiz haben die zahlreichen Abbildungen, viele davon von Anfang dieses Jahrhunderts. Da ist z. B. ein alter Restaurant-Prospekt, in dem sich dieses «Grand Restaurant» als «il più ricco e grandioso locale del Meridionale. Unico ritrovo dei forestieri» anpreist; «resta aperto fin dopo lo spettacolo del Teatro». – Das Bild vom «Schälen und Reinigen der Mandeln» gehört zu den Beispielen einer nachbarlichen Gemeinschaftsarbeit. Wildhaber

Volkskunst und Ikonographie

Frederick Fried, Artists in wood. American carvers of cigar-store Indians, show figures, and circus wagons. New York, Clarkson N. Potter, 1970. XIV, 297 p.; 234 fig., 25 colored fig.

Es gibt zwar einige amerikanische Bücher über Galionsfiguren und die Tabakläden-Indianer, aber in allen (mit Ausnahme von M. V. Brewington, Shipcarvers of North America, Barre/Mass. 1962) werden nur Objekte gezeigt, und die Beziehung zum Produzenten und Konsumenten, zum Schnitzer und Besteller, fehlt durchwegs. Es ist das Verdienst von Frederick Fried, diesen Fragen jahrelang und unermüdlich nachgegangen zu sein, wobei sich allmählich eine ganze Menge überraschender und bisher völlig unbekannter Erkenntnisse erschloss. Damit ist Frieds Buch – durch seine Loslösung von der reinen Volkskunst-Betrachtung – zu einem wirklichen Volkskundebuch geworden, selbst wenn er es nicht einmal beabsichtigt hätte. Fried liest an der Universität Vermont über kunstgeschichtliche Fragen; er kommt aus der künstlerischen Praxis, hat Bildhauerei studiert und ist Berater an mehreren Volkskundemuseen in den Vereinigten Staaten. Das erklärt vielleicht auch, weshalb es ihm nicht in erster Linie um das Kunstobjekt ging, sondern um den gestaltenden Künstler und den ganzen Werdegang seiner Schöpfungen (inklusive der kommerziellen Seite). Es reizte ihn, die Namen dieser bisher namenlosen Künstler («artist unknown») zu erfahren und alles herauszubekommen, was von ihrem Schaffen noch in Erfahrung gebracht werden konnte. Sein Erfolg ist ganz erstaunlich. Beinahe 40 solcher Schnitzkünstler konnte er ausfindig machen mit ihren Lebensdaten, mit den Werkstattangaben, ihren Werken und deren Charakteristika; dazu gelang es ihm, von vielen Künstlern Photos zu erhalten; mehrfach konnte er Einsicht nehmen in ihre Geschäftsbücher und Skizzenhefte. Wir wissen nun, wer ihr Kundenkreis war, welche Bestellungen sie erhielten, welche Absatzmöglichkeiten sie hatten und mit welchen Werbemitteln sie arbeiteten. Die Objekte werden nicht mehr als Volkskunstobjekte im Sinne des Kunsthändlers angesehen («wie teuer kann ich sie verkaufen, wenn ich entsprechende Propaganda mache?»), sondern sie übernehmen eine klar erkennbare volkskundliche Funktion. Diese Tatsache ist das Entscheidende und Bewundernswürdige an diesem prächtigen Buch. In grossen Überblicken stellt Fried zunächst die verschiedenen Gruppen dar: die Galionsfiguren, die Zigarrenläden-Indianer, die Wirtshaus- und Berufszeichen und die «show-figures»: die Figuren, die man aufstellt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und Kunden anzulocken. Einen besonderen Abschnitt bilden die Erbauer und Schnitzer der Zirkus-Paradewagen. Diese Wagen wurden für die prunkvollen Propaganda-Umzüge verwendet, wenn ein Zirkus zu Vorstellungen in eine neue Stadt zog. Nach diesem

einleitenden Teil gibt Fried eine dokumentarische Zusammenstellung aller ihm bekannt gewordenen Schnitzerwerkstätten in Philadelphia, Baltimore, Washington, Detroit, Ashland/Wisconsin, Providence, Gloucester, New York und Kanada. Das Buch enthält eine Fülle von Abbildungen und Dokumentarmaterial: die Werke selbst, Photos der Künstler und ihrer Werkstätten, Firmenanzeigen Werbe-Anpreisungen, Nachdruck von Katalogen mit den Verkaufspreisen. Als Anhang gibt Fried Listen von Verkaufspreisen, wie sie bei Auktionen aus den Jahren 1956, 1960 und 1968 erzielt wurden. Den Beschluss bildet eine sehr nützliche, ausführliche Bibliographie. Ein ähnliches Buch, welches derart eingehend alle Fragen behandelt, gibt es für diese Gebiete in Europa – meines Wissens – nicht.

Wildhaber

René Creux, Volkskunst in der Schweiz. [Unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute.] Paudex (Schweiz), Editions de Fontainemore, 1970. 327 S., zahlreiche Abb. schwarzweiss und farbig.

Seitdem Daniel Baud-Bovy seine «Schweizer Bauernkunst» herausgegeben hatte (deutsche Ausgabe 1926), ist kein einziges zusammenfassendes Buch über dieses Thema mehr erschienen. Nur sehr bedingt könnte man zwei regional begrenzte Werke hier erwähnen: *Anciennetés du pays romand; trésors de nos vieilles demeures* (Lausanne 1930) und den von Virgilio Gilardoni 1954 verfassten Ausstellungskatalog *Arte e tradizioni popolari del Ticino*, der völliges Neuland erschloss. (Das Buch von Titus Burckhardt, *Schweizer Volkskunst*, Basel 1941, schafft mit dem Material einer Ausstellung, die man nur mit grossen Bedenken als umfassend schweizerisch repräsentativ bezeichnen kann.) René Creux ist von einer unerhörten Fülle von Bildern ausgegangen, die er im Laufe mancher Jahre aufgenommen hatte. Und hier dürfen wir wirklich mit Befriedigung feststellen, dass das gesamte Gebiet der Schweiz von ihm erfasst wurde. Die Abbildungen sind in Gruppen geordnet, wobei kleinere Gruppen öfters nur durch eine Titelüberschrift gekennzeichnet sind, während die grösseren jeweils durch einen Textteil erläutert und kurz charakterisiert werden. Es ist aber klar erkennbar, dass diese Textteile dem Bildteil untergeordnet sind. Während Baud-Bovy den Text seines Buches noch allein geschrieben hatte, ist er bei Creux an 21 Verfasser aufgeteilt worden, die zum grössten Teil Fachwissenschaftler sind. Damit werden als selbstverständliche Folge eine weit grössere Zahl von Feldern und Aspekten in die Betrachtung einbezogen und vorgestellt; es ist in dieser Hinsicht höchst aufschlussreich, die Inhaltsverzeichnisse von Baud-Bovy und Creux einander gegenüberzustellen. Das Buch von Creux ist in ähnlicher Weise aufgegliedert wie der vor einiger Zeit erschienene Ausstellungskatalog «Schweizerische Volkskunst» (Eine Wanderausstellung des Deutschen Kunstrates) und das daran anschliessende Bändchen der Pro Helvetia (mit gleichem Titel, Zürich 1969).

Das Buch von Creux ist ein Schaubuch in bestem Sinne, weil die Texte und das abgebildete Material zuverlässig und einwandfrei sind (was z. B. bei Baud-Bovy nicht durchwegs der Fall ist; denn seither sind mehrere Gebiete genauer erforscht und besser erschlossen). Es handelt sich um Volkskunst in engerem Sinne, das heisst um verzierte Objekte, die man aus diesem Grunde als «schöne, volkstümliche Kunst» ansprechen darf. Man achte auch auf den bezeichnenden Wechsel von der «Bauernkunst» zur «Volkskunst».

Wildhaber

Walter Borchers, Volkskunst in Westfalen. Münster/Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1970. XII, 219 S., 502 schwarzweisse Abb. auf Taf., 14 Farbtafeln. (Der Raum Westfalen IV, 4).

Aus der in den letzten Jahren anschwellenden Flut von Volkskunstbänden auf regionaler oder nationaler Ebene ragt diese Darstellung der westfälischen Volkskunst durch die Fülle des Materials und die eingehende Beschreibung der Objekte

in ihrem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang hervor. Als ehemaliger Direktor des Städtischen Museums in Osnabrück hat der Autor immer in engster Beziehung zu seinem Forschungsgegenstand gestanden und, wie er selbst schreibt, «auf vielen Reisen kreuz und quer durch die Provinz Westfalen und die anliegenden Provinzen und Länder seine Beobachtungen machen und Erkenntnisse gewinnen können.» Er geht sein Thema erfreulich unsentimental an und versucht, über ein blosses Nebeneinander der «schönsten» Stücke hinausgehend, das weite Gebiet der volkskundlichen Sachkultur in seinen historischen, landschaftsgebundenen, psychologischen und typologischen Aspekten zu werten.

Borchers beginnt mit einer kritischen Übersicht über die bisherige Literatur zur Volkskunst Westfalens und führt dabei auch Ausstellungskataloge, Bestandesaufnahmen kleinerer Gebiete sowie Archive und Sammlungen an. Ausgehend von den Schmuckformen des Bürger- und Bauernhauses schildert er die Entwicklung und Wandlungen der Hausformen im westfälischen Raum und geht auf architektonische Schmuckformen: Fachwerk, Giebel, Tore und Türsäulen sowie auf die Hausinschriften ein. Das umfangreichste Kapitel ist naturgemäss dem vielfältigen Formenreichtum der Bauernmöbel gewidmet. Anhand von Testamenten, Hausinventaren und bildlichen Darstellungen versucht er, die Wohnkultur in ihren historischen Dimensionen darzustellen. Dabei legt er besonderen Wert auf die Darstellung der Einflüsse, denen Westfalen von seinen Nachbarländern her ausgesetzt ist und kommt zu dem Ergebnis, dass Westfalen in seiner Volkskunst vorwiegend nord- und westeuropäisch bestimmt ist, mit dem Süden Deutschlands jedoch kaum Berührungspunkte aufweist. Diesen Einflüssen steht eine starke Ausstrahlung westfälischer Möbelkunst nach Westen und Osten gegenüber.

Im Anschluss daran werden die Geräte und ihr Schmuck, nach Materialien geordnet, vorgeführt und eingehend besprochen. Holzgeräte, nach ihren Herstellungstechniken (Tischler-, Drechsler-, Böttcher-, Stellmacherarbeiten) unterteilt, stehen am Beginn; auch die Holzwaren-Hausindustrie kommt dabei nicht zu kurz. Ähnlich geht der Verfasser bei der Untersuchung des Eisengerätes, des Zinn-, Kupfer- und Messinggutes sowie der Glas- und Keramikwaren vor, wobei er jeweils mit den geschichtlichen Zeugnissen beginnt, soweit sie sich für einzelne Techniken und Geräte anbieten.

Drei weitere Kapitel beschäftigen sich mit Stoffen, Trachten und Schmuck. Zuerst werden die verschiedenen bäuerlichen und handwerklichen Herstellungstechniken und ihre speziellen Schmuckmotive, die Bandweberei, Seidenweberei, Zeugdruck, Stickmustertücher, Stricken, Klöppeln und Filetarbeiten dargestellt. Organisch schliesst sich daran die Untersuchung der Frauen- und Männertrachten an, die Borchers nach ihrer Verbreitung und Funktion, ihren Abhängigkeiten von der Militär- bzw. städtischen Mode und ihren frühen Zeugnissen in archivalischen und ikonographischen Quellen beschreibt.

Dem bäuerlichen Schmuck ist das zehnte Kapitel gewidmet. Die letzten Kapitel umfassen Brauchtümlich bedingte Erscheinungsformen der Volkskunst: Votivbilder und religiöse Volkskunst im weitesten Sinne, volkstümliche Graphik, Sachgüter des Schützenwesens und Brauchtümliches Backwerk.

Wenn auch die Bevölkerung des westfälischen Raumes drei verschiedenen Konfessionen (Katholiken, luther. Protestanten und Reformierte) angehört, so ist dieser Raum doch in besonderem Masse durch den Katholizismus geprägt. Als besonders typisch für Westfalen lassen sich die Hungertücher anführen, von denen mehr als fünfzig bekannt sind. Von diesen aus kirchlich-liturgischem Brauch entstandenen Erzeugnissen der Volkskunst ist das Telgter Hungertuch wohl das prächtigste und bekannteste. Daneben ist die westfälische Sakrallandschaft aber auch in besonderem Masse durch die vorwiegend aus der Barockzeit stammenden Steinkreuze und Bildstöcke bestimmt. Zu den eindruckvollsten Zeugnissen religiöser Volkskunst gehören die Votivbilder und Votivgaben, die Borchers allerdings nur sehr kurz behandelt; auch hier fehlen für den Raum

Westfalen wohl einschlägige Vorarbeiten, wobei man freilich beachten muss, dass Votivbilder in dieser Landschaft ohnehin viel seltener anzutreffen sind als z.B. in Süddeutschland. Demgegenüber fallen die verhältnismässig häufig vorhandenen Legendenbilder (von Borchers als «religiöse Ereignisbilder» bezeichnet) und Votivgaben aus Edelmetallen auf, deren Stifter aus einer ganz anderen Bevölkerungsschicht (Grossbürgertum, Adel) stammen als die der bäuerlichen Votivbilder anderer Landschaften. Im Weihnachtsbrauchtum, insbesondere bei der Weihnachtskrippe, betont der Verfasser die westfälischen Eigenzüge, dies gilt ebenso für die Kerzenstäbe und Kirchentrommeln, die wohl als westfälische Besonderheit gelten können.

Über die mit dem Totenbrauchtum zusammenhängenden Sachgüter der Volkskultur kommt Borchers schliesslich zu den Erzeugnissen populärer Imagerie: Andachtsbilder, Einlegebilder, Patenbriefe, Schutzbriefe und Gesangbuchschnuck. Im Anschluss daran geht er auf die volkstümliche Kalligraphie ein, die sich in der Form von Neujahrsglückwünschen, bäuerlichen Liebes- und Abschiedsbriefen kundtut. Gerade hier lassen sich deutlich konfessionelle Unterschiede feststellen, sowohl hinsichtlich der einzelnen Gattungen als auch der Funktionen. Eine im Norden Deutschlands bis in die Neuzeit hinein lebendige traditionsreiche Einrichtung sind die Schützenfeste. Das Brauchtum der Schützen, ihre Fahnen, Kleidung, Schützenadler und -ketten sind Objekte der Volkskunst und durch ihre reiche Ausschmückung oft von hohem künstlerischem und materiellem Wert. Die gemalten Schützenschilder insbesondere sind berechte Zeugnisse des Volkslebens. Borchers beschliesst seinen Band mit einem Kapitel über das brauchtümliche Backwerk, wie es zu den verschiedenen Anlässen des Jahreslaufs zum Teil noch heute zu backen üblich ist.

Immer wieder zeigt sich die starke brauchtümliche Verwurzelung volkskünstlerischer Sachgüter. Insofern mag man Borchers' Versuch einer Definition der Volkskunst zustimmen «Volkskunst ist über den reinen Zweck hinaus gestaltetes Leben einer in Sitte und religiöser Bindung festgefügtten Gemeinschaft» (S. 189), wenn sie auch nur einen Aspekt dessen umfasst, was man heute unter dem Begriff Volkskunst subsumiert. Von besonderem Interesse sind jedoch Borchers' abschliessende Bemerkungen über fahrende Händler und Hausierer und das Eindringen fremdländischer Erzeugnisse in den westfälischen Raum, der durch den «Hellweg», die alte Salzstrasse zwischen Rhein und Weser, mit anderen Landschaften verbunden ist.

Auf eindrucksvolle Weise gelingt es Borchers in diesem sorgsam redigierten Werk, die Vielschichtigkeit und Vielgesichtigkeit der westfälischen Volkskunst in ihrer räumlichen und zeitlichen Entwicklung, in ihren wirtschaftlichen Grundlagen, in ihren Beziehungen zur Hochkunst und letztlich auch in ihren verschiedenartigen Impulsen und Triebkräften deutlich zu machen. Neben den überaus zahlreichen Literaturhinweisen zu den einzelnen Kapiteln bringt der Verfasser auch noch eine umfangreiche Bibliographie, die dankenswerterweise auch an entlegener Stelle veröffentlichte Zeitschriftenaufsätze berücksichtigt. Das Buch stellt in seiner umfassenden sorgfältigen Auswahl und kenntnisreichen Beschreibung der Gegenstände ein Standardwerk auf dem Gebiet der Volkskunst dar, um das andere Landschaften Westfalen beneiden können.

Leander Petzoldt

Greek handicraft. Edited by *S. A. Papadopoulos*. Athen, National Bank of Greece, 1969. 334 S. 251 Abb. in schwarzweiss u. farbig, Bibliographie, 1 Karte.

Wie wir seinerzeit (SAVk 63, 1967, 259) hoch erfreut waren über das ebenfalls als Privatdruck einer Bank – des *Crédit Lyonnais* – gedruckte Prachtwerk «*Métiers de tradition*», so können wir nun mit gleicher Freude ein neues derartiges herrliches Buch anzeigen, das bei der griechischen Nationalbank herausgekommen ist. Es will einen Einblick verschaffen in das, was volkstümliche griechische

Handwerkskunst geleistet hat und auch weiterhin zu leisten befähigt ist. Damit soll bewusst der «Heimatwerkgedanke» gefördert und unterstützt werden. Der Direktor der Bank sagt denn auch in seinen Einleitungsworten: «In a world of astonishing technical achievements, handicraft has acquired new meaning and value. Its works reflect the personality of the producer and provide considerable scope for the revival of traditional forms. This corresponds to the demands of the developed consumer public of the western world». Die erlesen schönen Abbildungen bringen – in Übereinstimmung mit der geäußerten Tendenz – Volkskunstobjekte aus älterer Zeit und ganz neue Schöpfungen, die wir Volkskünstlern unserer Zeit verdanken, und die uns mit der gleichen Selbstverständlichkeit ansprechen, wie wir das von sogenannten «traditionellen» Werken erwarten. In einem gestrafften und gut gegliederten Einführungsaufsatz macht uns Papadopoulos mit den Problemen der griechischen handwerklichen Kunst aus alter und neuer Zeit bekannt. Daran schliessen sich Abhandlungen über die einzelnen Sachgebiete an: Steinskulpturen (P. Zora), Holzschnitzerei (K. Makris), Töpferei (V. Kyriazopoulos), Weberei (K. Makris), Stickerei (P. Zora und A. Hadjnikolaou), Metallarbeiten (K. Makris), Silberarbeiten (P. Zora) und Teppichknüpferei (H. Kakhrmanos, der selbst Teppichknüpfer ist). Dankbar ist man über die Übersichtsliste der Sammlungen griechischer Volkskunst, wie sie sich in öffentlichen Museen und bei privaten Liebhabern finden; es ist die erste Übersicht dieser Art; sie ist alphabetisch nach Orten geordnet. Anmerkungen, eine sehr willkommene Bibliographie (die auch Titel in westlichen Sprachen aufführt) und ein ausführliches Register beschliessen das prächtige Buch. Vivant sequentes!

Wildhaber

Anne Marie Franzén, Målade kistor och skåp. Om det folkliga möbelmåleriet i Skåne under 1700- och 1800-talen. Lund, Bokförlaget Corona, 1970. 108 S., 69 Abb., 16 farbige Abb.

Mit diesem schönen und mit ausgezeichneten Abbildungen versehenen Heft erhält die volkstümliche Möbelliteratur eine erfreuliche Bereicherung. Eine Einschränkung müssen wir uns allerdings erlauben. Wenn im Einführungskapitel Vorkommen und Geschichte der Möbelmalerei in Europa untersucht werden, so anerkennen wir dieses Bestreben für die nordischen Länder, für alle übrigen Länder beruht es aber auf mehr oder weniger zufälliger Literaturkenntnis, die keinesfalls ein zuverlässiges Übersichtsbild geben kann: hiezu ist die Kenntnis verlässlicher Spezialliteratur einfach notwendig. Derartige, im Grunde oberflächliche Übersichten, die den Eindruck einer sachkundigen Bestandesaufnahme erwecken, würden viel gescheiter unterlassen. Für Österreich fehlen z.B. so wichtige Bücher wie diejenigen von Lipp und Colleselli; für die Schweiz werden Baud-Bovy und Peasant Art (wobei diese beiden, abgesehen von der Sprache, identisch sind) und ein Buch von Rubi genannt; unter Böhmen versteht die Verfasserin schlicht und einfach auch Mähren und die Slowakei. Erst dort, wo die Verfasserin mit der Darstellung der Möbelmalerei in Skåne beginnt, bewegt sie sich auf sicherem Boden, und wir können ihr mit Genuss folgen. Vor allem geht es ihr um eine Beschreibung der Stilmerkmale, wie sie sich in zwei deutlich erkennbaren Epochen (Ornamentstil und Rosenmalerei) äussern. Die erfasste Zeit dauert etwa 100 Jahre, von 1750 bis 1850. Eine grössere Zahl von Malerpersönlichkeiten kann mit mehrfachen Beispielen belegt und in ihrer Malweise charakterisiert werden. Am Schluss werden ausführliche Listen über die in Museen und Archiven nachweisbaren bemalten Möbel mit ihrer Datierung und dem Herstellerort (oder dem Möbelmaler) aufgeführt. Die Bibliographie ist ausführlich, vor allem für Skåne und die nordischen Länder; für die übrigen Länder mag sie als summarische Einführung gelten. (Das Buch ist in schwedischer Sprache, ohne eine Zusammenfassung, abgefasst).

Wildhaber

The George Brown Toy Sketchbook. Edited, with an introduction, by *Edith F. Barenholtz*. Princeton/USA, The Pyne Press, 1971. XVI S. Text, 58 Farbtafeln. (A collectors imprint edition).

George Brown (1830–1889), Fabrikant in Connecticut, hatte seine Lehre in der Uhrenindustrie gemacht. 1856 gründete er eine eigene Firma, in welcher neben Uhren auch mechanisches (und unbewegliches) Blechspielzeug hergestellt wurde. Brown erfand seine Spielzeuge selbst; er zeichnete und bemalte die Entwürfe, die dann dem Patentamt vorgelegt wurden. Diese Entwürfe sind darauf zu einer Art Handkatalog der Firma («working catalog») zusammengestellt worden, versehen mit Preisangaben und gelegentlichen Durchstreichungen, wenn ein Spielzeug nicht mehr fabriziert wurde. Die Zeichnungen geben die natürliche Grösse des Spielzeuges wieder, und die vorliegende, höchst reizvolle Liebhaberausgabe bringt das Skizzenbuch ebenfalls in natürlicher Grösse mit der bunten Frische der Farben. Die Abbildungen dürften in den Jahren 1860 bis 1870 entstanden sein. Wir finden Lokomotiven, Dampfer, Wagen, Kutschen, Feuerwehrowagen, Reiter, berühmte Rennpferde, Reifen mit darin stehenden Figuren, Zirkuswagen, meist mit einer Feder zum Aufziehen. Die Einleitung von Edith Barenholtz gibt einen kurzen Überblick über weitere Firmen der amerikanischen Spielwarenindustrie des letzten Jahrhunderts.

Wildhaber

Roy King and Burke Davis, The world of Currier & Ives. New York, Bonanza Books, 1968. 140 S., Farbtafeln.

Neben den europäischen Firmen bemalter Drucke, Bilderbögen und Hersteller aller Arten von *imagerie populaire*, hat auch die amerikanische Firma Currier and Ives («printmakers to the American people») sich einen bedeutenden Namen erworben (cf. meinen Hinweis im SAVk 60, 1964, 209). Während der Jahre 1835–1907 hat sie ungefähr 7000 Lithographien hergestellt, die ihren Weg in wohl jedes Haus der Vereinigten Staaten fanden. Sie geben ein Bild alles dessen, was im letzten Jahrhundert die Menschen interessierte und bewegte. In der vorliegenden Prachtausgabe sind 60 Drucke aus der grossen Roy-King-Sammlung in Originalgrösse und farbengetreu ausgewählt und wiedergegeben. Die Bilder sind von einem ausführlichen, erläuternden Text begleitet, der sie in die Zeit hinstellt, in der sie entstanden sind. Die Einleitung gibt einen guten Überblick über das Geschäftsgebaren einer solchen Verlegerfirma. Ein Anhang führt rund 250 Drucke auf, mit den Preisen, wie sie auf Auktionen der letzten Zeit erzielt wurden.

Wildhaber

Peter C. Welsh, Track and road: The American trotting horse. A visual record 1820 to 1900 from the Harry T. Peters «America on Stone» lithography collection. Washington, D.C., Smithsonian Institution Press, 1967. 174 S., zahlreiche Abb.

Trabrennen bildeten die grosse Massenattraktion für das amerikanische Publikum lange vor dem Fussball. Berühmte Trabpferde genossen eine unerhörte Publizität, die mindestens ebenso gross war wie die heutige eines Boxers oder Velozipedisten (und überdies waren die Pferde schöner als diese). Die Lithographiefirmen nützten diese Popularität aus und brachten massenhaft Drucke heraus, die riesigen Absatz finden. Peter Welsh, der frühere Kurator an der Smithsonian Institution und nunmehrige Direktor der New York State Historical Association in Cooperstown, hat aus einer Sammlung mehr als 70 solcher Drucke ausgelesen und legt sie hier als köstliches Kulturdokument vor: Trabpferde, vor den Wagen gespannt, allein, mit Reiter, während eines Rennens, mit und ohne Namen. Dazu kommen Angaben über Handzettel und Plakate, ferner eine Zusammenstellung aller einschlägigen Drucke in der Sammlung. Den Abschluss bildet eine Liste der Druckfirmenangaben, wie sie auf den Lithographien verzeichnet sind.

Wildhaber

William McLean, Contribution à l'étude de l'iconographie populaire de l'érotisme. Recherches sur les bandes dessinées et photo-histoires de langue française dites «pour adultes» et sur les graffiti de Paris et de ses alentours. Paris, G. P. Maisonneuve et Larose, 1970. 250 p., 210 ill. sur pl. (Collection Erotisme populaire).

Avec ce travail, McLean a obtenu le titre de docteur en ethnologie de l'Université de Paris. L'ouvrage est composé de trois parties: 1) Considérations théoriques. 2) Recherches sur sujets (les graffiti: les photo-histoires et les bandes dessinées «pour adultes») 3). Etude comparative, où l'auteur démontre quelques aspects formels constants des trois sujets de recherche du point 2 et où il analyse une partie du contenu de la représentation collective de la société étudiée (la société française) qui se manifeste dans les graffiti, les photo-histoires et les bandes dessinées. Ce contenu représente la notion de l'Eros que la société emploie afin de donner une définition aux phénomènes de la sexualité en général dans le cadre du concept global de la réalité qu'elle s'est créée.

Les trois recherches portent sur quelque mille cinq cents documents choisis. Mais le nombre total de documents que l'auteur a examinés durant les quatre ans que lui ont pris son étude s'élèvent à plus de vingt mille en ce qui concerne les trois domaines et à plusieurs milliers dans d'autres domaines de l'iconographie populaire (publicités, films, etc.). Le nombre des documents choisis, relativement faible, suffit toutefois à établir des rapports qui permettent de tirer des conclusions, car ils constituent chacun une sorte de modèle.

Dans les graffiti, l'auteur a remarqué la simple présence de manifestations iconographiques du thème de la sexualité, sans avoir tenté l'identification ou la description du caractère de ces manifestations. Dans les photo-histoires et les bandes dessinées, l'auteur a observé des représentations iconographiques du thème de la sexualité qu'accompagnaient des thèmes tels que: violence, agressivité, destruction, cruauté, mort, voyeurisme, hystérie, virilité de l'homme âgé, indépendance de la femme révoltée, etc. Du point de vue d'une étude scientifique de l'iconographie que comportent les graffiti, il est difficile de les interpréter, surtout ceux qui présentent un caractère plus ou moins abstrait. Afin de pouvoir les comparer aux photo-histoires et aux bandes dessinées, force est tout de même de les interpréter. L'auteur choisit comme hypothèse que ces éléments abstraits sont des indices permettant de saisir le caractère spécifique du contenu érotique que les graffiti manifestent.

En comparant des éléments signifiant agressivité de l'homme, violence, meurtre, etc. dans les photo-histoires et des éléments abstraits (trous, piquetages, stries, etc.) des graffiti, l'auteur en arrive à postuler qu'un grand pourcentage de ces éléments abstraits correspond aux manifestations représentatives de la violence et de la destruction unies à la représentation de la sexualité. D'autre part, il postule également «que toutes ces manifestations démontrent une mentalité érotique spécifique qui définit l'acte sexuel comme un acte violent et destructeur de la part de l'homme, la femme comme la proie de l'homme, et par conséquent, l'homme comme un criminel dans la mesure où il affirme sa virilité».

Dans une civilisation, les institutions sociales sont solidaires les unes des autres et l'étude d'un phénomène social fournit des renseignements sur tous les autres. C'est en se fondant sur cette hypothèse et en se limitant à la manifestation d'un des aspects de la représentation collective française que comporte l'iconographie de l'érotisme, celle dans la religion, que l'auteur termine son étude. Le terme religion ne doit pas être compris ici comme «religion chrétienne», mais plutôt comme «conscience religieuse collective» ou «inconscient religieux collectif». L'auteur prouve de façon convaincante – en dégagant de l'iconographie populaire de l'érotisme dans la société française actuelle – que la représentation collective de cette société, telle qu'elle est manifestée par cette iconographie, comporte une définition

de la sexualité qui lui attribue une valeur sacrée et l'assimile à une puissance absolue par une définition de cette dernière qui la conçoit comme divisée en deux principes opposés.

Erotisme... ce mot est à la mode et pour chacun – que l'on approuve ou que l'on désapprouve ce phénomène – il est associé à la notion de «plaisir». L'amateur de littérature dite érotique sera déçu en lisant l'ouvrage de McLean, car il n'y trouvera pas ce qu'il y cherche, mais celui qui s'intéresse aux phénomènes humains et à leur analyse sera comblé. C'est en effet une étude scientifique, qui aborde en profondeur un sujet encore jamais étudié. Ce n'est pas un ouvrage facile à lire, surtout dans sa partie théorique. L'analyse des documents (bandes dessinées, photo-histoires et les très belles photographies des graffiti) est serrée et précise et la démonstration des thèses que McLean avance est des plus convaincantes.

Alain Jeanneret

Alfred Höck, Ludwig Emil Grimm, Bilder aus Hessen. Kassel, Friedrich Lometsch Verlag, 1970. 95 S., darunter 30 Tafeln und 2 Textillustrationen. (Kasseler Quellen und Studien, Kleine Reihe, 2).

Als der wohl beste gegenwärtige Kenner hessischer Landesgeschichte und Volkskunde widmet Höck dem jüngsten männlichen Spross unter den Geschwistern Grimm, dem Maler Ludwig Emil (1790–1859), eine mit guten Reproduktionen ausgestattete Monographie. Man kennt seine Illustrationen zu den Märchen seiner Brüder; mit welchem Sensorium er aber auch sonst «volkskundliche Motive» seiner Heimat festgehalten hat, das wird nun erst über Höcks Buch mit seinen reichhaltigen biographischen und geistesgeschichtlichen Informationen deutlich. Gerade die Trachtenbilder mit ihrer oft «photographischen Treue» haben bedeutenden dokumentarischen Wert. Da Ludwig Emil Grimm auch ausserhalb Hessens in ähnlicher Weise gezeichnet hat, darf wohl der Wunsch geäussert werden, Höck möge gelegentlich auch das nichthessische Oeuvre publizieren.

Trümpy

Textilkunst

Elizabeth Boyle, The Irish flowerers. Belfast, Ulster Folk Museum and Institute of Irish Studies, Queen's University, 1971. XXXII, 160 p., 1 map, 22 ill. on 16 pl.

«Flowerers» ist der etwas poetische Name für Handstickerinnen. Elizabeth Boyle legt hier eine wohlfundierte Studie über die Handstickerei in Irland vor. Es geht ihr aber nicht um eine Darstellung der Techniken und eine Beschreibung der ästhetischen Werte der Spitzenkunst, sondern sie gibt eine volkskundlich-soziologische Abhandlung über die Bedeutung dieser Heimindustrie im Leben und im Haushalt irischer Familien. Es ist klar, dass auch die verschiedenen Techniken erwähnt werden: Goldfadenstickerei, Weiss-Stickerei, Häkeln (*crochet*), Nadelstickerei (*needle point*) und andere, und dass auch von den Produkten und ihren Bestellern und Käufern gesprochen wird, aber das geschieht doch meist nur als Hintergrund für die Schilderung der sozialen Arbeitsbedingungen. Von etwa 1600 an lässt sich die Stickerei in Irland aus Dokumenten belegen. Was bis 1800 bekannt ist, fasst die Verfasserin im ersten Kapitel zusammen; es ist vor allem eine Siedlung der Mährischen Brüder aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die in Nordirland durch Spitzenarbeiten bekannt wurde. Im 19. Jahrhundert fliessen die Quellen weit ergiebiger; wir hören nun bis ins einzelne

von Klöstern und Geschäftsfirmen, die als Auftraggeber für die Stickerinnen auftraten, von den Löhnen, die bezahlt wurden, und von den Arbeitsbedingungen im Hause, wenn eine ganze Familie, mit den kleinen Kindern, sich zusammentun musste, um überhaupt ihr Leben fristen zu können (ähnliche Bedingungen in der Spielwaren-Heimindustrie und in der Hinterglasmalerei!); diese Art der gemeinsamen, unter äusserem Druck stehenden Heimarbeit heisst englisch *sweating*. Mit der Zeit finden sich Privatleute, die sich für eine Besserung der Bedingungen tatkräftig einsetzen; es entstehen Kooperativen, gemeinnützige Unternehmungen (*non-profit-making agencies*), vor allem die Irish Industries Association. Es werden Fachkurse durchgeführt, und es gibt bald auch den Beruf der *designers*, der Entwurfszeichner. Eine ausführliche Liste zeigt den Stand der Unternehmungen auf diesem Gebiet (mit der Bezeichnung ihrer hauptsächlichen Produkte und der Anzahl der beschäftigten Arbeiterinnen), wie sie an der Irish International Exhibition von 1907 in Dublin vertreten waren. Am Schluss gibt die Verfasserin einige Erläuterungen für spezielle Fachausdrücke; ein eingehendes Register ist beigelegt.

Wildhaber

Miroslava Ludvíková, Kloboucká zamyšlení [Stickereiverzierte Textilien aus Klobouky]. o.O.u.J. (Brno, Etnografický ústav Moravského muzea, 1971). 88 S., 49 Abb. auf Taf. Deutsche Zusammenfassung.

Die Verfasserin ist eine ausgezeichnete Kennerin der tschechoslovakischen Textilien; seit vielen Jahren hat sie sich mit deren Studium beschäftigt und die von ihr betreute Textiliensammlung des Museums von Brno zeugt von ihren reichen Kenntnissen. Das vorliegende hübsche Heft geht auf die Gebiete der mit Stickereien verzierten Textilien und den damit zusammenhängenden Techniken ein. Zuerst wird eine Gruppe von Stickereien aus der Umgebung von Klobouky bei Brno behandelt; sie stammen aus der Zeit von 1825–1865; die Anregungen dazu dürften von kirchlichen Stickereien des 18. Jahrhunderts kommen. Die Verfasserin analysiert jedes einzelne abgebildete Stück, sie beschreibt die Motive (Pfauen, Hirsche, Kränzchen) und die Techniken (farbige Stickerei, Weissstickerei) auf den verschiedenen Stoffarten (Leinen, Baumwolle). Eine nächste Gruppe bilden die genetzten Einsätze. Zum Schluss werden noch einige bedruckte Leinentücher beschrieben (Positivdruckverfahren); die Verfasserin vergleicht sie mit schweizerischen Objekten aus Graubünden (auf Grund eines Aufsatzes von Notker Curti über alte Leinwanddrucke).

Wildhaber

Jane Barbour und *Doig Simmonds Ed.*, Adire cloth in Nigeria. University of Ibadan, Nigeria, Institute of African Studies, 1971. 104 S., Photos und Zeichnungen.

Die Yoruba wählen für ihre Gewänder mit Vorliebe indigoblaue, mit Reserve-mustern verzierte Stoffe. Diese Stoffe, die den Namen «adire» tragen, werden von einheimischen Handwerkern hergestellt. Die Muster erzielt man dadurch, dass man einzelne Stoffpartien durch Falten und Zusammenbinden oder Zusammennähen, Abbinden mit Faden oder Auftragen bzw. Aufstempeln von Stärkekleister davor bewahrt, im anschliessenden Farbbad Farbe anzunehmen. Das Anbringen der Reserven ist eine typische Frauenarbeit, das Färben wird dagegen meistens von Männern besorgt. Die vorliegende Arbeit enthält fünf von verschiedenen Autoren, nämlich Nancy Stanfield, O. L. Oke, Jane Barbour, George Jackson und 'Bisi Akpata verfasste Essays, die über die Musterungs- und Färbeverfahren, die Chemie und die Geschichte der Indigofärberei in Nigerien, den Ursprung und die Entwicklung einiger Muster orientieren. Im Anhang findet man zudem die einheimischen Namen der verschiedenen Tücher und Motive.

S. Haas

Hausforschung

Max Gschwend, Schweizer Bauernhäuser. Material, Konstruktion und Einteilung. Bern, Verlag Paul Haupt, 1971. 182 S., 16 Farbtaf., 160 Zeichnungen. (Schweizer Heimatbücher, 144–147.)

Das vorliegende Buch ist das erste, das die modernen Forschungserkenntnisse und Begriffe auf die Häuser der Schweiz in ihrer Gesamtheit anwendet und damit die erwünschte, notwendige Klärung und Klarheit verschafft. Das Buch von Richard Weiss über die «Häuser und Landschaften der Schweiz» ging von völlig anderen Gesichtspunkten aus. Er deutet die Häuser aus ihrer Funktion, und er will die Kulturlandschaften als Lebenseinheit erfassen, wobei die Häuser als Leitmerkmal dienen. Gschwend hingegen lässt zunächst einmal die «Hauslandschaften» und sogenannten «Haustypen» absichtlich beiseite; denn eine derartige Einteilungsmethode geht zu sehr von rein äusseren Erscheinungsmerkmalen aus, und sie kann zu einer blossen, gedanklichen Abstraktion werden, die auf die realen Gegebenheiten nicht mehr Rücksicht nimmt. Gschwend geht deshalb in einwandfrei durchgeführter Systematik von den Baumaterialien aus; er nimmt die Konstruktionen, die Funktionen und die Raumordnung als Grundlage. Daraus ergibt sich, dass die Begriffsformulierungen und geographischen Räume, wie sie Hunziker und Brockmann-Jerosch verwendeten, der heutigen Forschung nicht mehr entsprechen und durch andere ersetzt werden müssen, die auch in weiteren europäischen Landschaften gebraucht werden können. Der Verfasser erläutert die Konstruktionsformen der Wand (Ständerbau, Fachwerkbau, Blockbau, Steinbau), dann das Dach mit seinen Formen und Materialien, seiner Neigung und wiederum mit den Konstruktionsformen. Damit sind die Bau-Elemente des einzelnen Hauses im Äusseren gegeben. Daran schliessen sich nun die Betrachtungen über die Raumordnung (vertikal und horizontal), über die Aufgliederung in Hofanlagen mit getrennten Baukörpern und endlich über die sekundären Vielzweckbauten (Stockhäuser, Doppelwohnteile, gestelzte Häuser, Flarzhäuser, Sammelbauten). Was das Buch für den Laien und den Fachmann gleichermaßen wertvoll macht, ist der unerhörte Reichtum an Zeichnungen, die mit erstaunlicher Feinheit und Übersichtlichkeit ausgeführt sind. Zudem sind sie in zahlreichen Fällen mit leicht lesbaren und sofort und eindeutig erkennbaren Fachausdrücken erläutert, so dass der Leser immer sehen kann, was mit einem verwendeten Terminus gemeint ist. Ebenso begrüssenwert sind beigegebene Verbreitungskarten für einzelne «Haustypen». Prächtig sind die eingestreuten 16 Farbtafeln. Das ist wieder eines jener «Schweizer Heimatbücher», zu denen man Verfasser und Verlag gratulieren darf.

Wildhaber

Gustav Ränk, Die älteren baltischen Herrenhöfe in Estland. Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi I, Uppsala 1971. 211 S., 43 Abb.

Die Kenntnis der Lebensweise und Daseinsbedingungen des früheren Landadels in Estland ist nur lückenhaft. Hierzu einen wesentlichen Beitrag zu leisten, ist die Absicht des Autors. Gerade die Herrenhäuser zeigen, dass die Herrschaft vieles der bäuerlichen Baukultur übernommen hat. Dabei wird vorwiegend urkundliches Material aus dem 17. Jahrhundert ausgenützt, d. h. Inventare der grossen schwedischen Güterreduktion. Die Arbeit Ränks umfasst allerdings einen längeren Zeitraum vorher und nachher. Der Autor versucht, mit ethnologischer Betrachtungsweise die Bauten in den Lebens- und Kulturzusammenhang zu stellen und stösst damit zu volkscundlicher Beschreibung vor. Die intensive Ausnützung der Besichtigungsprotokolle, deren schwedischer Originaltext auch publiziert wird, ergibt ein anschauliches Bild der verhältnismässig einfachen Wohnweise auch der adeligen Schichten. Das Herrenhaus dominierte mehr durch seine Stel-

lung und Länge als durch seine Bauweise. Meist waren es nur eingeschossige Bauten in Blockbauweise, häufig mit Stroh bedeckt. Bedeutungsvoll ist die grosse Küche, die insbesondere beim Mittelflurhaus eine zentrale Stellung einnimmt. Farbige, glasierte Kachelöfen waren allgemein schon im 16. Jahrhundert im Gebrauch. Ränk schildert anschaulich die verschiedenen Bauten der Gutshöfe, unter denen die Herberge (Wohnhaus für Bedienstete) besondere Bedeutung hatte. Ausserdem gehörten Sommerküche, Back- und Brauhaus, Badstube, Speicher, Keller, Milchammer und Käsehaus, Ställe und Viehhof dazu. Die herrschaftliche Bedeutung des Hofes wird gekennzeichnet durch Bauerngefängnis und Strafpfahl. Ausserhalb des Dorfes lagen die Riegen (Darre), Schmieden, Mühlen.

M. Gschwend

Bjarne Stoklund, Bondegard og Byggeskik for 1850. Dansk historisk Faellesforenings Handboger. Kopenhagen 1969. 94 S., 27 Fig., Literaturverzeichnis.

In dänischer Sprache wird eine historische Übersicht über die wichtigsten Autoren gegeben, welche bäuerliches Bauen und Wohnen bearbeiteten. Ein weiteres Kapitel umfasst die hauptsächlichsten Konstruktionssysteme, Hofanlagen und Wohnhäuser. Die bedeutendste Literatur ist in einem Verzeichnis zusammengestellt.

M. Gschwend

Karl Baumgarten, Hallenhäuser in Mecklenburg. Eine historische Dokumentation. Berlin, Akademie Verlag, 1970. 164 S., davon 47 S. mit Strichzeichnungen, 11 Fig., 57 Abbildungen.

Die sozialen und wirtschaftlichen Änderungen in Mecklenburg lassen es berechtigt erscheinen, den alten Baubestand in Wort und Bild dokumentarisch zu erfassen. Er bildet einen wesentlichen Bestandteil der Volkskultur, welche auch in der modernen Entwicklung dieses Gebietes bedeutungsvoll bleiben wird. Dass dafür ein so ausgezeichneter Kenner der Materie gefunden werden konnte, wie es K. Baumgarten ist, stellt einen Glücksfall dar. Es wäre zu wünschen, dass er noch möglichst viele wissenschaftliche Arbeiten in dieser Richtung vollenden könnte! Historische Forschungen belegen, dass die Hallenhäuser früher ein grösseres Verbreitungsgebiet umfassten und nachträglich im Süden Mecklenburgs den mitteldeutschen Ernhäusern wichen. In jahrelanger, systematischer Arbeit wurden einige hundert Gebäude überprüft und etwa 150 von ihnen aufgemessen. Davon wurden 47 im vorliegenden Band ausführlich dargestellt. Der Verfasser gruppiert die Hallenhäuser in Durchgangshäuser, Flethhäuser und Mischformen. Die Durchgangshäuser besitzen an beiden Giebelseiten Tore, so dass die Durchfahrt unbehindert möglich ist. Wohnräume und Feuerstelle liegen seitlich. Die Flethhäuser weisen nur an einer Giebelseite das grosse Tor auf, während die gegenüberliegende Seite von Wohnräumen abgeschlossen wird. Hier liegt auch die Feuerstelle. Die Mischformen zeigen wechselnde Anordnung der Wohnräume und Tore. In detaillierten Ausführungen werden die einzelnen Objekte behandelt. Aufmess-Pläne, Zeichnungen und perspektivische Ansichten ergänzen den Text. Für jeden Kenner und Liebhaber bäuerlicher Hausformen wäre allerdings ein etwas umfangreicheres Abbildungsmaterial erwünscht, doch wissen wir, dass hier Faktoren entscheidend sind, die nicht vom Autor bestimmt werden. Dennoch ist das Gebotene reich und wird jedem, der sich in die Arbeit vertieft, die Möglichkeit geben, sich eingehend mit dieser konstruktiv und einteilungsmässig sehr interessanten Hausform zu befassen.

Die tiefen Kenntnisse des Bearbeiters erlauben ihm, in einem zweiten Abschnitt die Entwicklung des mecklenburgischen Hallenhauses, das Raumbild und das Baugerüst, ausführlich und historisch belegt, darzustellen. Neben den im ersten Abschnitt vermittelten Detailkenntnissen scheint uns dieser Teil der Arbeit beson-

ders wichtig. Danach traten in der ursprünglichen Walmdach-Landschaft seit dem 17. Jahrhundert verschiedene Änderungen auf, wie Ausbildung der Schaugiebel, Rückbildung der Walme, Drehung der Hausachse, Einflüsse von städtischen Bauten, Queraufschluss. Damit wird das dynamische Hausbild vervollständigt, welches zeigt, dass auch in Mecklenburg – wie anderswo – die Hausformen nicht etwas Starres sind. Die heute nebeneinander vorhandenen Formen ergeben sich historisch gesehen als nacheinander entstanden. In einer Gesamtschau skizziert Baumgarten die Abfolge der verschiedenen Formen des Wohnens, soweit es sich vom Mittelalter her fassen lässt. Er wendet sich dabei insbesondere der Entwicklung der Lucht (Abseitennische) und der Stube zu, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auftritt. Es würde zu weit führen, hier alle wertvollen Erkenntnisse dieser Zusammenschau aufzuzeigen. Zweifellos bildet die vorliegende Arbeit eine ausgezeichnete Dokumentation und Übersicht über eine einst bestimmende Hausform Mecklenburgs.

M. Gschwend

Oskar Heinitz, Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Tübingen, Verlag E. Wasmuth, 1970. 198 S., 330 Strichzeichnungen im Text, 112 Bildtafeln mit 205 Abbildungen, 5 Faltafeln.

Der vorliegende 12. Band der Reihe «Das Deutsche Bürgerhaus», herausgegeben vom unlängst verstorbenen A. Bernt, umfasst den westlichen Teil des württembergischen Unterlandes. Hier liegen im Bereich der alten Grenze zwischen Alemannen und Franken eine grössere Zahl von mittelalterlichen Städten, deren Namen gut bekannt sind. 35 dieser Orte werden im Band aufgeführt und aus den meisten eine ausgewählte Anzahl von Gebäuden in Wort und Bild dargestellt. Mit grossem Einsatz, zusammen mit zahlreichen Mitarbeitern, wurden die Bauaufnahmen in den Jahren 1965–67 durchgeführt. Aus dem reichen württembergischen Flurkartenwerk konnten fast zu jedem der Orte alte Pläne reproduziert werden, welche teilweise aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Aber auch jene aus den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts zeigen noch auffällig die von neuzeitlichen Einflüssen wenig veränderten Stadtbilder. Der aufgestapelte Reichtum an Beobachtungen und Feststellungen kann nur ausgeschöpft werden, wenn man die Darlegungen sorgfältig durcharbeitet. Dem Verständnis der allgemeinen baulichen Verhältnisse dienen die zahlreichen Hinweise in der Einführung. Sie betreffen die verschieden alten Formen des Fachwerks, die Konstruktionen, Kamine, Öfen und Besonderheiten der Räume. Vieles entspricht zwar dem, was auch in andern Regionen bekannt ist, erleichtert jedoch dem Leser das Eindringen in den Baubestand. Ein ausführliches Literaturverzeichnis bietet weitere Ergänzungen.

Die grosse Zahl von Orten mit vielen wertvollen Bauten sowie der beschränkte Platz in der Publikation zwangen den Bearbeiter zu einer systematischen Auswahl. Es ist daher müssig, darüber zu diskutieren, ob aus einem Ort noch weitere Objekte dargestellt werden sollten. Das im Werk gebotene Gesamtbild vermittelt deutlich den Eindruck der eher bescheidenen, zurückhaltenden Bürgerhäuser in diesem Raume Deutschlands. Sie entsprechen im übrigen einer weit verbreiteten Grundrisseinteilung und zeigen den aus dem ehemaligen bäuerlichen Bestand übernommenen Ern (Flur), der später zur Küche wird. Nach einer kurzen Charakterisierung der topographischen und architektonischen Grundlagen der einzelnen Orte folgen die Beschreibungen der aufgeführten Bauten. Zahlreiche wertvolle Einzelheiten bereichern das Bild, ergänzt von vielen, sorgfältig bearbeiteten Strichzeichnungen und Abbildungen. So entsteht nicht nur der Gesamteindruck der vorhandenen Bauten, der Leser wird auch mit zahlreichen technisch und künstlerisch bemerkenswerten Einzelheiten vertraut gemacht, die wesentlich sind für die Schönheit und Lebendigkeit der überlieferten Formen. Mit dem Dank an Autor und Verlag verbinden wir den Wunsch, in weiteren Bänden am

Schluss der Einzelbehandlungen eine zusammenfassende Übersicht der wichtigsten Leitformen des Gebietes zu geben. Sie würde dem angesprochenen Leser bei eigenen Erkundungsfahrten einen grossen Dienst leisten. Im gesamten jedoch wieder ein Band, der würdig den Vorgängern folgt! Max Gschwend

Robert Rüegg, Haussprüche und Volkskultur. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler. Gesammelt und bearbeitet. Basel, Verlag G. Krebs AG; Bonn, in Kommission bei Rudolf Habelt Verlag, 1970. XXXV, 497 S., 140 Abb.

In der Anzeige der Publikation wird festgestellt: «Dieses Werk bietet die umfassendste Bestandesaufnahme und Auswertung der Sprüche an Gebäuden und Geräten, die je in einem deutschsprachigen Gebiet vorgenommen wurde». Tatsächlich ist es so, und man kann nur staunen, mit welcher Akribie und Sorgfalt der Autor im Prättigau den verschiedensten Inschriften nachgegangen ist. Das Buch ist aber nicht nur einmalig durch seine umfassende Zusammenstellung der Sprüche, sondern ebenso sehr durch die methodischen Darlegungen. Zweifellos wird gerade dieser Abschnitt manchen Freund alten Kulturgutes dazu bewegen, in ähnlicher Art mit systematischen Sammlungen von Inschriften und Sprüchen zu beginnen. Auch wenn nicht alle dieser Bearbeitungen gleich ausführlich sein werden, wäre damit doch einer der Wünsche des Autors erfüllt und hätte die von ihm ausgeworfene Saat reiche Frucht getragen. Es kann hier nicht der Ort sein, die vielen positiven und negativen Erfahrungen, welche der Autor in jahrelangen Forschungen machte, zu erwähnen. Das Lesen dieses Kapitels macht einem klar, mit welchem Interesse und mit welcher Liebe zur Sache Rüegg sich in seine Arbeit vertiefte; es zeigt aber auch den wirklichen Forscher, der mit einfachen Mitteln versucht, zu seinem Ziel zu gelangen. Die oftmals sehr persönlichen Bemerkungen und Schilderungen von Erlebnissen könnten zwar einem wissenschaftlichen Werk angekreidet werden, üben aber nach unserer Ansicht einen besonderen Reiz aus. So ist es gar nicht verwunderlich, wenn der Autor selbst in einem kurzen Abschnitt die Ergebnisse der Sammlung in Zahlen und Superlativen (sic!) zusammenstellt. Sein Stolz über die geleistete Arbeit ist wirklich berechtigt, – wenn man sein Buch durchblättert, wird man uns zustimmen. Die Sprüche werden grundsätzlich nach der Entstehungszeit geordnet. Die ältesten finden sich natürlich an Glocken und kirchlichen Gerätschaften. Die Sprüche an Häusern datieren seit dem 16. Jahrhundert. Diese Erkenntnis deckt sich mit ähnlichen Untersuchungen in andern Gebieten unseres Landes.

Der Verlag machte sich die besondere Mühe, die zusammengestellten Sprüche durch den verschiedenen Charakter der Schriftzeichen dem Original anzupassen. Das erleichtert dem Leser die Durchsicht, bedeutet jedoch eine enorme Komplizierung, welche im Interesse der Dokumentation konsequent durchgeführt wurde. Dass das Buch dennoch zu einem vernünftigen Preis erworben werden kann, ist vor allem einem grosszügigen Beitrag des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung zu verdanken.

Der zweite Abschnitt des Buches gibt die Sprüche thematisch und nach der Entstehungszeit geordnet. Daran schliesst der Bildteil, der ein reiches Anschauungsmaterial bietet. Aus den sorgfältig wiedergegebenen Abbildungen spricht die ganze Pracht und Besonderheit der verschiedenen Inschriften. Der gewichtigste Abschnitt widmet sich der wissenschaftlichen Verarbeitung des gebotenen Materials. Hier werden die Sprüche nach den verschiedensten Gesichtspunkten diskutiert. Der reiche Schatz, der ausgebreitet wird, kann in einer Rezension nicht einmal angedeutet werden. Beim Lesen entdeckt man eine wahre Fundgrube volkskundlicher Erkenntnisse. Hinweise verschiedenster Art und zahlreiche statistische Zusammenstellungen ermöglichen grossräumige Vergleiche. Das ganze Werk spiegelt oft bis in die kleinsten Einzelheiten den Charakter der Bevölkerung. Es ist

daher nicht übertrieben, wenn der Autor weitreichende Schlüsse auf die Volkskultur zu ziehen versucht. Neben manchen Angaben über die Geisteshaltung der Prättigauer erfahren wir allerhand über die Herkunft der Sprüche, ihre Verfasser, die sprachlichen Besonderheiten, die Art der Darstellung, die historische Entwicklung, das Verschwinden des Brauches, Inschriften anzubringen und vieles andere mehr. Eine landschaftliche Übersicht sowie ein Rückblick runden das Werk ab. Zahlreiche Register, welche das Auffinden bestimmter Sprüche, Namen, Jahreszahlen, Standorte usw. erleichtern, helfen dem Leser. Ausgehend von bestimmten Ansichten, gelangte der Autor durch die kritische und sorgfältige Sichtung des Materials zu präziseren und oft auch andern Ergebnissen. In dieser Beweglichkeit zeigt sich der echte Wissenschaftler. Dem Herausgeber und dem Verlag gebühren für die ausgezeichnete Darbietung der komplizierten Materie ganz besonderer Dank. M. Gschwend

Brauchtum, Maskenwesen

Erich Schwabe, Schweizer Volksbräuche. Zürich, Silva Verlag, 1969. 140 S., 91 Farbphotos von Michael Wolgensinger.

Es ist zwar «nur» ein Album, das man erhält, wenn man eine genügend grosse Anzahl von Bons einschickt, die man beim Kauf verschiedener Warenprodukte mitbekommt, und in welches man dann die zugehörigen Farbbilder an der vorbezeichneten Stelle einklebt. Aber es ist gleichzeitig das schönste, und in gewisser Hinsicht das beste Buch, das bisher über Schweizer Volksbräuche publiziert wurde. Wohl gibt es die wissenschaftliche (und umfangreichere) Aufzählung der Bräuche durch Hoffmann-Krayer und die verdankenswerten Bildbände von Brockmann-Jerosch, aber hier ist eine lebendig geschriebene, moderne und zuverlässige Schilderung schweizerischen Brauchtums, begleitet von erlesenen, grossartig erfassten Farbaufnahmen. Erich Schwabe berichtet in völlig objektiver Weise, ohne Romantisierung, vom Beharren und vom Wandel der Bräuche, vom Beharren innerhalb einzelner Gemeinschaften und vom Wandel bis zum Aushängeschild für die Fremdenwerbung. Da es in diesem Rahmen nicht möglich – und wohl auch nicht erstrebenswert – war, das gesamte schweizerische Brauchtum vorzuführen, hat Schwabe sich bewusst auf einige Gruppen von Traditionen aus dem Jahresbrauchtum beschränkt; weggelassen sind Schlachterinnerungsfeste, Jugendfeste, Feste, die von Fall zu Fall abgehalten werden. Ausgewählt sind die Feste vor allem wegen ihrer Originalität: Masken, Lichterschein, Lärm, farbenprächtige Gestaltung. Bei den ausgewählten Bräuchen werden, wenn immer möglich, Ursprung und Entwicklung aufgezeigt. Neben der Literaturkenntnis kommen dem Verfasser vor allem seine langjährigen eigenen Beobachtungen und durchgeführten Umfragen spürbar zugute; so kann er aus eigenem Wissen von Neuerungen und vom Wiederaufgreifen alten Brauchtums berichten. Besonders eindrücklich kommt das Brauchtum des Winters und des Frühlings zur Darstellung, mit Silvesterkläusen, Dreikönigstag, Zunftumzügen, Fastnacht und Maibräuchen. Neben dieser Gruppe möchten wir noch die Bräuche des sommerlichen Alplebens als besonders schön dargestellt hervorheben. Der Verfasser möge es mir nicht übelnehmen, wenn ich noch einige Kleinigkeiten berichtige: S. 49: Berschis ist keine (politische) Gemeinde, sondern nur eine Ortsgemeinde der politischen Gemeinde Walenstadt; S. 49: die erwähnte Maske heisst nicht «Warzni», sondern «Wärzni»; S. 53: ein Bewohner der March ist nicht ein Marcher, sondern ein Märchler. Am meisten betrübt mich als Walenstadter die völlig sprachwidrige Bezeichnung Walenstädter (S. 50); sie ist erst von Meuli eingeführt worden; das Wort hat nichts mit «Stadt» zu tun, sondern mit «Ge-

stade» (die lateinische Bezeichnung war Ripa oder Riva); die Sarganserländer sagen uns «Stadtner» (von alten Leuten hört man gelegentlich noch «Staadner»); auf diese Herkunft hat übrigens schon Wilhelm Bruckner in seiner Schweizerischen Ortsnamenkunde (Basel 1945) aufmerksam gemacht. Wildhaber

Oto Bihalji-Merin, Masken der Welt. Verzauberung, Verhüllung, Verwandlung. Gütersloh, Bertelsmann Kunstverlag, 1970. 73 S. Text, 157 Farb- und Schwarzweissphotos auf Taf.

Je nachdem, was man unter dem Titel «Masken der Welt» erwartet, wird man eine ganz verschiedene Einstellung zu diesem Buch haben, das sich optisch und drucktechnisch hervorragend schön präsentiert. Sagen wir es gleich: es ist kein volkskundliches Buch, und es ist auch nicht für Volkskundler konzipiert. Bihalji-Merin hat sich einen Namen gemacht als Herausgeber der prächtigen (und leider nicht mehr erscheinenden) Zeitschrift Jugoslavija und als Verfasser des Buches über die naiven Maler der Welt, in dem er zum erstenmal einen weiten Kreis von Lesern mit ihren Werken bekannt machte. Etwas von der Agilität, welche diese Arbeiten schuf, glaubt man auch in seinem neuen Buch zu spüren. Es ist ein eigenwilliges Buch eines philosophierenden Journalisten und Kunstschriftstellers, der eine ungeheure Menge von überraschenden Einfällen hat, die zum Nachdenken zwingen – und auch zum Widerspruch reizen. (Von «philosophischem Tiefgang» zu sprechen, wie es der Waschzettel tut, scheint mir doch über das Ziel geschossen zu sein; den Ausdruck «geistreiches Aperçu» würde ich gelten lassen). Es geht natürlich zur Hauptsache darum, was man unter «Maske» versteht. Wenn wir damit eine Vorrichtung meinen, die ein «Anders-Sein», ein «Sich-Unkenntlich-Machen» bewirkt, so ist das für Bihalji-Merin nur eine – und zwar eine eher untergeordnete – Funktion seines Maskenbegriffes. Andere Funktionen sind die «Masken der Arbeit und des Krieges» (Ritterhelm, Fechtmaske, Taucherhelm, Arbeitsschutzhelm, Gasmasken) und die Verstellungen und Verwandlungen (geschminkte und zur Schaustellung zurechtgemachte Gesichter; es fehlen merkwürdigerweise Grimassengesichter und Beispiele des «Käszänens»). Das könnten wir noch als «Maske» im Sinne einer Verhüllung und Entstellung gelten lassen. Anders ist es bei Totenmasken, denen zwar das Wort «Maske» beigelegt ist, die aber keine Maskenfunktion haben. Ebenso sind etwa Shiva-Figuren oder Apolloköpfe nur recht gewaltsam als Masken zu bezeichnen. Dann finden sich in buntem Reigen Marionetten- und Schattenspielfiguren, Idole und Götterbilder, Christus- und Buddhaköpfe, Photomontagen und Wachsfiguren. Bei zwei «richtigen» Masken sagt die vage Herkunftangabe «alpenländisch» dem Volkskundler leider kaum etwas (Fig. 79 und 80). Wildhaber

Romulus Vulcănescu, Măștile populare (Volksmasken). București, Editura Științifică, 1970. 346 p., fig., pl. Résumé français. Deutsche Zusammenfassung. English summary.

Vulcănescu, der Leiter der ethnographischen Abteilung des Bukarester Volkskunde-Instituts, gibt hier eine sich gefällig präsentierende und reichlich mit Skizzen und Photos versehene Arbeit über volkstümliche Masken heraus. Während ungefähr 15 Jahren hat er die Erhebungen hierfür in rund 500 Ortschaften Rumäniens aufgenommen. Sein Buch will sich allerdings ganz bewusst nicht nur auf die Darstellung der Verhältnisse in seinem Lande beschränken; er fängt mit der «Urgemeinschaft» im Neolithikum an und sucht jeweils die «psycho-sozialen Motive» zu analysieren, welche den Menschen in den verschiedenen Epochen zur Maskierung veranlasst haben. Die Zusammenfassungen des rumänischen Textes bringen in ihrer etwas unerfreulichen Gedrängtheit gelegentlich recht schlagwortähnliche Behauptungen, die wir gerne durch Ausführungen gemildert – oder zum minde-

sten genügend begründet – gesehen hätten, wie: «Im Karpathen-Balkanraum überlebten die Maskenbräuche in ihrer traditionellen Form bis in unsere Zeit und erinnern uns an die uralten trakisch-lateinischen Bräuche bei der Jagd, der Viehzucht, beim Viehhüten und der Landwirtschaft mit den ihr verbundenen Beschäftigungen». Vulcănescu macht für Rumänien die gleiche Feststellung, die auch für die meisten anderen europäischen Länder dem Sinne nach gilt: «In der sozialistischen Kultur erhalten sich die Volksmasken im Rahmen der neuen Sozialkultur und werden zu Mitteln festlicher Vergnügungen, wobei sich ihr dekorativer künstlerischer Charakter stark entwickelt». Als «Kategorien der Volksmasken» stellt der Verfasser auf: «rituelle Masken, zeremonielle Masken, Unterhaltungsmasken und dekorative Masken». Diese Einteilung ist sicherlich anregend, ja herausfordernd, aber man müsste hier ebenfalls vertiefte Einblicke in die Absicht des Verfassers halten können. Eine weitere Gruppierung erfolgt von formalen Überlegungen aus: «Kostümmasken» (aus Pflanzen, Stroh, Schilf usw.), tierähnliche Masken (Haustiere und wilde Tiere) und anthropomorphe Masken (vor allem Greis und alte Frau). Eine nochmalige Unterscheidung befasst sich mit Kopfmasken und Gesichtsmasken. Das Buch enthält eine Fülle von Material, bei dessen Deutung wir vielleicht etwas zurückhaltender sein müssten. Schade, dass den schönen Abbildungen nicht der Text in einer westlichen Sprache beigegeben ist.

Wildhaber

Hirtenkultur

Mariel Jean-Brumbes Delamarre, Le berger dans la France des villages. Bergers communs à Saint-Véran en Queyras (Hautes-Alpes) et à Normée en Champagne (Marne). Une étude comparée d'ethnologie et de géographie humaine. Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1970. 290 p. 20 cartes, 30 tableaux, fig. et fac-similés, 108 fig. sur pl. (Université de Paris. Etudes et Documents de l'Institut d'Ethnologie).

Neben den Hirten für transhumante Herden, die verhältnismässig häufig in Abhandlungen untersucht werden, gibt es die im Dorf wohnenden und in seiner Umgebung hütenden Hirten. Obwohl diese Dorfhirten in Frankreich weitaus zahlreicher sind als die Hirten der Transhumanz – die Verfasserin schätzt ungefähr 20–30 000 Dorfhirten gegen 3000 Transhumanzhirten – haben sie noch keine zusammenhängende Studie erfahren. Dies Lücke wird nun in einem Buch aufgefüllt, das durch seine Umsicht und überlegene Gestaltung als geradezu vorbildlich bezeichnet werden darf. Es geht um die beiden Möglichkeiten des Anstellungsverhältnisses und der Funktionsart der Dorfhirten. In Saint-Véran im Alpengebiet bilden die Schafbesitzer eine Art Gemeinschaft, in der jeder das Amt des Hirten durch das Losziehen übernehmen muss. Die Dauer der Pflicht-Hirrtage richtet sich nach der Anzahl seiner Schafe. Da hier jeder Dorfbewohner selbst (temporärer) Hirte ist, ist die Stellung eines Hirten innerhalb der Gemeinschaft natürlich nicht diejenige eines angestellten Berufshirten. In Normée in der Champagne wird von den Schafbesitzern ein solcher Berufshirt angestellt; er wird von ihnen besoldet und erhält das «Schäferhaus» (*maison du berger*) als seine Wohnung. Allerdings gibt es in Normée seit 1965 keine gemeinsame Herde und keinen Schäfer mehr, weil die intensiv modernisierte Landwirtschaft und die Güterzusammenlegungen Weidegrund und Nahrung für die Schafe allzusehr erschwert haben. Die beiden erwähnten Dorfhirtentypen werden von der Verfasserin auf alle möglichen Auswirkungen und Implikationen hin untersucht, wobei vorzügliche Karten, Tabellen und Abbildungen den Text dokumentieren helfen. Sie hat für ihre Arbeit nicht nur die Hirten selbst eingehend befragt, sondern sie

hat sich gleichermassen bei den anderen Dorfbewohnern über Hirten und Schafzucht erkundigt. So erhalten wir genaue Angaben über Unterkunft der Schafe, Futter und Durchwinterung, Vorbereitung für den Frühjahrsaustrieb, Zuchtssysteme, Weiderechte, Hirtenhunde, Arbeiten des Schäfers, Schäferwohnung, Hirtenkontrakte, vor allem aber auch über die allmähliche Umwandlung des Systems und die Anpassungsversuche an neuzeitliche Bedingungen. Die Verfasserin zieht auch archivalische Quellen und Vergleiche mit anderen französischen Regionen heran. Die umfangreiche Bibliographie enthält fast in ihrer Gesamtheit nur französische Titel (was zu bedauern ist). Das Vorwort stammt, wie üblich, von Georges Henri Rivière; es bringt nichts Wesentliches. Wildhaber

Mátyás Szabó, Herdar och husdjur. En etnologisk studie över Skandinavien och Mellaneuropas beteskultur och vallningsorganisation. Stockholm, Nordiska Museet, 1970. 386 S., 118 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Nordiska Museets Handlingar, 73).

In der Reihe der Handbücher des Nordiska Museum in Stockholm erscheint eine schöne Studie über die Weidewirtschaft und die Hirtenorganisation hauptsächlich der skandinavischen Länder, jedoch immer im Vergleich zu Verhältnissen in Mitteleuropa. Der Verfasser hat seine ersten Anregungen von István Tálasi erhalten, dem ganz vorzüglichen Lehrer und Kenner der materiellen Kultur Ungarns an der Budapester Universität. Später wurde er in seinen Forschungen unterstützt von Sigfrid Svensson. Diese beiden Namen allein schon bieten Gewähr für eine Arbeit, auf die man sich freuen kann. Der Verfasser enttäuscht uns denn auch nicht. In einem einleitenden Text geht er auf die Viehzucht und ihre Grundlagen im allgemeinen ein, vor allem auf die Probleme der Fütterung (Waldweide, schneiteln), Aufzucht und Überwinterung (in Relation zu den Futtervorräten). Dann folgt ein grosser Abschnitt über die Weidewirtschaft, bei der er unterscheidet zwischen Waldweide, Weide auf Inseln (wo es keine Raubtiere hat und wo keine Hirten nötig sind), Allmende und Heimweide. Für die Dorfweide gilt als Auftriebsnorm die Winterfütterungskapazität eines Bauern. Eine skandinavische Eigenart der Weidewirtschaft besteht in Vereinigungen mehrerer Dörfer zum gemeinsamen Weiden, in sogenannten Weidegemeinschaften. Sehr häufig kommt das Weiden ohne Hirten vor; damit im Zusammenhang finden wir dann eine grosse Zahl von mechanischen Hilfsmitteln, welche die Tiere daran hindern, die Weide zu verlassen und sich allzuweit von ihr zu entfernen. Diese verschiedenen Hemmvorrichtungen wie Anpflocken, Fussfesseln, Holzklötz am Hals, Gestell über dem Hals gegen das Durchschlüpfen durch Zäune, sind durch viele Abbildungen gut erläutert. Dorfhirten sind seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar, ihre Aufgabe bestand zunächst hauptsächlich im Kampf gegen Wölfe. Rechtlich ist noch anzumerken, dass das Weiderecht auf der Dorfweide am Hof haftet.

Ein ebenso ausführlicher Abschnitt befasst sich mit den Weide- und Hirtenorganisationen. Im wesentlichen ist zu unterscheiden zwischen Privatweiden, auf der Familienmitglieder, meist Knaben, hüten, und den Dorfweiden. Hier wird ein Dorfhirt angestellt. Wo Weidemigrationen zu den Sennereien gebräuchlich waren, übernahmen in den skandinavischen Ländern die Frauen die Pflege und das Hüten der Tiere. Bei den Hirten und ihrer Berufsdifferenzierung und Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft zieht der Verfasser immer wieder Vergleiche zu mitteleuropäischen Ländern. Er geht auch ausführlich (mit Abbildungen) auf die verschiedenen Geräte der Hirten und ihre Trachten ein. Wildhaber

Pasterstwo Tatr Polskich i Podhala. Hrsg. von *Włodzimierz Antoniewicz*. Bd. 8. Wrocław, Warszawa, Kraków, 1970. 438 S., 45 Abb.

Das grosse Werk über das Hirtenwesen der polnischen Tatra-Region und des Gebietes von Podhale, das 1959 unter der tatkräftigen und umsichtigen Leitung

von W. Antoniewicz eingesetzt, ist heute schon bis zum 8. Bande gediehen. Er setzt sich aus zwei umfassenden Beiträgen zusammen. *Witold H. Paryski* stellt zum erstenmal eine gründliche Bibliographie über das gesamte Gebiet mit der damit verbundenen Hirtenkultur zusammen; obwohl es sich im allgemeinen um polnische Titel handelt, dürfte sie auch von allgemeinem Interesse für das Hirtenwesen sein (S. 295–395). Ein grosser Aufsatz stammt von *Kazimierz Dobrowolski*, *Studia podhalańskie* (S. 13–294). Ihm ist eine französische Zusammenfassung beigelegt, die sich leider allzusehr auf grosse Umrisslinien beschränkt und wesentliche Erscheinungen nicht anführen kann. Es soll eine Geschichte von Podhale dargestellt werden, wobei Nowy Targ ausgeklammert bleibt, da seine Struktur als alter Markt- und Handelsort doch wesentlich anders gestaltet ist. In einem besonderen Kapitel werden die walachischen Wanderungen in ihrer Gesamtheit betrachtet (gerade über sie hätte man in der Zusammenfassung gerne Ausführlicheres erfahren). Weitere Abschnitte sind der Typologie der Hirtenwanderungen und der Milchwirtschaftssysteme, der Bedeutung der Flurnamen für die Erkenntnis der Besiedlungsschichten und der Erbverhältnisse bei den Hirten gewidmet.

Wildhaber

Rechtliche Volkskunde

Louis Carlen, Rechtsgeschichte der Schweiz. Eine Einführung. Bern, Francke Verlag, 1968. 115 S. (Monographien zur Schweizer Geschichte, hg. von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, 4).

Die knappe Darstellung der schweizerischen Rechtsgeschichte aus der Hand des aus dem Wallis stammenden Innsbrucker Ordinarius für Rechts- und Wirtschaftsgeschichte entspricht einem weiten Bedürfnis. Mit der Rechtsgeschichte im engeren Sinne (Privatrechtsgeschichte, Strafrechtsgeschichte, Gerichtsverfahren, Rezeptionsgeschichte) sind viele Historiker nur wenig vertraut. Carlen bietet eine Übersicht der Rechtsquellen und behandelt sodann in gedrängter Formulierung das rezipierte römische und kanonische Recht, die Verfassungsgeschichte der Alten Eidgenossenschaft und ihrer Glieder (Bündnissystem, Tagsatzung usw.), das Prozessverfahren, das Strafrecht, Privatrecht, die Stadt und ihr Recht, die Dorfgemeinde (auch Pfarrgemeinde, Nutzungskorporationen usw.), die Rechtswissenschaft in der Schweiz (Bibliotheken, Universitäten, bedeutende Juristen), die Verfassung der Schweiz seit 1798 und die Kodifikation des Privatrechts (kantonale Kodifikationen und Schweizerisches Zivilgesetzbuch). Ein besonderes Verdienst des Verfassers liegt in den Literaturhinweisen. Das ältere Schrifttum ist angeführt, soweit es heute noch breite Geltung beanspruchen kann; im übrigen liegt das Schwergewicht auf neuen und neuesten Arbeiten (auch Zeitschriftenaufsätzen), die den Benutzer in die Problematik der Gegenwart einführen und damit zugleich weiterführen.

Louis Carlen, der Rechtlichen Volkskunde durch unzählige eigene Arbeiten besonders verbunden, geht verhältnismässig breit auf die Grenzgebiete zwischen Rechtsgeschichte und Volkskunde ein (Rechtssaltertümer, Rechtssymbolik, Rechtliche Volkskunde, Sprache und Recht, Alpkorporationen, vorstaatliches Strafrecht usw.). Damit wird Carlens kleines Kompendium zum eigentlichen Vademecum des Volkskundlers in allen Fragen der schweizerischen Rechtsgeschichte.

Ferdinand Elsener

Louis Carlen, Das Recht der Hirten. Zur Rechtsgeschichte der Hirten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Innsbruck, Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung, 1970. 235 S., 4 Taf. (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 7).

Wenn Louis Carlen ein Buch über das Recht der Hirten schreibt, so tut er das nicht nur aus intimer Sachkenntnis heraus, sondern ebenso sehr auf Grund eines erstaunlichen Quellen- und Literaturstudiums. Er betont zwar, es handle sich um bloße «Beiträge» zur Rechtsgeschichte der Hirten des deutschen Sprachraumes; eine umfassende Behandlung des Themas sei wegen Mangels an sachlichen und lokalen Vorarbeiten noch undenkbar. Die «beispielhafte Bedeutung», die Carlen seinem Werke zuschreibt, will uns aber allzu bescheiden erscheinen, denn dem «Beispiel» dürfte doch wegen seiner grossen Streuung und Dichte weit mehr Allgemeingültigkeit zukommen. Im allgemeinen ist zu sagen, dass neben den schweizerischen und österreichischen vor allem die südwestdeutschen Verhältnisse berücksichtigt wurden; weil die nord- und ostdeutschen Quellen für den Verfasser schwerer zu erreichen waren. Zeitlich reicht die Spanne von der fränkischen Zeit bis ins beginnende 19. Jahrhundert, mit deutlichem Schwergewicht auf dem späteren Mittelalter und der beginnenden Neuzeit. Mit dem Wort «Hirt» verbinden sich drei Bedeutungen: selbständiger Hirt (Hirtenbauer, auch Landadeliger als Hirt), unselbständiger Hirt («Arbeitnehmer») und Hirt in übertragener Bedeutung (z. B. «Guter Hirte», «Pastor bonus»). Carlen will vor allem die rechtliche Stellung der unselbständigen Hirten darstellen; es scheidet auch die Darstellung der Rechtsverhältnisse der Hirtennomaden des deutschen Sprachgebietes aus. In klar abgegrenzten Abschnitten werden Begründung und Ende des Hirtenverhältnisses in allen ihren Implikationen untersucht. Sehr eingehend werden die Kapitel über die Pflichten und Rechte der Hirten erörtert. Kleinere Abschnitte sind dem Hirtenhaus, dem Urlaub des Hirten, seinen Steuerbegünstigungen und seiner Befreiung von Heerpflicht und Dingpflicht gewidmet. Besondere Beachtung schenkte Carlen auch dem Schutz der Hirten und dem Hutzwang. Zur Wahrung ihrer Interessen schlossen sich die Hirten im Laufe der Zeit zu Zünften, Bruderschaften und Orden zusammen; Carlen behandelt auch sie im Hinblick auf ihre rechtlichen Seiten. Fragen um den Hirtenstab sind von der Rechtsarchäologie und der Rechtssymbolik her zu beachten. Das Schlusskapitel geht kursorisch auf das Recht der Hirten in der Sage ein. Wir sind Carlen dankbar, dass er gegenüber der stark der Romantik verpflichteten Auffassung von Hans Fehr (besonders: Das Recht in den Sagen der Schweiz) eine durchaus nüchterne Einstellung hat. Sicherlich werden in den Sagen die pflichtwidrigen Hirten bestraft, aber daraus ein «Urrecht» ableiten zu wollen, geht doch zu weit. Die Hunderte von Sagen des deutschen Sprachgebietes, die Carlen durchgesehen hat, ergaben für seine Arbeit nichts Wesentliches. Wildhaber

Romulus Vulcănescu, Etnologie juridică [Ethnologie juridique]. Bucureşti, Editura Academiei RSR, 1970. 339 p. Résumé français.

Vulcănescu fasst den Begriff der rechtlichen Volkskunde recht weit, weiter als er üblicherweise gefasst wird; er bezieht alles ein, was durch brauchwürdige Regelungen geordnet ist, im dörflichen Leben und innerhalb der Familie. So sind viele Erscheinungen des Agrarbrauchtums durch Gewohnheitsrecht geregelt. (Der in der Zusammenfassung verwendete Begriff «agriculture itinérante» im Gegensatz zu «agriculture sédentaire» scheint mir nicht sehr glücklich gewählt zu sein, es sei denn, man verstehe – entgegen dem üblichen Sprachgebrauch – unter Agrikultur auch Viehzucht und Hirtenwesen). Der Verfasser behandelt ausführlich das Gewohnheitsrecht der Hirten, und zwar der Dorfhirten und der Wanderhirten. Ein längeres Kapitel ist der Bedeutung der Zeichen gewidmet. (Schade, dass die richtungweisenden Bücher von Gmür, Baltl und Wohlhaupt in der Bibliographie fehlen; von Künssberg ist wenigstens ein Buch angeführt). Die ungebrochene Kontinuität der Zeichen «à partir du néolithique jusqu'à notre époque» dürfte doch wohl mehr Hypothese sein als beweisbares Faktum. Weitere Abschnitte behandeln die rechtliche Volkskunde in ihrer Einwirkung auf die

Volksmedizin, die Spiele und Spielregeln im Brauchtumsverhalten und auf die dörfliche Verwaltung durch die verschiedenen Altersgruppen (Alte, Mannesalter und Junge). Ganz allgemein möchte man wünschen, dass die Zusammenfassung anstelle von prächtig schönen und langen Sätzen mit wohltönenden Worten gelegentlich einige nüchterne und klar fassbare Faktenangaben erwähnt hätte; denn dass der Verfasser über diese in reichlichem Masse verfügt, ist aus allem ersichtlich. Wildhaber

Religiöse Volkskunde

Jakob Baumgartner, Mission und Liturgie in Mexiko. 1. Band: Der Gottesdienst in der jungen Kirche Neuspaniens. Schöneck/Beckenried, Administration der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft, 1971. XXIV, 422 S. (NZM-Supplementa, 18).

Dieses missions- und liturgiewissenschaftliche Werk über die Entwicklung der Liturgie im 16. Jahrhundert in den spanischen Missionen Mexikos bietet auch aufschlussreiches Material für die Volkskunde. Die Missionare erforschten ansatzweise die aztekische Kultur und Religion. Ihre Einstellung schwankte zwischen Bewunderung und Ablehnung. Aus seelsorglichen Gründen wurden viele Äusserungen der Volksreligiosität ins Christentum übernommen. Vielfach trafen sich Elemente der spanischen Hoch- und Volkskultur mit mexikanischen, so bezüglich der Theater- und Musikfreudigkeit, der Sündenangst und Busszerknirschung, der Feier- und Festfreude, der Vorliebe für prunkvolle Prozessionen und Kultbauten usw. Auf Grund des von Baumgartner gebotenen Quellenmaterials erhält man Einblick in den Prozess des Kontaktes und der gegenseitigen Durchdringung der europäisch-spanischen und der mexikanisch-aztekischen Volksreligiosität, aus der schliesslich eine faszinierende barocke Mestizenfrömmigkeit mit all ihren Licht- und Schattenseiten hervorging. Walter Heim

Gottfried Korff, Heiligenverehrung in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in der Diözese Rottenburg, Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1970. 188 S. (Volksleben 29).

Diese Arbeit untersucht einen Ausschnitt aus der «populären» Religiosität (nicht «Volks»-Religiosität, um von diesem belasteten Begriff abzurücken). Sie geht dem Zusammenhang zwischen aktueller Gesellschaftsstruktur und traditioneller Frömmigkeit nach. Sie fasst ihren Gegenstand nicht als Relikt oder Deformation, sondern unter dem Aspekt der Entwicklung und der Modalitäten. Methodisch ging G. Korff so vor: er versandte einen Korrespondenz-Fragebogen an 1000 Pfarrämter, ergänzte die eingegangenen Antworten durch Erkundungen an Ort und Stelle, machte Kultbeobachtungen, und überdies gelangte er an 80 nach dem Randomverfahren ausgewählte Personen mit einem ausführlichen Frageplan. Das Untersuchungsgebiet war die Diözese Rottenburg, «eine willkürliche und <ungeschichtliche> Konstruktion des frühen 19. Jahrhunderts». Die Diözese ist wirtschaftlich und konfessionell uneinheitlich: der hochindustrialisierte Norden ist vorwiegend protestantisch, der agrarisch bestimmte Süden vor allem katholisch. Die Anfänge der Diözese fallen in die Periode der Spät- oder Volksaufklärung, der Wessenbergische Reformkatholizismus macht sich geltend, im Gegensatz zu ihm kämpft ein traditionell verpflichteter Katholizismus um sein Daseinsrecht, die konfessionellen Gegensätze spielen herein, die Industrialisierung (des Nordens) treibt einen weiteren Keil in die Bevölkerung, je nach der Einstellung, die man zu den neuen wirtschaftlichen Entwicklungen hat; deren Ablehnung geht meist Hand in Hand mit der Versteifung auf traditionelle Standpunkte. Als Folge der gleichen Ereignisse (Säkularisierung – Industrialisierung) kann man sowohl eine Intensivierung des Frömmigkeitslebens wie eine Entfrem-

derung von der Kirche und einen Abbau der Frömmigkeitsformen feststellen. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts sucht die Kirche, die eine wie die andere Strömung abzufangen: die Christozentrik, vermittelt in der liturgischen, eucharistischen und biblischen Bewegung, ermöglicht durch Reduktion eine Intensivierung und Konzentration. Reduktion wird interpretiert als Anpassung an veränderte gesellschaftliche Verhältnisse, um die Stabilität zu bewahren. Der heutige Zustand der Heiligenverehrung wird sodann anhand verschiedener Befunde erhoben: das Material der Schriftenstände, die kirchliche Praxis, die Meinungen der Leute, die Formen des Kults, die Untersuchung der Träger liefern die Unterlagen, aus denen sich schlüssig ergibt, dass traditionelle Frömmigkeitsformen tendenziell vom öffentlichen Kult ins Private, von der Gesamtgesellschaft in Randgruppen, von der Folklore zum Folklorismus, vom allgemein Gültigen zum individuell Geduldeten verschoben werden. Selbst wenn solche empirische Studien mikrosoziologischer Art nur die grossen soziologischen Entwürfe bestätigen, sind sie gerechtfertigt. Darüber hinaus bietet aber G. Korff eine Fülle von klärenden Einsichten, so etwa zur Wallfahrtsdiskussion. Dass er sie zwar deutlich, aber ohne affektive Beimengung vorträgt, sei dankbar vermerkt; sie mögen zur Entschärfung der meines Erachtens höchst unerquicklich gewordenen Gesprächssituation beitragen.

Einige Fragen bleiben offen: Wer so ein Teilgebiet untersucht, bleibt notgedrungen die Antwort darauf schuldig, ob der Wandel der Frömmigkeit nicht auch auf andere Weise sichtbar werde; es wird ja nur die traditionelle Frömmigkeit in heutiger sozio-kultureller Umgebung gedeutet. Die methodischen Kriterien Korffs würden es aber gestatten, auch neue Formen zu erfassen und darzustellen. Wird die Kirche als traditionelle Grösse aufgefasst, die nur sich selber durch Anpassungsmechanismen im Gleichgewicht zu halten versucht, so bekommt man notwendigerweise nur eine Entwicklungsrichtung zu Gesicht. Entscheidend dürfte aber doch sein, dass die (katholische) Kirche sich heute von einer geschlossenen zu einer offenen Gesellschaft wandelt, dass viele ihrer Mitglieder dementsprechend von einer Ghetto-Mentalität zu einer offenen Denkweise kommen, dass Retardierungstendenzen vor allem von der Zentrale (Kurie) ausgehen und sich hinter dem Pseudoargument von der «schweigenden Mehrheit» verschansen, dass Transformationsbewegungen (wie die eingangs erwähnte Christozentrik) vom «Mittelbau» ausgingen (Theologen, Landeskongressen...) und weitgehend vom Kirchen«volk» getragen wurden, dass sich der Reduktion und Rationalisierung nicht nur populäre Hemmschuhe entgegenstellen, sondern dass von hoher geistiger Warte aus auf offenbar doch fundamentale menschliche Bedürfnisse hingewiesen wird (Harvey Cox, Fest der Narren). Und damit kommen wir zum letzten: Ist es wirklich so, dass es sich «bei der populären Frömmigkeit... nicht um so etwas wie eine natürliche menschliche Anlage» handelt, «sondern um ein Produkt aufweisbarer sozialer Prozesse»? Das ist eine jener berühmten «nichts anderes als»-Aussagen, die nur eine vorgefasste Meinung gegen eine andere ausspielen. Es könnte ja so sein, dass menschliche Anlagen sich nur in bestimmter soziokultureller Umgebung entfalten (dann sind aber ihre Äusserungen nicht deren Produkt!), dass dazu aber vielleicht auch Geist und Einsicht gehören, so dass also Religion, Frömmigkeit, Glaube usw. auch inmitten säkularisierter Umwelt bei geistig hochstehenden, ideologisch mindestens nicht mehr als andere verblendeten Menschen möglich wäre. Ein wahrhaft offenes Denken sieht das Perspektivische des eigenen Standpunktes ein, anerkennt andere und begibt sich unvoreingenommen ins Gespräch. Dass G. Korff, gerade von seinem prononcierten Standpunkt aus, ein solches provoziert hat, ist nicht das geringste Lob. – Sollte aber meine Meinung über den heutigen Trend in der Kirche nicht zutreffen, so möchte ich nur wünschen,³ möglichst Viele teilten diese Meinung, denn «Meinungen sind handlungsorientierend», wie wir bei G. Korff nachlesen können, womit das bewirkt werden könnte, was man sich abzeichnen sieht! Iso Baumer

Josef Dünninger; Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken. Würzburg, Stürtz Verlag, 1970. 216 S., 80 Abb. auf Taf.

Seitdem Josef Dünninger 1952 die Erforschung des fränkischen Bildstocks vor allem als Denkmal der Volksfrömmigkeit gefordert und die Anlage von vollständigen Inventaren in den einzelnen Landschaften als vordringlichste Aufgabe bezeichnet hat, hat die Erfüllung dieser Forderungen beträchtliche Fortschritte gemacht, und nicht zuletzt hat sein volkskundliches Seminar in Würzburg entscheidend daran mitgewirkt. Das beste Zeugnis hiefür legt der vorliegende Band ab. Er bezeichnet sich – allerdings nicht im Titel, sondern nur im Vorwort – als ein Gemeinschaftswerk des volkskundlichen Seminars der Universität Würzburg. Neben den beiden zeichnenden Herausgebern werden im Vorwort noch vier weitere Namen genannt. Die Textbeiträge der einzelnen Verfasser sind durch ihre Initialen gekennzeichnet. Der Bildstock gehört zu den eigentlichen Wahrzeichen der fränkischen Volksfrömmigkeit; es sind hauptsächlich die Gebiete des ehemaligen Hochstifts Würzburg, aber auch der Bamberger Raum, das Untermaingebiet und der Odenwald, in denen er in erstaunlicher Zahl vorhanden ist. Aber die Belegdichte ist auch in den katholischen Bezirken nicht gleichmässig; sie ist reich in den Ackergegenden und Weinbaugebieten und wesentlich geringer in den ärmeren Waldländern. Bildstöcke werden bis in unsere Zeiten hinein immer wieder gesetzt; das Buch bringt eine Abbildung eines 1964 errichteten Bildstocks als jüngsten Beleg. Das Bildmaterial des Buches verdient überhaupt ein besonderes Lob; nummernmässig sind 80 Abbildungen ausgewiesen; da aber die meisten Nummern wieder unterteilt sind, dürften es im ganzen nahezu 200 abgebildete Beispiele sein. Sie sollen die Vielfalt der Formen und die verschiedenen Motive zeigen, wie sie sich bei den fränkischen Bildstöcken vorfinden. Das Buch setzt in mehrfacher Hinsicht Richtlinien für die weitere Erforschung der Bildstöcke, auch in anderen Ländern. So wird die Ikonographie der Bildstöcke eingehend und zusammenfassend untersucht; auch die Bedeutung des Bildstocks im Wallfahrtswesen ist bisher noch nie so prägnant herausgehoben worden. Besonderes Gewicht wurde auf die Inschriften und ihre Auswertung gelegt; sie werden ob der formalen Betrachtungsweise oft kaum beachtet, und doch lassen sich aus ihnen wesentliche Erkenntnisse für die Gründe der Setzung der Bildstöcke herauslesen: Widmungsformeln, Anheimstellung, Verlöbniß, Dank, Gedächtnis u. a. m. Weitere Abschnitte befassen sich mit den Bildstockmeistern und den archivalischen Quellen der Bildstockforschung, wobei auch Beispiele für die Auswertung alter Landkarten und Pläne gezeigt werden. Dass natürlich auch der beschreibende Teil der Abbildungen einen beträchtlichen Umfang einnimmt, versteht sich von selbst. Den Abschluss der Textbeiträge bildet ein Überblick über die bisher geleistete Inventarisierung und Bildstockforschung in Franken. Man darf das schöne Buch als eine wertvolle und willkommene Bereicherung der gesamten Bildstockliteratur bezeichnen. Wildhaber

Martin Scharfe, Rudolf Schenda, Herbert Schwedt, Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit einer Einführung von *Hermann Bausinger*. Stuttgart, Spectrum Verlag, 1967. 130 S., 155 Abb. (schwarzweiss und farbig). (Das Bild in Forschung und Lehre, 7.)

Das Bilderwerk, das man mit dem grössten Vergnügen anschauen und durchlesen wird, ist aus einer Ausstellung heraus entstanden, die das Volkskunde-Institut der Universität Tübingen 1963 in seinen Räumen veranstaltet hatte. Es sollten damals – so erläutert Bausinger in seinem Vorwort – «erstmalig Zeugnisse aus dem deutschen Südwesten zusammengefasst» werden, «der bisher auf diesem Gebiet wohl allzu sehr im Schatten des Bajuwarischen stand». Zudem gibt der Band «dem Thema Volksfrömmigkeit einen nur selten gesetzten Akzent, indem er es nachdrücklich unter den Aspekt beider Konfessionen stellt». Es ist

gut, wenn man sich diese Angaben — die geographische Einschränkung und die konfessionelle Ganzheit — vor Augen hält, denn im Titel des Buches kommen sie nicht zum Ausdruck, und man dürfte danach mehr — teilweise vielleicht auch weniger — erwarten. Die Verteilung auf die drei Autoren ist so durchgeführt, dass Schwedt den religiösen Volksbrauch (beider Konfessionen) darstellt, Scharfe die Bildzeugnisse evangelischer Frömmigkeit vorlegt und Schenda über die Wallfahrten (also ein rein katholisches Thema) schreibt. Was in dieser Aufteilung — die im übrigen das Thema schön und sinngemäss gliedert — am meisten auffällt und wohl auch etwas befremdet, ist das (zum mindesten titelmässige) Fehlen katholischer Bildzeugnisse (wobei sich bei Schenda allerdings Mirakel- und Motivbilder und fünf Andachtsbilder finden). Man hätte sich, gerade für diesen Raum, auch einen eigenen Abschnitt über pietistische und sektierermässige «Volksfrömmigkeit» denken können, ja noch mehr: es wäre auch einmal erwünscht, wenn die jüdische «Volksfrömmigkeit» der Dreiländerecke dargestellt werden könnte, soweit hierfür noch Zeugnisse aufzutreiben sind (ich denke an die köstlichen Adarzettel, an Ehekontrakte, an Trauhimmel).

Was nun aber die drei Autoren über ihr Thema schreiben und welche Bilder sie hierfür auswählten, das ist ausnehmend schön und wohltuend (ich denke vor allem daran, mit welcher verständnisvoller Behutsamkeit Schenda die Wallfahrten darstellt). *Schwedt* hat vielleicht die schwierigste Aufgabe, denn das religiöse Brauchtum ist nicht immer einfach und eindeutig vom profanen und kirchlich-liturgischen zu trennen. Schwedt weist auch immer wieder mit aller Klarheit auf diese Schwierigkeiten hin, und er bringt überzeugende Fälle, wo die Grenzen von beiden Seiten her überschritten werden. So führt er auch bei der Fastnacht, wo man es nicht ohne weiteres erwarten würde, volksreligiöse Bräuche an. Er geht die kalendaren und die Feste des Lebenslaufes auf ihre volksfrommen Eigenheiten hin durch; er macht auf die Unterschiede zwischen katholischen und protestantischen Gegenden aufmerksam und zeigt — und dies ist besonders herauszuheben — auf Brauchwandlungen in unserer Zeit (gerade das Bildmaterial bezeugt dies ausnehmend schön). *Scharfe* untersucht die wesentlichen Motive, die für evangelische Andachtsbilder charakteristisch sind: der gekreuzigte Christus, Märtyrer und Kirchenpatrone (der hl. Urban hat sich in Weinbaugebieten immer halten können), christliches Sterben, Memento mori- und Zweiwegbilder, Herzbüchlein. (Darf man «Christus als Apotheker» wirklich so eindeutig als evangelisch bezeichnen?) Konfirmationsandenken und Abendmahlsbilder sind als solche natürlich protestantisch. Bei den «Schlafzimmerbildern» und den Hinterglasbildern müsste man die Gegensätzlichkeit wohl stärker herausstellen (in der Schweiz gibt es z.B. die ausgesprochen protestantischen Hinterglasbilder des Toggenburg mit ihren Bibelsprüchen und Memento mori-Vorhalten). Scharfe erklärt mit Recht, dass man Luther und Katharina als evangelische «Heilige» betrachten dürfe (aber nicht Zwingli, Calvin und John Knox). Man wird sich besonders bei Scharfes Aufsatz klar werden, dass er einen «Beitrag» zum Thema der «Bildzeugnisse evangelischer Frömmigkeit» darstellt, denn es fehlt vor allem der gesamte norddeutsche Raum mit seiner unerhörten Epitaphenfreudigkeit in den Kirchen. (In seinem grossen Buche über die Evangelischen Andachtsbilder, Stuttgart 1968, betont der Untertitel, dass es sich um «Studien... vornehmlich des schwäbischen Raumes» handle). *Schenda*s Thema war vielleicht das geschlossenste und eindeutigste; ich habe schon oben gesagt, wie überlegen er es darzustellen versucht hat. Er geht auf die Dank- und Bittwallfahrten ein, auf die Wallfahrtsorte in Baden-Württemberg und auch auf die Kritik der Wallfahrten, wie sie von evangelischen Eiferern geäußert wurde. Die Entstehung einer Wallfahrt kann er am Beispiel von Flochberg/Aalen sehr schön schildern. Anschliessend beschreibt er die verschiedenen Wallfahrten nach ihrem «Angerufenen»: Maria (hier spielen die Hirten wieder eine auffällige Rolle, wie ja auch in anderen Ländern Hirtenvisionen auffällig sind), Christus (mit besonders zahlreichen Blutwall-

fahrten in Württemberg), Nothelfer, weitere Heilige und Selige. Wie bei Schwedt ist auch bei Schenda das moderne Brauchtum nachdrücklich und positiv betont; vor allem sei die gute Bemerkung bei der Behandlung der modernen Massenvallfahrt im Omnibus oder Pilgerzug erwähnt: «Die Erhebung wächst nicht mehr aus dem Erlebnis des Mirakels, sondern aus dem Erlebnis der ganzen Reise».

Wildhaber

Peter Assion, Die Mirakel der Hl. Katharina von Alexandrien. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur. Diss. Universität Heidelberg, 1969. 627 S., Textreproduktionen.

Assions Untersuchungen zur Wunderliteratur gehen weit über den Rahmen einer üblichen Dissertation hinaus; sowohl er als sein Lehrer Gerhard Eis sind dazu zu beglückwünschen. Assion setzt sich hier, anhand der Mirakelliteratur einer einzigen Heiligen, auf das eingehendste mit dieser mittelalterlichen Erscheinung und mit dem Begriff des Mirakels auseinander. Diese Geschichten wurden früher häufig als Legenden bezeichnet und als solche behandelt und bewertet. Nur die Bollandisten unterschieden schon früh zwischen Heiligenvita und Passion auf der einen Seite und Translation und Mirakel auf der anderen. Die *miracula post mortem* gehören nicht mehr zur Vita des Heiligen; es muss also sachlich eine Trennung zwischen Legende und Mirakel vollzogen werden; auch gegenüber der Sage muss eine solche Linie gezogen werden. Man könnte höchstens sagen, das Mirakel sei eine «geistliche Volkssage». Wenn die Legende mit dem Leben heiliger Personen zu tun hat, würde es für das Mirakel «schon genügen, als kennzeichnendes Merkmal das einmalige Erlebnis mit einer heiligen Person hervorzuheben, wenn dieses nach deren Tod erfolgt und das Bestreben erkennen lässt, die über den Tod hinaus präsepte Schutz- und Wirkungsmächtigkeit des Heiligen zu betonen» (S. 10). (Von der Motivgeschichte her dürften diese Unterscheidungen allerdings irrelevant sein). Zur sorgfältigen Übersicht über die Mirakel fordert Assion die Publikation möglichst geschlossener Mirakelsammlungen; daher ediert er «bewusst erstmals den vollständigen Wunderanhang einer bestimmten Heiligenlegende», und zwar derjenigen der hl. Katharina nach einem Codex der Bayerischen Staatsbibliothek Bamberg. Die hl. Katharina wurde ausgewählt wegen der relativ grossen Stofffülle ihres Wunderzyklus, denn sie war im Mittelalter nach Maria die meist verehrte Heilige. Die Untersuchung beschränkt sich auf die Texte der deutschen Katharinamirakel; für andere Länder müssten ähnliche Studien noch geschaffen werden. Als Desideratum bliebe dann weiter die Anlage eines Mirakel-Index (wobei vom Motiv her sicher Überschneidungen mit Legende, Exempel und Sage auftreten würden). Der Grossteil von Assions Arbeit besteht in der Analyse der einzelnen Mirakel. Er gliedert sie zunächst in vier grosse Hauptgruppen. Die erste Gruppe schliesst direkt an den Tod der Heiligen an; hier sind es nicht im eigentlichen Sinne Wunder, die sie wirkt, sondern solche, die an ihr gewirkt werden: das Milch-Wunder (anstelle von Blut bei der Enthauptung) und Engel bestatten ihren Leichnam auf dem Berg Sinai. Eine grössere Gruppe schliesst sich dann an das Grab im Sinaikloster und die damit im Zusammenhang aufspriessende Wallfahrerliteratur an. Assion gibt hier eine schöne, kritische Schilderung der zahlreichen Pilgerberichte; er verbindet damit auch eine Darstellung des Sinai-Klosters, wie es aus diesen Berichten erschlossen werden kann. Die dritte Gruppe behandelt Mirakel, die man am ehesten als Übertragungen aus der Mariendichtung erklären kann. Dass solche Übertragungen auch sonst vorkamen, weist er am Parallelbeispiel der Annenmirakel nach. In der vierten Gruppe sind Mirakel zusammengefasst, die in keine der drei Hauptgruppen passen; es handelt sich meist um kurze Erzählungen, die man am besten als «Produkte volksüblicher Sagenbildung» bezeichnet. Anschliessend werden noch spätere Nachwirkungen, Mirakelumbildungen und neue Mirakel vom 15.

bis zum 19. Jahrhundert behandelt, so dass man mit vollem Recht sagen kann, Assion habe die Mirakelliteratur einer Heiligen von ihrem Tod an bis in unsere Zeit behandelt. Es lässt sich deutlich erkennen, dass im Zuge der Gegenreformation Heiligenkult und Mirakel als Predigtexempel einen neuen Aufschwung erleben. Für die Nachwirkung in der Barockliteratur bringt Assion genaue Unterlagen, welche Mirakel die einzelnen Prediger verwendet haben. (Bei einer Buchausgabe würde sich die Beigabe eines Registers empfehlen, um die vielen Anregungen richtig ausschöpfen zu können.) Wildhaber

Hilding Pleijel, *Hustavlans värld. Kyrkligt folkliv i äldre tiders Sverige*. Stockholm, AB Verbum, 1970. 239 S.

In einer Paperback-Ausgabe erscheinen hier eine Anzahl von Aufsätzen des bekannten schwedischen Kirchenhistorikers Pleijel in Lund. Sie sind in mehr oder weniger ähnlicher Form schon früher gedruckt worden; hier werden sie ohne Anmerkungen publiziert, da es sich um eine Ausgabe handelt, die ein breites Leserpublikum erfassen möchte. Alle behandeln das kirchliche Leben der älteren Zeit in Schweden, einer Zeit, die man, wie Pleijel sagt, als eine Zeit der Schlichtheit und Frömmigkeit ansieht, die indessen, wenn man das historische Aktenmaterial prüft, gar nicht immer so schlicht und rechtschaffen verläuft. Mit dieser Zeit und mit diesen Problemen hat sich Pleijel seit ungefähr dreissig Jahren beschäftigt, und er kennt sich darin aus wie vermutlich niemand sonst. Da es sich um die protestantische Volksfrömmigkeit handelt, für die das Interesse in den letzten Jahren sehr rege geworden ist, bedauern wir es sehr, dass nicht auch eine Übersetzung ins Deutsche vorgenommen wird. Wir können hier nur kurz die behandelten Themen andeuten, um den Wert des Buches für Vergleiche mit lutheranischer und zwinglianischer Frömmigkeit aufzuzeigen. Die Einleitung «Der religions- und kirchengeschichtliche Hintergrund der schwedischen Volkskultur» ist – als einziger Beitrag des Buches – bereits deutsch erschienen in «Schwedische Volkskunde. Festschrift für Sigfrid Svensson. 1961.» Die übrigen Kapitel handeln über die Haustafel und ihre Lehre von den drei Hauptständen (der Begriff der Haustafel findet sich auch bei Luther), Hausandachten im schwedischen Kirchenleben, Züchtigungsrecht, häusliche Katechisation und Lesezusammenkünfte (Bibelkränzlein), Volksliteratur (Volksbücher, Psalmen, Johann Arndt), Relikte der mittelalterlichen Frömmigkeit (Reformationsliturgie), alte Pfarrherrenkultur in staatshistorischer Beleuchtung, Festleben in Kirche und Haus, Entstehung und Sammlungen des Kirchenhistorischen Archivs in Lund. Wildhaber

Corina Nicolescu, *Îcônes roumaines*. Bucarest, Editions Meridiane, 1971. 61 p. 79 pl. (en noir et en couleurs).

Mme. Nicolescu, die hervorragende Spezialistin für byzantinische und frühe rumänische Kunst, beglückt uns mit einem prächtigen Auswahlband rumänischer Ikonen. Dass für sie in erster Linie das künstlerische Auswahlprinzip im Vordergrund stand, ist klar; trotzdem ergeben sich viele volkstümlich bedeutsame ikonographische Bezüge; einige Ikonen weisen auch deutlich die Merkmale dörflicher Malerei auf. Die Ikonen gehörten ja nicht nur in die Kirchen und Klöster und in die Häuser der Bojaren und Reichen, sondern ebenso sehr in die Hütten der Bauern. In ihrer ausgezeichneten Einleitung gibt Corina Nicolescu einen Überblick über die gesamte Ikonenforschung in allen Ländern mit der dazugehörigen Literatur. Diese Literatur ist noch einmal zusammengefasst in einer ausführlichen Bibliographie. Die Verfasserin hat ihre Beispiele in Museen, Kirchen und Klöstern ausgesucht; sie hat versucht, die Walachei, Moldau und Transsylvanien möglichst ausgeglichen auszuwählen. Sie gibt eine Einführung in die Funktion und die Maltechnik der Ikonen. Die einzelnen Bilder sind eingehend beschrieben; die Bilder selbst sind prächtig. Wildhaber

Medard Barth, Die Verehrung des heiligen Josef im Elsass vom Mittelalter bis auf die Gegenwart. Haguenau, Editions de la Société d'Histoire de l'Eglise d'Alsace, 1970. XI, 298 S., 69 Abb. auf Taf. (Archives de l'Eglise d'Alsace, volume hors série).

Medard Barth, der als Kirchenhistoriker sich um das Elsass so verdient gemacht hat, legt hier ein Werk vor, das die Kulturgeschichte eines Heiligen in regional klar umgrenztem Raum umfassend behandelt. Es war ihm ein ganz bewusstes Anliegen, diese Kultgeschichte nicht nur als kirchlich-theologische Erscheinung zu erfassen, sondern sie ganz auf den Boden der Volksfrömmigkeit zu stellen. Barth beginnt mit einem Überblick über die Verehrung des hl. Josef in der Gesamtkirche bis zur Neuzeit, um dann auf dieser Grundlage die Verehrung im Elsass ausführlich darzustellen. Wenn ich mir zu dieser Einführung zwei Bemerkungen erlauben darf, so wären es diese: Mir scheint, die in der frühen Zeit bedeutsame Stellung der Apokryphen dürfte kaum mit der Erklärung abgetan sein, dass sie «als unverbürgte Sagen zu werten sind» (S. 5f.), und zum Thema des «grünen Stabes» wäre ein Hinweis auf L. Kretzenbacher, «Stabbrechen» im Hochzeitsritus? Zur apokryphen Erzählgrundlage eines Bildmotivs im spozializio-Thema: *Fabula 6* (1964) 195–212, wünschenswert gewesen.

Für das Elsass stellt Barth alle Patrozinien und Patronate zusammen; im wesentlichen sind es natürlich Patronate der Holzhandwerker. Ferner werden aufgezählt die Josefsbruderschaften, die Josefsfeste, das Josefsoffizium und die Gebete zum heiligen Josef in der Liturgie der Kirche und in der volksfrommen Anwendung. Eine besondere Hervorhebung verdienen die Angaben über die Heranziehung des Heiligen in Predigten (bei Johannes Tauler, Johannes Geiler und in der Neuzeit) und über seine Rolle im geistlichen Schauspiel. Die Bedeutung des hl. Josef in der volkstümlichen Verehrung lässt sich mit aller Deutlichkeit an der Verwendung seines Namens als Taufname ablesen; hiezu gibt Barth eingehende Untersuchungen. Sehr verdienstvoll ist auch die umfangliche Bilderzusammenstellung, die zeigt, wie der hl. Josef in der elsässischen Kunst dargestellt und aufgefasst wurde. Bei der Deutung des Bildes Nr. 19 (mit Text S. 91 «Das älteste Devotionsbild des hl. Josef, um 1430») kann ich mit Barth nicht einig gehen. Es handelt sich um eine spätmittelalterliche Darstellung eines Marientodes; in einer Wolke sieht man – nach Barth – den hl. Josef mit dem Kind im Arm. Nun wird auf allen frühen Marientod-Bildern – und auf orthodoxen Ikonen bis in unsere Zeit – die Szene so wiedergegeben, dass über Maria Christus schwebt und die Seele Marias als Kind in Empfang nimmt und in seinem Arm hält. Darum dürfte es sich auch in dieser etwas ungelungenen Gebetsbuch-Illustration handeln.

Wildhaber

Volksdichtung und Mythologisches

Schweizer Volksmärchen. Herausgegeben von *Robert Wildhaber* und *Leza Uffer*. Düsseldorf-Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1971. 280 S.

Die erlesene Reihe ist nun auch um einen Band bereichert worden, der das Erzählgut der Schweiz trotz seiner verschiedenen sprachlichen Herkunft bequem zugänglich macht. W., wohl der bedeutendste Literaturkenner der internationalen Volkskunde und U., der erfolgreichste Schweizer Märchensammler, bieten die Gewähr für eine Auswahl, die sowohl den Fachkollegen bisher verschlossenes oder unbeachtetes Material an die Hand gibt, als auch dem allgemeiner interessierten Leserkreis der Diederichs-Bände vergnüglichen Lese-stoff schenkt.

W. macht auf die Tatsache aufmerksam, dass bisher zwar viele Schweizer Sagensammlungen, jedoch nur wenige Märchen veröffentlicht worden sind.

Auch wenn wir das allgemein weitaus seltenere Vorkommen von Märchen in Rechnung stellen, ist der Unterschied schon deshalb auffällig, weil in der Schweiz seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Volkssagen mit besonderer Hingabe aufgezeichnet und in grosser Zahl veröffentlicht wurden. Als *Sutermeister* erstmals 1869 die «Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz» herausgab, nahm er sich sowohl im Titel als auch in den Quellenangaben das Werk der Brüder Grimm zum Vorbilde, so dass spätere Ausgaben von *Bächtold* (1916 aus gedruckten, aber ungenannten Quellen) und *Englert-Faye* (1941 stark überarbeitet und ohne Rechenschaft über die Herkunft) nicht an ihn heranreichen. Zur Zeit dieser Nachdrucke hätte wohl noch die Möglichkeit zur Sammlung deutscher Märchen bestanden, wie dies U. seit 1936 im rätoromanischen Gebiet vermochte, heute dürfte es dazu, wie fast in ganz Österreich und Bayern, zu spät sein.

Den Anfang der Auswahl deutscher Märchen macht «Goldig Betheli und Harzebabi», die berühmte Variante zur Grimmschen Frau Holle, bei *Lütolf* noch mit dem von Sutermeister gestrichenen Satzteil, dass «Goldbeteli» eine gute Ehe einging (was durchaus zu dem Märchen gehört) und mit dem Abschlusse «Noch in meiner Kinderzeit haben wir uns oft spielend zugerufen: Wauwau, Goldigbeteli chunt; Wauwau, Harzebabi chunt.» Das beweist die Beliebtheit dieser Luzerner Variante bei den Kindern, zumal sie mehr auf den jugendlichen Hörerkreis abgestimmt ist, als andere Spielformen. Sutermeisters Sprachkunst erweist das Märchen «Die drei Raben», das einem Gedicht nacherzählt ist. Auch in Grimms ursprünglicher Fassung werden drei Brüder verwünscht, erst in einer späteren Auflage sind es nach einer niederösterreichischen Form, zu der sich inzwischen weitere Nachweise gefunden haben, ihrer sieben.

Als köstliche Mundartprobe ist das Drei-Brüder-Märchen vom «Bueb mit dem isige Spazierstecke» unübertragen geblieben, eine handschriftliche Aufzeichnung von E. L. *Rochholz*, der schon 1856 über 500 eigene Sagenaufzeichnungen allein aus dem Aargau herausgab. Aus dieser Veröffentlichung stammt die sagenhafte Geschichte von der «Geisterküche», die bis vor kurzem in den Ostalpen mit mehreren landschaftlichen Abweichungen zu hören war. Die Verwandlung der «Krötenfrau» (Nr. 15) erfolgt während der kirchlichen Trauung, wie in Tirol (*Zingerle*, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland, 1854, 386ff.) und in der Steiermark (*Geramb*, KHM aus der Steiermark, Nr. 28). Mit den Wildfrauensagen, die ebenfalls in den Ostalpen erzählt wurden und hie und da noch werden, stehen aus dem Schweizer Märchenbande Nr. 17 (deutsch), 29 und 34 (französisch) in naher Beziehung. Die Erzählung «Das Zwergenprinzen» entlehnt zwar Motive aus der Volksüberlieferung, ist jedoch ein literarisches Zeugnis.

Auch die aus dem Französischen übertragene Geschichte «Die Gänsehirtin» zeigt dem Volksmärchen fremde Züge. Sie geht auf die gleichnamige Erzählung bei *Grimm* (KHM 179) zurück, die schon in ihrer mundartlichen Vorlage im «Wiener Gesellschafter» 1833 die gleichen Eigenheiten zeigt. Vorzüglich erzählt sind einige französische Schwänke. Auch ein so derbes Stück wie «Der Arschvergolder» kommt hier zu seinem Recht, es fehlt im Typenverzeichnis von *Arne-Thompson*, obwohl es dazu Varianten gibt.

Die rätoromanischen Märchen sind zumeist älteren und noch unübersetzten Quellen entnommen, da U. seine Funde ohnedies zum guten Teil geschlossen veröffentlichen konnte. Das Märchen vom «Sonnenprinz» ist mit einem bei *Asbjørnsen-Moe-Bresemann* (Norwegische Volksmärchen, Berlin 1874, II, Nr. 1) verwandt. Zum «Dreizehnlein», wäre mein Beitrag zur Festschrift *Koren* «Das steirische Märchen vom Dreissgerl» (Graz 1966) zu vergleichen, in dem der gleiche Handlungsablauf in Märchen, Novelle und Schwank verfolgt wird. Unter den italienischen Märchen fallen zwei Varianten zur «Frau Holle» auf, die das ursprüngliche Geschehen eigenartig abwandeln. Das tapfere Schneiderlein

überlistet statt eines Riesen den Bürger eines bekannten Ortes, wobei der Geprellte die gewaltigen Kräfte seiner Vorbilder erreicht. Abschliessend berichtet W. in gewohnter Sorgfalt über Sammlungen, Auswahlprinzipien und Anordnung, U. gibt Einblick in die ihm von Jugend her vertrauten Lebenswelt seiner Erzähler. Die Typen hat – wie zu anderen Bänden – Fritz Harkort bestimmt.

Karl Haiding

Max Lüthi, Märchen. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1971. XII, 121 S. (Sammlung Metzler, Realien zur Literatur, 16).

Lüthis Märchen-Handbuch ist verdientermassen zu einem eigentlichen «bestseller» der Volkskunde-Literatur geworden. Dass es im Laufe von neun Jahren vier Auflagen (20. Tausend) erlebte, spricht wahrhaftig für sich. Die neue Auflage ist gegenüber der dritten um 13 Seiten vermehrt worden; die neuen Stichwörter sind am Schluss angeführt. Darunter finden sich Forschernamen wie Denecke, Horálek, Karlinger, Megas, Oinas, Sieber und Tenèze; an sachlichen Stichwörtern wären etwa zu erwähnen: Funktionalismus, Gesunkenes Kulturgut, Herr der Tiere, Midas, Unpromising hero, Zertanzte Schuhe, Zerzählen, Zurechterzählen. Lüthis Bändchen wird wegen seiner klaren und völlig objektiven Darstellung und der meisterhaften Beherrschung des Stoffes, vor allem auch wegen des unpräntiösen und wohltuenden Stiles noch auf manche Jahre *das* Einführungsbändchen in die Märchenforschung bleiben.

Wildhaber

Hans Ritte, Untersuchungen über die Behandlung von Volksdichtungsstoffen im Werk Selma Lagerlöfs. I. u. II. Uppsala, Almqvist + Wiksells Boktryckeri, 1968 u. 1970. 94 + 90 S. (Sonderdruck aus Arv 1967 u. 1968).

Die Selma-Lagerlöf-Forschung durfte bisher fast ausnahmslos als Domäne der schwedischen Literaturwissenschaft gelten, obwohl das Werk der Nobelpreisträgerin gerade auch im deutschsprachigen Raum zeitweise durch hohe Auflagen weithin Verbreitung erlangte. Erfreulich daher, dass diese Münchner Dissertation aus dem Jahre 1966 mit der Untersuchung des Verhältnisses von Volksdichtung und Kunstdichtung ein Thema von zentraler Bedeutung im Schaffen Selma Lagerlöfs angeht. Der Verfasser, der wesentliche Einsichten den Arbeiten Max Lüthis zu verdanken hat, vergleicht im ganzen fünfzehn Erzählungen der Dichterin aus den Jahren 1891–1917, darunter Kunstwerke von hohem Rang wie «Herr Arnes penningar» oder «En herrgårdssägen», mit den ihnen zugrundeliegenden Sagen und Märchen. Nach Quellenabdruck und quellenkritischen Anmerkungen erfassen die klar disponierten Einzeluntersuchungen die Motivänderungen, die Selma Lagerlöf anbringt, die Übereinstimmungen bzw. Unterschiede in der erzähltechnischen Darbietungsform sowie das Einwirken der dichterischen Konzeption auf die vorgefundene Quelle. Das Auswahlprinzip der Untersuchung – es werden fast ausschliesslich gedruckte Quellen herbeigezogen – zeigt erneut, dass die Dichterin der mündlichen Überlieferung von Volksdichtungsstoffen keineswegs in dem Masse verpflichtet ist, wie gemeinhin angenommen. Zudem wird man gerade bei ihr ständig mit der Möglichkeit der Rückbeeinflussung zu rechnen haben. Die Ergebnisse machen deutlich, dass bei aller Verbundenheit mit der Volksüberlieferung die aufgenommenen Sagen- und Märchenstoffe dem künstlerischen Gestaltungswillen der Dichterin unterworfen sind. Von Publikum und Kritik, aber auch durch eigene tiefe Neigung in die Rolle einer «Sagenerzählerin» versetzt, weiss sich ihr dichterisches Anliegen dennoch gegenüber der Überlieferung zu behaupten. Eingehende Motivvergleiche lassen zudem klar die Grenzen zwischen bewahrenden, folkloristischen Merkmalen und schöpferischer Leistung erkennen. Die ausgewogene Behandlung der bisher

kaum berührten Frage nach der Bedeutung der Volkserzählung für Selma Lagerlöf als Dichterin des Tragischen verleiht der ansprechenden Arbeit zusätzliches Gewicht.

Hans-Peter Naumann

Matti Kuusi, *Ovambo proverbs, with African parallels*. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1970. 356 p. (FFC 208).

Das von Matti Kuusi zusammengestellte Werk über Sprichwörter der Owambo (Angola; Südwestafrika) vereinigt Material, das von mehreren Forschern, darunter dem Autor, und namentlich von finnischen Missionaren im 19. und im 20. Jahrhundert gesammelt wurde (Kuusi nennt als Initiator der Sprichwörterammlung den Missionar Martti Rautanen, 1845–1926; dessen Manuskripte wurden teilweise von E. Dammann und T. E. Tirronen bearbeitet, 1960). Der Verfasser weist im übrigen darauf hin, dass das Sammeln volkstümlicher Sprichwörter, Dialektausdrücke, Rätsel, Gesänge, Märchen und Legenden in Finnland eine Zeitlang zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen gehörte. Im Hauptteil des vorliegenden Werkes werden unter 2483 Nummern Owambo-Sprichwörter, zum Teil mit Varianten, teilweise auch mit afrikanischen Parallelen, wiedergegeben. Voran steht jeweils der Originaltext in einer der Owambo-Sprachen (hauptsächlich Ndonga, dann auch Kwanyama); es folgt die wörtliche Übersetzung und vielfach eine zusätzliche freie Übersetzung, die das Sprichwort in unsere Begriffs- und Bildersprache kleidet. Unter jeder Nummer steht eine Abkürzung (Buchstaben und Zahl), die auf die in einer Liste (p. 7–10) aufgeführten und besprochenen Quellen der Sammlung hinweist. Die Sprichwörter sind nach einem Schlüsselwort, das verschiedenen Varianten gemeinsam ist, angeordnet (p. 12). Kuusi erwähnt, dass afrikanische Sprichwörter verschiedentlich publiziert worden sind, in der Regel aber nicht mit einer grösseren Auswahl an weltweiten Parallelen zusammen (p. 12/13). Zur Zielsetzung der Materialsammlung schreibt der Verfasser: «Die Zahl der gemeinsamen afrikanischen Sprichwörter scheint proportional kleiner zu sein als die Zahl der gemeinsamen europäischen oder eurasischen, aber die Erfassung einer gemeinsamen Bantu-Tradition und die Erfassung der hauptsächlichsten afrikanischen Sprichwörter bildet eine notwendige Grundlage für ein Urteil darüber, ob die Völker der drei alten Kontinente ein gemeinsames Erbe an Sprichwörtern haben oder nicht» (p. 13). Der kulturhistorische Ansatz wird aus diesem Zitat deutlich. Sicher besitzt jede Materialsammlung einen Wert in sich selbst. Für die afrikanischen Sprichwörter gilt, dass es schon in nächster Zukunft schwierig werden dürfte, entsprechende Dokumente beizubringen; nicht zuletzt darum, weil viele traditionsgebundene Kulturen, aber auch deren Sprachen, in Auflösung begriffen sind. So muss auch Kuusi zu seiner Sammlung anmerken, dass «der Gedanke hinter manchem alten Sprichwort sogar für die Owambo unzugänglich geworden ist» (p. 11).

Im Hinblick auf spätere Arbeiten am vorliegenden oder an anderem Material ist vielleicht die Frage berechtigt, ob man ohne eine linguistische Untersuchung der Texte weiterkommt. Wohl wird der Originaltext (in teilweise behelfsmässiger Alphabetisierung) samt Übersetzung wiedergegeben. Nun bilden Sprichwörter Bestandteile eines vielschichtigen kulturellen Systems. Durch die Reduktion auf zügige sprachliche Ausdrücke, Bilder oder Symbole formen die Sprichwörter eine Art Code, der nur entschlüsselt werden kann, wenn man über alle seine Bestandteile und darüber hinaus über das kulturelle Gesamtsystem Bescheid weiss. So wird man in Zukunft wohl nicht um einen ausführlichen linguistisch-ethnologischen Kommentar, bzw. ein entsprechendes Glossar zu den Materialsammlungen, die mündliche Tradition enthalten, herumkommen. Dies bedeutet, dass man dann vielleicht ein weniger umfangreiches Textmaterial aufs Mal vorlegt, dieses aber um so intensiver nach allen Gesichtspunkten, auch nach morphologischen oder strukturellen, bearbeitet.

Gerhard Baer

Giovanni Crocioni, Le tradizioni popolari nella letteratura italiana. A cura di Giuseppe Anceschi. Firenze, Leo S. Olschki editore, 1970. XLVII, 464 p. (Biblioteca di «Lares», 29).

Von Giovanni Crocioni (1870–1954) kommt, zu seinem 100. Geburtstag, dieser nachgelassene Band heraus. Der Verfasser, Gymnasiallehrer und später Schulinspektor (Provveditore regionale) war in beiden Sätteln – Volkskunde und Literatur – gerecht: zeit seines Lebens ging er literarischen und volkskundlichen Problemen und ihrem gegenseitigen Verhältnis nach; darüber hinaus lag ihm das Schulwesen am Herzen (er befasste sich damit in Schriften und durch aktive Mitarbeit in Berufsorganisationen); der Ausgangspunkt war die Betonung des Regionalismus gegenüber allem Zentralismus in Staats- und Kulturpolitik. Er war also denkbar geeignet, den Einfluss der Volksüberlieferung in der Literatur aufzuspüren; die Früchte seiner grossen Belesenheit liegen hier vor. Natürlich hat eine posthume Veröffentlichung auch eine problematische Seite: die theoretischen Positionen haben sich im Verlauf von zwei Jahrzehnten gründlich verschoben. Der Herausgeber hat darum den dankenswerten Versuch gewagt, Crocioni geistesgeschichtlich einzuordnen. Das Ergebnis ist überraschend genug: Crocioni ist auf halbem Wege stillgestanden zwischen Idealismus und Neopositivismus, genauer zwischen Idealismus und Marxismus (XXV). Beide Strömungen bemühten sich, die Volkskunde auch praktisch in der Erziehung und Bildung zu verwerten, allerdings in je verschiedener Absicht: die erste, um dem «Volk» eine ihm gemässe spezifische Bildung zukommen zu lassen und es so in Distanz zu halten (konservativ-stabilisierende Absicht), die zweite, um dem «Volk» dadurch zu helfen, seiner Eigenart bewusst zu werden und die Klassengegensätze zu überwinden (dynamisch-revolutionäre Absicht). Nach Meinung der ersten sollte das «Volk» mit Folklore, Mythos und Religion versehen werden, um seine «Ursprünglichkeit» zu bewahren und als fruchtbarer «Nährboden» für die Nation zu dienen; nach Meinung der zweiten dient Volkskunde der Erkenntnis von Unwissenheit, Magie, Aberglauben und Vorurteilen und soll den Volksmassen helfen, davon loszukommen. Crocioni nun war einerseits romantisch rückwärts gerichtet und schwärmte von den «unerschöpflichen Quellen der Inspiration» (7), von den «ursprünglichen Instinkten» (3), von der «lebendigen und wirksamen bäuerlichen Tugendkraft der gemeinen Leute, die noch kaum oder gar nicht von fremden Einflüssen verdorben sind» (5), andererseits war seine Absicht eindeutig erzieherischer Natur, nämlich die Mentalität der Leute zu verändern, um sie vom «jahrhundertealten Fatalismus» zu befreien (6). Dass diese bei Crocioni doch eher als aufklärerisch-liberal zu bezeichnende Intention nun vom Marxismus in der Prägung von Antonio Gramsci vereinnahmt wird, ist immerhin bemerkenswert: jedenfalls scheint diese Interpretation die Tatsache zu bestätigen, dass selbst wissenschaftlich gemeinte Volkskunde oft von ungeprüften vorwissenschaftlichen Voraussetzungen ausgeht, so dass die Überprüfung (nicht Ausmerzungen!) eben dieser Voraussetzungen zu einem dringenden Forschungsanliegen wird.

Im Text selber geht Crocioni nicht chronologisch, sondern nach Dichtungsgattungen vor; voraus schickt er eine Übersicht über die Vorläufer der volkskundlichen Forschung, deren Haupttriebfedern Freude am Schönen, Interesse an moralischer Hebung des Volkes oder wissenschaftliche Suche nach Ursprüngen und Zusammenhängen sind (15). Das Buch ist eine Fundgrube wertvoller Hinweise, aber – wie Crocioni selber betont – auch nur ein Anfang. Ihm schwebte eine Art «Dizionario folklorico della letteratura italiana» vor; ebenso dringend dürften aber Monographien sein, die den Zusammenhängen im einzelnen nachgehen und die soziale Umwelt mitberücksichtigen.

Iso Baumer

Frederic C. Tubach, *Index Exemplorum*. A handbook of medieval religious Tales. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1969. 530 p. (FFC 204).

Tubachs Katalog, alphabetisch geordnet, ausdrücklich auf den praktischen Gebrauch ausgerichtet und eben deshalb auf jeden Klassifizierungsversuch verzichtend, fasziniert von der ersten bis zur letzten Seite. Dies ist durchaus wörtlich zu nehmen. Nr. 1, *Abbacy given to infamous man*, die schon im Stichwort ein Paradox signalisiert, entfaltet in weniger als drei Zeilen eine erfolglose, aber keineswegs folgenlose Intrige. Nr. 2, *Abness delivered by the Virgin*, skizziert in zwei Zeilen ein anderes Paradox: *A pregnant abbess is secretly delivered by the Virgin Mary and is saved from shame*. Zitieren wir noch die auf der letzten Seite stehende Nr. 5398: Unter dem Stichwort *Xerxes, Army of*, wird auf einer einzigen Zeile dargetan, dass die Armee an ihrer eigenen Grösse zugrunde gehen wird (*will perish by its own bulk*).

Die 5400 Nummern haben auf genau 400 Seiten Platz. Dann folgt auf mehr als 100 Seiten ein alphabetischer Cross-Reference-Index. Hier hätten wir ein anderes Verfahren vorgezogen. Die meisten Nummern des ja ebenfalls alphabetischen Katalogs werden ohne jeden Querverweis wiederholt. Durch Verzicht auf solche Wiederholung hätte sehr viel Platz gewonnen werden können für im Katalog nicht auffindbare, aber an sich wichtige Stichwörter. Schon allein die drei oben zitierten Nummern würden die Stichwörter *paradox*, *intrigue*, *pregnancy* (das Stichwort ist vorhanden, gibt aber nur die im Katalog ohne weiteres an der alphabetischen Stelle aufzufindende Nr. 3932, *Pregnancy for years*, an) und *selfdestruction* (für diese ist Nr. 444 ein besonders schönes, an ein berühmtes Aeschylus-Fragment gemahnendes Beispiel: *A man asks the forest for wood to make a handle for his ax. He then demolishes the forest with it*). Eine grosse Zahl anderer Stichwörter wäre wünschenswert; es seien nur wenige Beispiele genannt: *absurdity*, *appearance and reality*, *criticism of the clergy*, *disguise*, *extremes*, *reviving*, *social criticism*... Andere Stichwörter sind zwar vorhanden, geben aber längst nicht alle wichtigen Verweise, so etwa *avarice*, *humility*, *magnanimity*, *patience*, *stealing*, *temptation*... Auch innerhalb des Katalogs selber könnten mehr Querverweise und mehr Hinweise auf *Aarne-Thompson* und *Thompson* (*Types of the Folktale*, *Motif-Index*) angebracht werden.

Der Katalog als solcher ist überaus wertvoll. Tubach öffnet uns den Zugang zu einem schier unabsehbaren Material. Sein Buch ist nicht nur als Nachschlagewerk willkommen; dank der Prägnanz und Treffsicherheit der Formulierungen ist auch die fortlaufende Lektüre schmackhaft. Eine Fülle von divergierenden Haltungen, aber auch von leichten Nuancen der Verhaltensweise, der Wertung, der Interessendominanz tut sich auf und lässt unvermutete Bezüge sichtbar werden. Dem Mediaevalisten und dem Folkloristen wird Tubachs Werk hinfort unentbehrlich sein.

Max Lüthi

Donald Ward, *The Divine Twins*. An Indo-European myth in Germanic tradition. Berkeley & Los Angeles, University of California Press, 1968. X, 137 p. (Folklore Studies, 19.)

Die vorliegende Arbeit behandelt eine Frage der vergleichenden Mythologie; es geht dem Verfasser darum, abzuklären, ob die indo-europäische Tradition der göttlichen Zwillinge bei den germanischen Völkern bekannt war. Diese Frage als solche gehört wohl nur sehr bedingt zur Volkskunde, es sei denn, man benütze volkskundliche Fakten zur Aufhellung des mythologischen Problems, oder es lassen sich Nachwirkungen mythologischer Vorstellungen im volkskundlichen Bereich feststellen. Der Verfasser stellt zunächst die Eigenschaften fest, welche den göttlichen Zwillingen ganz allgemein in indo-europäischen Religionsvorstellungen zukommen. Die wichtigsten Angaben hierüber erhält man aus drei weit voneinander entfernten Kulturkreisen: dem indo-iranischen, dem griechisch-

römischen und dem baltischen. Ward begründet im folgenden seine Auffassung, dass auch die germanischen Völker die göttlichen Zwillinge kannten, und dass diese Tradition aus der Zeit der indo-europäischen Einheit stammen musste. Eine wichtige Stütze für seine Beweise bildet die Tacitus-Stelle über den Vandalenstamm der Naharvali: «deos interpretatione romana Castorem Pollucemque memorant. Ea vis numini, nomen Alcis» (Kap. 43). Als – allerdings vorsichtig zu benutzende – Stütze für die Vorstellung von göttlichen Zwillingen bei den germanischen Völkern können die christlichen Heiligen-Zwillingspaare gewertet werden: Cosmas und Damian, Sebastian und Rochus, Protasius und Gervasius; sie erfreuten sich auf germanischem Boden grosser Beliebtheit. Von den Märcen müssten AT 303 (Zwei Brüder), AT 516 (Faithful Servant) und AT 516B (Abducted Princess) hier einbezogen werden. Bei den Balladen erwähnt Ward vor allem «Die schöne Meererin», «Don Bueso» und «Südeli». Ihre Verwandtschaft mit dem Kudrun-Epos leitet Ward von der Spielmanns-Tradition her, welche sowohl der Kudrun-Dichter als die Balladensänger als Quelle benützten. Als Ergebnis dieser Überlegungen kommt er zum Schluss «that in certain Germanic heroes one can look for the survivals of Germanic gods, and in themes of heroic poetry one can expect to find older mythological themes. These heroic themes, in turn, can be adopted by the popular ballad tradition. Altogether these findings imply a remarkable continuity of a mythological theme from ancient times to the present». (Man beachte aber trotzdem die vorsichtige Formulierung!). Wildhaber

Maurits de Meyer, Le conte populaire flamand. Catalogue analytique et répertoire des épisodes et éléments des contes, «motif-index». Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1968. 184 p. (FFC, 203).

1921 hat Maurits de Meyer den vlamischen Erzählkatalog unter dem Titel «Les contes populaires de la Flandre» als Band 37 der FFC-Reihe herausgegeben. Mit leicht verändertem Titel kann er nun neu aufgelegt werden, doch hat sich der Umfang der erfassten Nummern und Versionen beinahe verdoppelt. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass inzwischen neue Publikationen erschienen sind, sondern es ist de Meyer geglückt, auch handschriftliches Material aufzutreiben, das meist aus früheren Jahren stammt, das aber einer Registrierung bis anhin entgangen war. Im Vorwort charakterisiert der Verfasser kurz die fünf wichtigsten Sammlungen aus früherer Zeit: Johann Wilhelm Wolf, Amaat Joos, Pol de Mont, Alphonse de Cock und Victor de Meyere. Das Typenverzeichnis schliesst diesmal beträchtlich viel Fazetienmaterial ein. Das Motif-Register ist als Ergänzung zu den Typen gemeint; bei jeder Motif-Nummer steht, bei welchem Typus dieses Motif zu finden sei. Der Erzählforscher wird über alle Landschaftsaufnahmen froh sein, deren Bestände auf diese Weise nachgeführt sind. Wildhaber

Paul Gaechter, Die Gedächtniskultur in Irland. Innsbruck, Institut für Vergleichende Sprachwissenschaft der Universität, Innsrain 30, 1970. 73 S. (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 2).

In diesem schmalen Heft wird ein für die Tradierung von Erzählstoff bedeutsames Phänomen aufgegriffen; wir sind dem Verfasser dankbar, dass er uns anhand einleuchtender Beispiele und sorgfältiger Sichtung der Quellen in aller Deutlichkeit den Gegensatz von Gedächtniskultur und Schriftkultur klar erkennen lässt. Bei der Gedächtniskultur geht es darum, «dass man durch das Ohr lernt (mündliche Überlieferung), dass man das Gelernte im Gedächtnis behält und es durch das gesprochene Wort weitergibt». Zu einer derartigen Untersuchung eignet sich Irland besonders gut; der Verfasser zieht noch die schottischen Highlands und die Hebriden heran, also die gälischen Gebiete (vermutlich hätte auch Wales mit seiner bis in unsere Zeit reichenden Erzähltradition – Mabinogion – ergiebige Material liefern können). Es geht also nie um «Motifkunde», sondern um die «Technik des Überliefers», aber gerade dieser neue Ausblick macht die Lektüre

des Büchleins so spannend. In vorchristlicher Zeit wurde die Gedächtniskultur in ganz erstaunlichem Mass von den *filid* beherrscht; das ist eine Art von Sehern; sie kannten das gesamte Wissen ihrer Zeit und hatten es jederzeit in ihrem Gedächtnis auswendig zur Verfügung. Die irische Schriftkultur setzt mit den Klosterschulen ein; aber unabhängig davon blieb die Gedächtniskultur in voller Blüte weiter bestehen. (Die vom Verfasser erwähnte Ogam-Schrift ist nie im weiteren Sinn für die Schriftkultur verwendet worden; sie wurde nur für ganz kurze Wortreihen auf Totengedenksteinen gebraucht; erst die lateinische Schrift ermöglichte eine «Schriftkultur»). «Das Niedergeschriebene bot sich dar als Stütze für das Gedächtnis; dieses blieb die Heimatstätte des mündlich Überlieferten». Ursprünglich steht – zum mindesten für die *filid* – die Schriftkultur im Dienste der Gedächtniskultur. Neben der Betrachtung der älteren Zeit geht der Verfasser auch auf die mündliche Tradition in neuerer Zeit ein; an Stelle der *filid*, die aus politischen und sozialen Gründen nicht weiterbestehen konnten, treten die Geschichtenerzähler, die *shanachies*. Es ergibt sich auch für sie, dass ein Erzähler seinen Stoff, den er einmal oder wiederholt gehört hat, zeit seines Lebens im Gedächtnis behält, so dass er ihn stets vortragen kann; aber dafür ist in der Regel erforderlich, dass er ihn von Zeit zu Zeit vortragen kann. Das Vorhandensein einer Gedächtniskultur lässt sich auch bei Indern, Parsen, Mohammedanern, und bei vielen Rabbis, nachweisen. Für moderne Verhältnisse zieht der Verfasser vergleichsweise auch Linda Déghs Buch über ungarische Erzähler und das schon klassische Werk von Albert Lord, *The Singer of Tales* (für jugoslawische Guslaren) heran. Bis zu einem gewissen Grade dürfte man auch das neue, glänzend geschriebene Buch von Bruce A. Rosenberg, *The art of the American folk preacher* (New York, Oxford University Press, 1970) hier erwähnen; man vergleiche etwa den folgenden Passus (S. 96) mit Gaechters Ergebnissen: «The oral tradition of composition, far from dying out under the relentless 'disease' of literacy, actually flourishes alongside learning in one of the most highly literate countries in the world. In fact, in several ways this oral tradition exploits literacy. The ability to read and write does not seem to hinder the oral tradition at all». Gaechters Arbeit stellt in mehrfacher Hinsicht die überkommenen Vorstellungen von der Tradierung des Erzählstoffes in neue Zusammenhänge. Wildhaber

Charles Joisten, Contes populaires du Dauphiné. Tome 1: Contes merveilleux, Contes religieux, Histoires d'ogres et de diables dupés. Grenoble, Musée Dauphinois, 1971. 383 p., 16 pl. (Documents d'ethnologie régionale, 1).

Charles Joisten, dem wissenschaftlich bestens ausgewiesenen Konservator am Musée Dauphinois in Grenoble, verdanken wir bereits zwei schöne Erzählsammlungen (Queyras und Ariège). Nun folgt eine gross angelegte Herausgabe der Volkserzählungen der Dauphiné. Die Erzähler sind Bauern; erzählt wird im Erwachsenenkreis an den langen Winterabenden, wo man sich in der Wärme der Pferdeställe zusammenfindet, um Körbe zu flechten, Nüsse zu schälen oder Hanf zu säubern; hier singt man auch, man tanzt und macht Spiele. Joisten gibt vorerst einen Überblick, was bisher in der Dauphiné an Erzählliteratur und Volksliedern gesammelt wurde. Van Gennep war – infolge seiner Korrespondentenmethode – in seinen umfangreichen Werken aus der Gegend noch der Auffassung, dass hier keine Märchen zu finden seien. Joisten, der die glückliche Gabe hat, die rechten Leute zu finden und sie zum Reden zu bringen, hat aber noch eine ganz erstaunliche Zahl von Erzählungen notieren können. Dieses Material hofft er, in drei Bänden vorlegen zu können; die beiden ersten werden die von ihm selbst gesammelten Erzählungen bringen (ungefähr 500 Versionen), die grösstenteils ungedruckt sind; dazu kommen noch etwa 100 Versionen, die von anderen Forschern gesammelt wurden. Der dritte Band soll eine zusammenfassende Darstellung, Kommentare, Charakterisierung der Erzählerpersönlichkeiten und Register ent-

halten. Der erste Band, der vorliegt – in schöner Präsentation und sorgfältigem Druck –, umfasst zum überwiegenden Teil Zaubermärchen, ferner einige religiöse Erzählungen und Geschichten von Ungeheuern und vom betrogenen Teufel. Abgedruckt ist entweder der volle Text oder dann eine Zusammenfassung einer Version; vielfach sind auch Bruchstücke einer Erzählung aufnotiert, oder es werden nur Angaben über das Vorhandensein einer Erzählung gemacht, sofern diese sich mit dem abgedruckten Haupttext deckt oder zu fragmentarisch ist. Der Band enthält die Wiedergaben von 70 Typen; jeder Typus ist mit 1–38 Versionen vertreten, so dass der Band im ganzen 313 Versionen aufweist (wovon vielfach blosse Titelerwähnungen). Bei jeder Erzählung werden Erzähler und Herkunftsangaben vermerkt; das Ende des Bandes bringt die Klassifizierung nach AT-Typen. Ganz ausgezeichnet sind die 16 Tafeln, die ein lebhaftes Bild von der Landschaft und den Erzählern vermitteln. Das sympathische Vorwort hat Marie-Louise Tenèze geschrieben; sie und Joisten waren Schüler des «*maître commun*, Paul Delarue», dessen Erbe sie nun verwaltet. Wildhaber

Georgios A. Megas, Folktales of Greece. Foreword by *Richard M. Dorson*. Chicago and London, University of Chicago Press, 1970. LVII, 287 p. (Folktales of the World).

Megas dürfte wohl der beste Märchenkenner Griechenlands sein. Schon zweimal hat er grössere Sammlungen in deutscher Sprache veröffentlicht, so in der Reihe «*Begegnung der Völker im Märchen*» (Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker) und die «*Griechischen Volksmärchen*» in den Diederichsschen «*Märchen der Weltliteratur*». Ihnen folgt nun eine englische Ausgabe in der von Richard Dorson herausgegebenen wissenschaftlichen Reihe «*Folktales of the World*». Dorson hat hiezu eine längere Einleitung über die Stellung und die Bedeutung der griechischen Volkskunde geschrieben, wobei diese allerdings zur Hauptsache durch die Augen von leicht sentimental-griechisch empfindenden Engländern und Amerikanern gesehen wird; immerhin kommt gelegentlich auch eine kritische Stimme zum Wort, die das unbeschwertere Weiterleben und Weiterbestehen von antikem Gut in der Gegenwart nicht unbezweifelnd hinnehmen will. Denn dass die heutigen Griechen nicht einfach die rasse-mässigen Nachfolger der Hellenen sind, dürfte doch einigermassen klar sein. Wie weit sich aber hellenisches (und vielleicht eher noch prähellenisches) Kulturgut weiter erhalten hat, das ist eine andere Frage, und diese Frage gehört doch wohl eher in den viel umfassenderen Kreis des Weiterlebens antiken prähistorischen Gutes überhaupt. (Etwas unglücklich abgefasst finden wir Dorsons Heranziehung der «*language battles in other countries, say Finland or Norway or Ireland, where the folk speech in its dialect forms appealed strongly to the nationalists, who appreciated the tongue of the people all the more for preserving the traditions of the people... Where the Finns wished to throw off the Swedish, the Norwegians the Danish, the Irish the English language yokes, the Greeks faced the problem of reclaiming a hallowed heritage after a gap of twenty-five centuries*», S. XIII f.). Zur Frage der Kontinuität hingegen möchten wir Dorson voll zustimmen, wenn er schreibt (S. XLIf.): «*The continuity is not from classical myth to present folktale within Greece, but from a European body of folklore, that existed then and exists now...*»). Diese Ansicht wird vollumfänglich bestätigt, wenn wir die von Megas ausgewählten 77 Erzählungen durchlesen. Die grösseren Gruppen umfassen Tiergeschichten, Wundergeschichten, anekdotenhafte Erzählungen und Legenden. Zu allen ist der wissenschaftliche Apparat beigegeben; dazu kommen die Indices für Motive, Typen und Sachen, ein höchst willkommenes Glossar und eine ebenso nützliche Bibliographie. In seiner eigenen Einleitung schildert Megas aus intimer Kenntnis der Verhältnisse die bisherigen griechischen Märchen-sammlungen. Wildhaber

Gianfranco D'Aronco, Letteratura popolare italiana. 2a ed. Bologna, Casa ed. Patron, 1970. 144 p.

Der Verfasser legt seine 1961 zum erstenmal erschienene Einführung in die italienische Volksliteratur um 16 Seiten erweitert vor; er erwähnt darin einige neuere Studien zu bestimmten Themen. Leider widmet er wiederum fast die Hälfte des Buches Erörterungen über Ursprung, Wesen, Methodologie und Fortleben der Volkskunde; die restlichen vier Kapitel behandeln summarisch die Volksliteratur im allgemeinen, die Volkspoesie und die Volksprosa im speziellen und «einige weitere Formen». Der Überblick ist nützlich und klar, die Druckfehler selten, nur die Seiten 27–30 sind vertauscht. Die m. E. zu lange erste Hälfte ermöglicht trotzdem keinen ausreichenden Überblick über die Methodologie, die sich nach dem Verfasser in Sammlung, Beschreibung und Vergleich erschöpft – die Deutung fällt offenbar hinweg. Moderne Fragestellungen über das Verhältnis zu andern Disziplinen (Soziologie!) kommen gar nicht ins Blickfeld. Seine eigene Definition von Volkskunde (S. 33) dürfte manchenorts Erstaunen hervorrufen: «Volkskunde ist das Studium der Traditionen, die ständig entstehen, überliefert werden, mühselig sich ändern; Traditionen verstanden als Resultat einer spontanen, mehr oder weniger bewussten poetischen und religiösen Interpretation des dunklen Sinnes der Geschichte durch die Kollektivseele der volkstümlichen Schichten». Im Hauptteil erwähnt D'Aronco alle wesentlichen Formen der Volksliteratur ohne (mit einer einzigen Ausnahme S. 98) auch konkrete Beispiele zu geben. Die neueren Forschungen von A. M. Cirese über *strambotto* und *stornello* sind knapp erwähnt, seine Arbeit über *mutos* und *mutettus* wird übergangen, wie überhaupt der Stand der Forschung im letzten Dezennium zu wenig übersichtlich hervortritt; Bronzini wird, wenn ich recht sehe – die Bibliographie ist in den Fussnoten verstreut – bestenfalls zweimal erwähnt. Trotz der Beschränkung auf Italien weitet D'Aronco den Blick über die Grenzen, um die Untersuchung in einen weiteren Rahmen zu stellen. Er unterstreicht die Gegenwartsbedeutung der Volkskunde und die fundamentale Funktion des Wandels. Iso Baumer

Giovanni Battista Bronzini, Nazionalismo ed europeismo della poesia popolare italiana. Gorizia, Tipografia Sociale, 1969. 39 p. (Estratto dal volume degli Atti e Documentazione del III Incontro Culturale Mitteleuropeo su «Valori e funzioni della Cultura tradizionale», Gorizia, 21–25 settembre 1968).

Mit einer imponierenden Dokumentation und in wohlthuender Nüchternheit weist Bronzini anhand der Geschichte der Volksliedforschung (besonders in Italien) nach, dass «Nationalismus» und «Europäismus» in der Volksliteratur sich nicht zu widersprechen brauchen. Gegenüber Croce, dessen ästhetisch-psychologischen Kategorien in diesem Gebiet nicht gerade sehr ertragreich sind, vertritt er den Standpunkt der kulturhistorischen Schule, in deren Überlieferung er über seine Lehrer Vittorio Santoli und Paolo Toschi zurück zu Michele Barbi und weiter bis zu Costantino Nigra steht, der als erster die Grenzen eines engen Regionalismus überstieg und die Forschung im Zuge der politischen Einigungsbestrebungen auf ganz Italien ausdehnte, womit er die Voraussetzungen zu einer Erweiterung dieser Untersuchungen über alle Nationalgrenzen hinaus legte. Bronzini hat ja selber konkrete Beiträge zu solchen akkuraten Forschungen geleistet. Ganz deutlich wird in dieser dichten, sprachlich ausserordentlich schön formulierten und perfekt gedruckten Arbeit, dass die Wissenschaft gar nie voraussetzungslos ist; die Wahl der Themen und des Forschungsziels ist immer die Folge eines Werturteils, so dass jede Zeit und jeder Forscher ihre eigenen Anliegen in den Vordergrund schieben. So fördert denn die Anstrengung aller Kräfte zum politischen Zusammenschluss Europas auch die Volksliteraturforschung und stellt der Volkskunde insgesamt neue Probleme. Iso Baumer

Georgios A. Megas, Das Märchen von Amor und Psyche in der griechischen Volksüberlieferung (Aarne-Thompson 425, 428 und 432). Athen 1971. XV, 206 S., 7 Faltkarten.

Wie bewundernswert Megas sich im reichen Schatz der griechischen Märchen auskennt, zeigt die vorliegende, gross angelegte und mit aller Akribie durchgeführte Studie von neuem. Er geht aus von den Arbeiten von Ernst Tegethoff (1922) und Jan-Öjvind Swahn (1955) über das gleiche Thema. Ihnen beiden war aber das griechische Material bei weitem nicht in vollem Umfang bekannt, so dass ihre Ergebnisse in einigen Punkten doch etwas modifiziert und berichtigt werden müssen. Megas will nun die Lücken in der Erforschung dieses Märchentyps ausfüllen; er kann zu den AT-Nummern 425 und 432 499 Varianten aus den griechischen Ländern vorlegen, von denen nur 126 veröffentlicht sind (und damit wenigstens zum grösseren Teil Swahn bekannt waren). Man ersieht bereits aus diesen Zahlenangaben, dass sich das Schwergewicht ganz wesentlich gegen Griechenland verschiebt.

Megas hat seine Studie sehr systematisch angelegt; er beginnt mit einer detaillierten Aufstellung aller einzelnen Motive, wie sie im Amor-und-Psyche-Märchen vorkommen können. Die Liste ist nach der Aufstellung von Swahn angelegt, aber bereits mit zahlreichen Zusatzmotiven versehen, die Megas auf Grund seines Materials beifügen konnte. Nach dieser einen Grundlage für die Arbeit folgt die andere: eine umfangreiche Variantenliste, in welcher für jede Nummer die gedruckte oder ungedruckte Quelle mit Titel und Stichwörtern für Inhaltsnotierung und die Zuweisung zum Untertyp angegeben werden. Daran schliesst sich nun die vorbildlich durchgeführte Betrachtung der Motive, wie sie im einführenden Teil des Märchens und darauf in den Untertypen vorkommen. Vom Untertyp A ist die älteste Variante die Erzählung bei Apuleius; für die Überlieferung dieses Untertyps ist die Bedeutung des östlichen Mittelmeeres ganz offensichtlich; er ist in diesen Gebieten, vor allem in den griechischen Ländern, sehr weit verbreitet. Die These von Megas, dass der Ursprung des Märchens im griechischen Raum zu finden sei, ist nach seinen wohlfundierten Ausführungen überzeugend. Megas macht am Ende seiner Arbeit den Versuch, auf Grund der alten und neueren Überlieferung das Märchen in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen. Seinen Schluss-Satz, «Es ist zu bewundern, dass sich das geistige Erbe der Griechen in ununterbrochener Folge bis heute rein und unversehrt in den Märchen und Sagen des griechischen Volkes erhalten hat», würden wir vielleicht dahin präzisieren, dass wir auf der einen Seite vom geistigen Erbe der alten Griechen sprechen und andererseits vom heutigen griechischen Volk (oder vom Volk, das heute Griechenland bewohnt).
Wildhaber

Norsk Eventyrbibliotek. Hrsg. von *Brynjulf Alver*, *Olav Bo*, *Reimund Kviedeland*, *Mortan Nolsøe*. Oslo, Det Norske Samlaget, 1968, 1969, 1970.

Weil die früheren Ausgaben norwegischer Erzählungen vergriffen sind und auch den modernen Editionsprinzipien nicht mehr ganz entsprechen, haben die vier Herausgeber beschlossen, den norwegischen Erzählschatz in einer grösseren Reihe von etwa 10 bis 15 Bänden neu zu veröffentlichen. Dabei soll auch auf die unpublizierten Archivsammlungen Bezug genommen werden. Der Erzählungsteil soll in seiner Anlage und in seinem gefälligen, grossen Druck sich an ein breites Publikum richten; der Forscher soll im wissenschaftlichen Anhangteil auf seine Rechnung kommen. Jeder Band soll einen Landesteil umfassen. Bisher sind drei Bände erschienen; der erste brachte die Erzählungen aus Rogaland (Titel: «Prinsessene som dansa i åkeren», 206 S., 53 Nummern), der zweite aus Ringerike (Titel: «Ridder Skau og jomfru Dame», 242 S., 43 Nummern) und der dritte aus Trøndelag (Titel: «Kongsdottera i koppartårnet», 287 S., 115 Nummern). Der Anmerkungsteil bringt in jedem Band ausführliche Angaben über die

Sammler und die Erzähler, die Textgestaltung und über die zugehörige Literatur, die jeweils die Titel des betreffenden Landesteiles besonders ausführlich angibt. Der Hauptteil ist so gestaltet, dass die AT-Nummern der Reihe nach angegeben sind; zu diesen Typen sind dann die Erzählungen mit ihrer Buchnummer beigefügt; dazu kommen jeweils die Herkunftsangaben und weitere nötige Erklärungen. Beim Inhaltsverzeichnis steht neben der Erzählung auch die AT-Nummer (mit Ausnahme des ersten Bandes). Die Bände präsentieren sich sehr hübsch; sie sind in erster Linie für den norwegischen Leser berechnet und haben deshalb keinerlei Angaben in anderen Sprachen. Wildhaber

Stanley L. Robe, Mexican tales and legends from Los Altos. Berkeley & Los Angeles, University of California Press, 1970. 578 p., 6 pl. (Folklore Studies, 20).

Ein umfangreicher Band von 219 mexikanischen Erzählungen liegt vor uns. Der Grossteil besteht aus Märchen, Tiergeschichten und Wundererzählungen; daneben finden sich Exempla, sagenähnliche Berichte, Legenden, Schildbürgerstreiche, Anekdoten und Schwänke. Die letzte Nummer ist ein sogenannter «folk letter», ein Brief, den ein Farmer an seinen Sohn schreibt, der in der Stadt im Priesterseminar ist, und in dem er ihm vom Dorfklatsch berichtet; dieser Brief bildet Bestandteil der mündlichen Überlieferung, genau so wie die übrigen Erzählungen. Die Texte sind spanisch wiedergegeben; vor jeder Geschichte steht eine kurze Inhaltsangabe in Englisch; am Schluss werden die Klassifizierung, weitere spanische Parallelen in anderen Sammlungen und kurze Sacherläuterungen angefügt. Name des Erzählers, Ort und Datum der Aufnahme stehen ebenfalls verzeichnet. Der Herausgeber erfüllt also in vollkommener Weise alle Anforderungen, die man an eine Erzählsammlung stellen darf. Sein Plan besteht darin, mit der Zeit den gesamten Erzählbestand der vorwiegend aus Kreolen bestehenden Bevölkerung der östlichen Hochlande im mexikanischen Staat Jalisco zu erfassen. Die Gegend von Los Altos hat sich als besonders ergiebig erwiesen. Vorarbeiten, die allerdings den heutigen Editionsprinzipien nicht genügend entsprechen, bestehen, so vor allem im 1943 erschienenen Buch von Howard T. Wheeler, *Tales from Jalisco*. Robe hat sich bemüht, für seine Aufnahmen möglichst natürliche Erzählsituationen zu schaffen. Er betont nachdrücklich, dass er in keinem Fall Geschichten in sein Buch aufgenommen habe, die vom Erzähler diktiert oder als Manuskript aufgeschrieben worden seien. Deshalb unterscheiden sich seine Erzählungen im Stil sehr oft von demjenigen früherer Sammlungen; Robes Geschichten bewahren die frische Ursprünglichkeit. In einer Einführung schildert der Herausgeber die Gegend und ihre Bewohner; daran schliesst er die Angaben über die einzelnen Erzähler jeden Ortes; hier ist mit peinlicher Genauigkeit alles erwähnt, was zum Verständnis der Persönlichkeit des Erzählers beiträgt; auch sind die Nummern der Geschichten verzeichnet, die seinem Repertoire angehören. Typen- und Motifverzeichnis und ein kurzes Vokabular weniger üblicher Wörter mit Übertragung ins Englische beschliessen den in jeder Hinsicht schönen und wertvollen Band. Wildhaber

Américo Paredes, Folktales of Mexico. Vorwort von *Richard M. Dorson*. Chicago u. London, University of Chicago Press, 1970. LXXXIII, 282 p. (Folktales of the World).

Paredes ist in Texas geboren, im kulturellen und sprachlichen Grenzgebiet zwischen USA und Mexiko; er ist dort aufgewachsen und ist heute der Direktor des «Center for Intercultural Studies in Folklore and Oral History» an der Universität Texas. Wir haben in ihm den idealen Fall, wo der Herausgeber als Beherrscher beider Sprachen zugleich Übersetzer der Erzählungen ist. Es sind 80 Geschichten, die uns hier in leicht lesbarem, flüssigem Erzählstil geboten werden; die Unterteilung enthält fünf Gruppen: «legendary narratives» (23), «animal tales»

(5), «ordinary folktales» (18), «jokes and anecdotes» (28) und «formula tales» (6). Der Anhang bietet zu jedem Text den notwendigen wissenschaftlichen Apparat: Sammler, Erzähler, Klassifizierung, Parallelverweise und Sacherklärungen. Für Typen und Motife sind gesonderte, übersichtliche Zusammenstellungen vorhanden. Dankbar wird man für die ausführliche Bibliographie sein, die englische und spanische Titel verzeichnet. Ebenso nützlich ist das sorgfältige Sachregister. Nebenbei: die Geschichte Nr. 39 «Christ is the better smith» gehört bei uns zum Legendenkreis des hl. Eligius. Über die Gründe der Auswahl und über weitere mexikanische Erzählsammlungen orientiert Paredes in einer längeren Einführung. Das eigentliche Vorwort ist – wie bei allen Büchern der von ihm geplanten und herausgegebenen Reihe – von Dorson geschrieben. Es hat sich diesmal zu einer eigentlichen Abhandlung über Mexiko und die Geschichte seiner volkskundlichen Bestrebungen ausgewachsen. Das ist vor allem deswegen interessant, weil wir Mexiko zum grösseren Teil durch die Augen nordamerikanischer Forscher kennen lernen. Wir sehen, mit welcher Liebe und Begeisterung sich einzelne von ihnen für die volkstümliche Kultur Mexikos eingesetzt haben. Dorson macht uns auch mit einigen mexikanischen Wissenschaftlern bekannt, wobei auch hier wiederum – trotz allen guten Willens und allem Bemühen um Objektivität – die amerikanische Betrachtungsweise erkenntlich ist. Bei richtiger und etwas kritischer Einreihung ist dies aber keineswegs als Nachteil einzuschätzen! Wildhaber

Hammjost Lixfeld, Gott und Teufel als Weltschöpfer. Eine Untersuchung über die dualistische Tiererschaffung in der europäischen und aussereuropäischen Volksüberlieferung. München, Wilhelm Fink Verlag, 1971. 219 S. (Motive, Freiburger folkloristische Forschungen, 2).

Lutz Röhrich gibt in Verbindung mit zahlreichen Freiburger Fachgelehrten eine neue volkskundliche Reihe heraus, die gleich mit einem vielversprechenden Beginn eröffnet wird. Als Band 2 – Band 1 wird später erscheinen – kommt die 1966 angenommene Mainzer Dissertation von H. Lixfeld heraus. Sie steht im Zusammenhang mit der Erzählforschung und der Vorbereitung des Sagenkatalogs. Behandelt werden die Volkserzählungen von der dualistischen Tierschöpfung, die überwiegend auf das europäische Verbreitungsgebiet beschränkt sind und meist Gott und Teufel als Schöpfer anführen. Ihre Typisierung hat sich als recht schwierig erwiesen, da sie keinen einheitlichen Typus bilden und auch nicht in das AT-Register aufgenommen sind. Lixfeld hat das Problem der Einteilung vorläufig so gelöst, dass er zwei Gliederungen vornahm, eine auf Grund der Schöpfergestalten – er nennt sie Erzählgruppen – und eine andere auf Grund der geschaffenen Tiere – hier spricht er von Redaktionen. Mit Recht betont er, dass bei derartigen Volkserzählungen die geographisch-historische Methode der Finnischen Schule weitgehend versage, weil ihre Verbreitung nicht von den in der Erzählforschung üblichen Wegen abhängig war. Er stellt deshalb nur die geographische Verbreitung als solche fest, ohne sich hieraus zu ungerechtfertigten Schlüssen verleiten zu lassen. Sein Material – wie es auch die umfangreiche Bibliographie ausweist – ist ganz erstaunlich und mit peinlicher Umsicht und grosser Zuverlässigkeit zusammengetragen. Den fünf Erzählgruppen, deren Einteilung überzeugend ist, ist der Vorgang der Erschaffung gegensätzlicher Tiere durch die beiden gegensätzlichen Schöpfer gemeinsam. Die zwölf Redaktionen haben sich eher zufällig aus der Gruppierung der vorhandenen Belegstellen ergeben. Die motivreichste Redaktion ist diejenige von «Gottes und des Teufels Herde»; sie stellt zugleich den abgeschlossensten Erzähltypus dar. In einem weiteren Kapitel geht Lixfeld auf die Glaubenswirklichkeit und Funktion der Erzählungen ein. Bei der Frage nach der Gattungszugehörigkeit kommt er zur Feststellung, dass die Schöpfungserzählungen weder ausschliesslich zum Schwank noch zur Sage gerechnet werden können; es bestehen auch deutliche Zusammen-

hänge zum Tiermärchen und zur Legende. Das letzte Kapitel sucht in höchst interessanter Weise Alter und Herkunft der dualistischen Tierschöpfung abzuklären; dabei ergibt sich, dass eine wirklich eindeutige Herkunftstheorie sich nicht konstruieren lässt. Lixfeld setzt sich vor allem mit den Thesen von Dähnhardt und Peuckert auseinander; daneben ist es selbstverständlich, dass die Bedeutung des Bogomilentums für dualistische Konzeptionen betont werden muss. Lixfeld hat uns hier mit einer erfreulich klar aufgebauten und fördernden Arbeit bedacht.

Das einzige Bedenken, das wir anzumelden haben, ist die Zuweisung des «Spielzeugs des kleinen Jesus» zu den dualistischen Tierschöpfungen. Im Grunde genommen gehören höchstens die katalanische und die finnische Geschichte (S. 26) hierher; aber bei beiden handelt es sich offensichtlich um späte Kontaminationserscheinungen. Lixfeld muss selbst bekennen, dass «in allen mir bekannten Versionen die Teufelsschöpfung fehlt». Es sind apokryphe Erzählungen, und alle gehören in einen gänzlich anderen Zusammenhang, ob sie nun aus christlichen, jüdischen, arabischen oder armenischen Texten stammen. Man muss sie im gesamten Kontext sehen; sie sollen Belege dafür sein, dass schon der kleine Jesusknabe künftige Wunder voraustun kann (Wasser in der Schürze tragen, zerbrochene Krüge ganz machen, Schlangenbisse heilen, Kranke gesundmachen, Tote zum Leben erwecken und ähnliches). Es steht nie ein einzelnes Wunder allein (wie etwa die Lebendigmachung der Lehmvögel; es geht keineswegs um die Erschaffung bisher nicht vorhandener Tiere!), sondern es finden sich immer mehrere als Renommierstücklein eines kleinen Knaben. Nie geht es um einen Dualismus, sondern immer um «Zauberei»; in einem arabischen Text wird denn der Knabe auch als «veneficus» (Zauberer, Giftmischer) beschimpft. Wildhaber

Novellistica italo-albanese. Racconti popolari di S. Sofia d'Epiro, S. Demetrio Corone, Macchia Albanese, S. Cosmo Alb., Vaccarizzo Alb., S. Giorgio Alb. Firenze, Leo S. Olschki editore, 1970. XXXII, 446 p., 1 carta, tav. (Studi albanesi, Tradizioni popolari degli Albanesi d'Italia, 2).

1967 erschien der erste Band dieser schönen Materialsammlung der albanischen Ortschaften in Süditalien, die vom Istituto di studi albanesi dell'Università di Roma unter der Leitung von Ernesto Koliqi durchgeführt wird. Nun haben wir die Freude, den zweiten Band anzuzeigen; er ist wiederum von stattlichem Umfang und sehr sorgfältig gedruckt. Die vorliegenden Texte sind diesmal von italienischen Albanern gesammelt worden, die ihre Studien mit einer Dissertation in Albanologie am Römer Institut abgeschlossen haben. Es sind die albanischen Originaltexte mit der italienischen Übersetzung wiedergegeben; diese Übersetzung ist im Institut überprüft worden. Die erfassten sechs Ortschaften befinden sich alle in der Provinz Cosenza, nicht allzuweit voneinander entfernt. In einer kurzen Einleitung werden die Orte in ihrer geographischen, historischen und sozialen Situation vorgestellt. Die Gründung geht auch bei ihnen – wie bei dem Grossteil der italienischen Albanerkolonien – auf die Zeit nach dem Tode Skanderbegs (1468) zurück, als viele Albaner vor dem Drucke der Türken wichen und es vorzogen, in Freiheit in fremdem Lande leben zu können. (Die Einleitung stammt von Giuseppe Gradilone, einem Mitarbeiter am Institut). Im allgemeinen werden für jeden Ort vier Gruppen von Erzählungen unterschieden: Tiergeschichten, Märchen, Schwänke, Anekdoten. Am Schluss befindet sich eine kurze Synopsi über die Typennummern. Bei jedem Text stehen der Name des Erzählers (manchmal auch mit weiteren Angaben über sein Alter, seinen Beruf und seine Schulung), das Datum der Aufnahme und die Typennummer (einige Texte sind unklassifiziert; die Motif-Nummern stehen nirgends dabei). Die Numerierung der Texte schliesst an den ersten Band an (1–179); sie geht von 180 bis 269. Den Balkanologen und den Erzählforscher möchten wir auf diese wichtige und erfreu-

liche Publikation nachdrücklich aufmerksam machen; wir möchten hoffen, es werden noch weitere Bände publiziert werden können. Wildhaber

Károly Gaál, Die Volksmärchen der Magyaren im südlichen Burgenland. Berlin, Walter de Gruyter, 1970. XII, 231 S., 1 Karte, 11 Abb. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A: Texte, 9).

Wir freuen uns jedesmal, wenn ein neues Buch von Gaál erscheint; denn es sind Arbeiten, die auf Grund sorgfältiger Beobachtung und eingehender, oft mühsamer Feldforschung entstanden sind und die deshalb wesentliches und vor allem zuverlässiges Material vermitteln. Das Burgenland – und insbesondere dessen nationale Minderheiten – ist das Gebiet, in dem sich Gaál ausgezeichnet auskennt. Diesmal sind es 91 Erzähltexte – Märchen und Schwänke –, die er uns vorlegt. Sie bilden einen Bruchteil seiner Aufnahmen, die er im Laufe von etwas mehr als zwei Jahren gemacht hat, während deren er mit den Dorfgemeinschaften zusammenwohnte und an ihrem Leben teilnahm. In seiner gehaltvollen Einleitung werden zunächst das Erzählen und die Erzählsituationen im allgemeinen charakterisiert; oft sind es Einzelgänger in der Gemeinschaft, die hier erzählen. Gaál versucht die Gründe für diese Erscheinung aufzudecken. Er geht dann über zur Darstellung der einzelnen Erzähler-Persönlichkeiten und ihrer Lebensschicksale; er beschreibt, wie diese Menschen in der dörflichen Gemeinschaft stehen und von ihr eingeschätzt werden. Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit dem, was erzählt wird, wobei sich erweist, dass die Unterschiede zwischen Aberglaubenberichten, Hexengeschichten und Märchen fließend werden können und gelegentlich nicht mehr rein auseinanderzuhalten sind. Schwänke werden nie von Frauen erzählt, sondern immer nur von Männern. Ein kleines Kapitel befasst sich mit den Anfangs- und Schlussformeln der Märchen. Besonders aufschlussreich ist der Schlussabschnitt der Einleitung; hier werden die geistige Situation, die Schulkenntnisse und die besondere Kulturlage im südburgenländischen Raum beleuchtet. Gaál gelangt zur Einsicht, «dass die Überlieferungen der drei hier ansässigen Nationalitäten sich mehr in der Sprache als im Inhalt unterscheiden», und es «ist auch ersichtlich, dass die Bevölkerung hier keine volkskundliche Insel bildet, sondern dass die hiesigen Erscheinungen, und mit ihnen auch die Volksmärchen, sowohl nach Osten als auch nach Westen hinübergehen». Die knappen Anmerkungen am Schluss des Bandes geben zu jedem Text Name, Alter und Wohnort des Erzählers, dazu die Nummer des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, wo die Tonbänder inventarisiert sind, und die Typennummer. Wildhaber

Izvoare folclorice și creație originală [Volkskundliche Quellen und originale Schöpfung. Aufsätze von I. Opreșan, Emil Manu, Viorica Nișcov, Ovidiu Papadima und George Muntean]. Bukarest, Editura Academiei RSR, 1970. 327 S. Zusammenfassungen.

In den sieben Abhandlungen dieses Sammelbandes, der von Ovidiu Papadima eingeleitet ist, wird jeweils das Verhältnis eines Dichters oder Schriftstellers zu Anregungen untersucht, die er von der Folklore her empfangen und in seinem Werk verarbeitet hat. Die behandelten Dichter gehören alle der Zeit der 2. Hälfte des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts an; es sind Mihail Sadoveanu, Octavian Goga, Gala Galaction, Ion Pillat, Lucian Blaga, Ion Barbu und Vasile Voiculescu. Für einige haben sich ganz bestimmte Sparten der Volksdichtung schöpferisch ausgewirkt, so etwa Volksbücher, dämonische Sagen, Märchen oder Zaubersprüche. Die beiden Register der Autoren und der Titel der behandelten Werke zeigen die grosse Spannweite und den Reichtum der Untersuchungen an. Zum vollen Verständnis wäre natürlich die Kenntnis des jeweiligen dichterischen Werkes nötig, daneben aber erhält man doch auch Anregungen prinzipieller Art. Wildhaber

Begegnung der Völker im Märchen. Band 4: Ungarn-Deutschland. Zusammenstellung und Bearbeitung von *Sándor Erdész* und *Christian Jenssen*. Münster/Westfalen, Aschendorff, 1971. 180 S. (Zugleich Jahressgabe 1970 der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, Schloss Bentlage bei Rheine in Westfalen).

Die hübschen Bändchen, bei denen die freundliche Idee wohl wesentlicher ist als der wissenschaftliche Gewinn (das Leitmotiv der Zusammenstellung bleibt durchaus vage), sind um die Gegenüberstellung (wenn man dieses Wort überhaupt hier brauchen darf) von ungarischen und deutschen Märchen bereichert worden. Die zwölf deutschen Texte sind vom Zentralarchiv des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Universität Marburg zur Verfügung gestellt worden; die sieben ungarischen Märchen sind von Sándor Erdész zwischen 1958 und 1968 im Nordosten von Ungarn auf Tonband aufgenommen worden. Alle Texte sind mit Angaben über Erzähler und Motif-Nummer versehen. Wenn Erdész schreibt, die «ungarischen Märchen aber sind bisher für den deutschen Leser fast unbekannt, immerhin ist neuerdings ein deutschsprachiger Band von Gyula Ortutay, Corvina Verlag 1957, erschienen» (Zitat sinngemäss!), so sind dazu ein paar Bemerkungen angebracht, da diese Behauptung auf höchst ungenauer Kenntnis der Sachlage beruht. Zunächst ist Ortutays Buch bei uns eher in der Ausgabe von Rütten & Loening, Berlin (ebenfalls 1957) bekannt; es hätte sich gehört, dass auch Ortutays Vorwort vermerkt worden wäre, denn es handelt sich dabei um eine ganz vorzügliche, ausführliche Charakteristik des ungarischen Volksmärchens. Die beiden Bände «Ungarische Volksmärchen», die Elisabet Sklarek ausgewählt und übersetzt hat (Leipzig 1901 und 1909; der zweite Band unter dem Namen Elisabet Róna-Sklarek), gelten auch heute noch als gute Sammlungen. Ganz ausgezeichnet und jedermann zugänglich aber ist der von Agnes Kovács bei Diederichs in den «Märchen der Weltliteratur» veröffentlichte Band «Ungarische Volksmärchen» (Düsseldorf-Köln 1966). Man sieht, gar so leicht, wie sich Erdész das vorgestellt hat, sollte man es sich nicht machen.

Wildhaber

Bulgarische Volksmärchen. Hrsg. von *Václav Frolec*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1971. 296 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Die schöne Diederichs-Reihe der «Märchen der Weltliteratur» ist um einen weiteren Band bereichert worden; er enthält die schon längst erwarteten bulgarischen Märchen. Der Herausgeber, Václav Frolec, ist zwar Mähre, aber er hat durch mehrere vorzügliche Arbeiten bewiesen, dass er sich in Bulgarien gut auskennt. Er hat 72 Märchen und Erzählungen ausgewählt; Fritz Harkort hat die AT-Nummern ergänzt. Im Nachwort gibt Frolec einen Rechenschaftsbericht über die bulgarische Sammeltätigkeit und die verhältnismässig spät einsetzende Forschung. Über die Märchenerzähler ist nicht allzuviel bekannt; immerhin kann Frolec uns einige Persönlichkeiten vorstellen. Die bulgarischen Märchen enthalten ähnliche Züge, die auch bei den Mazedoniern, Serben, Kroaten, Rumänen, Albanern und Griechen bekannt sind; man kann also füglich von einer balkanischen Kulturgemeinschaft sprechen. Als einigermassen typisch für Bulgarien kann man die Geschichten von Popen und ihren Frauen und die Anekdoten vom listigen Peter bezeichnen; diese sind verwandt mit dem türkischen Nasredin Hodscha.

Wildhaber

Wladimir Tschitscherow, Russische Volksdichtung. Redigiert von *Erhard Hexelschneider*. Berlin, Akademie-Verlag, 1968. 351 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 44).

Bei dem so merkwürdig geschriebenen Verfasser handelt es sich um Vladimir Čičerov (1907–1957). Das vorliegende Buch ist aus Vorlesungen entstanden und

posthum erschienen. Die deutsche Ausgabe ist nach den Worten des Herausgebers gekürzt und stark bearbeitet. «Ziel der Bearbeitung war es, all das zu eliminieren oder zu verändern, was nicht mehr dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis entspricht». Das ist im Grunde schade, denn Čičerov hätte es verdient, als zeitlich bedingter Forscher in seinen Auffassungen ungeändert vorgestellt zu werden. Die Änderung wäre vielleicht dann berechtigt, wenn es sich um wahrhaft objektive Erkenntnisse handeln würde und nicht um politisch wandelbare und jederzeit nach Wunsch abzuändernde Erkenntnisse: man denke, wie oft die russische Geschichte in den letzten Jahren neu geschrieben werden musste, um der jeweiligen «Wahrheit», wie sie das Politbüro und die jeweiligen Machthaber sahen, zu entsprechen! So müssen wir denn die Einleitungskapitel als dem Stand der russischen Folkloristik (zum mindesten des Manuskriptablieferungsjahres 1966) entsprechend werten. Danach müssen wir die Volksdichtung als das «kollektive Schaffen der Volksmassen» (S. 111), als das «kollektive Volksschaffen» (S. 312) ansehen. «In der Folklore wird die schöpferische Kraft des werktätigen Volkes und seine Überzeugung vom endgültigen Sieg über die ihm feindlichen Kräfte deutlich» (S. 11). «Nach marxistischer Auffassung spielt das Volk die entscheidende Rolle bei der Schaffung der materiellen und geistigen Kultur, also auch auf künstlerischem Gebiet» (S. 12). Man sieht, der Begriff «Volk» ist genau so vage und einseitig entstellt, wie er es bei seiner Identifikation mit der Bauernsame und dem «Schollen-Menschen» war. Die ganze Einleitung zeigt, dass Čičerov nur russische Forschungsmethoden kennt und seinen Blick niemals über die Grenzen hinaus schweifen lässt (ob «gewollt» oder «gemusst», bleibe dahingestellt); nur so lässt sich etwa der Satz erklären: «Die sowjetische Folkloristik sah die Volksdichtung vor allem als Untersuchungsgegenstand der Gegenwart an» (S. 44); als ob das nicht andere Länder auch getan hätten!

Aber genug des grausamen Aneinandervorbeiredens! Die Einleitung macht auch nicht den Wert des Buches aus (besonders da wir nicht wissen, was Čičerov- und was Herausgeber-Gut ist). Wofür wir wirklich dankbar sind – und was nach unserer Meinung ganz ausgezeichnet abgefasst ist – sind die Darstellungen über die historische Entwicklung der Volksdichtung (etwa vom 11. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) und die verschiedenen Kapitel über die Gattungen der Volksdichtung während dieser Zeit. In diesen Abschnitten, wo es nicht mehr um Polemik und Partei-Theorie geht, lernen wir die grosse Einfühlungsgabe und Gestaltungskraft von Čičerov kennen und schätzen. Die behandelten Stoffthemen sind Bylinen, historische Lieder, Märchen, Sprichwörter und Redensarten, Rätsel, Lieder, Poesie während des Jahresbrauchtums und des Lebenslaufes (Hochzeitslieder, Klagelieder) und Poesie beim Volkstheater. Das Abschlusskapitel behandelt die Arbeiterfolklore (die bis ungefähr zur Oktoberrevolution 1917 führt; das weiterleitende Kapitel blieb unvollendet), die ebenfalls interessant und aufschlussreich ausgeführt ist. – Im Personenregister sind die russischen Wörter nach dem bedauerlichen Schema der Deutschtümelei eingereiht. Noch bedauerlicher ist, dass ein Sachregister zur Aufschlüsselung des reichen Materials fehlt.

Wildhaber

Sagen

Gisela Burde-Schneidewind, Historische Volkssagen zwischen Elbe und Niederrhein. Berlin, Akademie-Verlag, 1969. 350 S. (Deutsche Akad. der Wiss. zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 49 = Deutsche Sagen demokratischen Charakters, 2).

Es sind nun rund zehn Jahre verflossen, seit Gisela Burde-Schneidewind mit der Herausgabe der Sammlungen «demokratischer und revolutionärer Sagen-

traditionen» begonnen hat; 1960 erschien ihr Mecklenburger Band «Herr und Knecht», der die Aufzeichnungen Richard Wossidlos enthielt. Im neuen Band ist der Rahmen weiter gespannt; er enthält Material aus verschiedenen landschaftlichen Sagensammlungen und Zeitschriften Nordwestdeutschlands, wobei es sich meist um ältere und teilweise schwer zugängliche Publikationen handelt; daneben findet sich auch unveröffentlichtes Material. Das Buch hat bewusst den Charakter einer Materialdokumentation, eine eigentliche Auswertung und Untersuchung des Materials ist für später geplant, wenn noch weitere, ähnlich konzipierte Bände vorliegen werden. Wir wissen der Herausgeberin Dank, dass sie bei ihren «historischen Volkssagen» nicht Erzählungen von Kaisern, Königen und ähnlichen Lesebuch-Requisiten und ihren Schlachten veröffentlichen will; sie versteht «unter historischen Volkssagen im speziellen die vom Volk über längere Zeit mündlich tradierten Erzählberichte von aussergewöhnlichen Ereignissen aus der engeren Umgebung, dem bäuerlichen oder städtischen Milieu oder von überregionalem Geschehen, das eine aussergewöhnliche Wirkung auf den einzelnen oder auf eine Gemeinschaft ausübte». Ungedeutet bleibt in dieser Definition einzig das Wort «Volk»; wenn die Verfasserin – an anderer Stelle – es als die «werk-tätigen Klassen und Schichten» auslegt, so müssen wir feststellen, dass diese Auslegung genau so unbefriedigend und unklar gefasst ist wie die frühere so unfruchtbare Identifikation mit den «Bauern». Eine Aufgliederung des Stoffes war sicherlich keine leichte Sache; die Verfasserin hat sie – wohlüberlegt von ihrem Stoffe aus – vorgenommen in «Das Land», «Die Stadt» und «Das harte Soldatenleben», mit deutlichem Schwergewicht auf dem «Land» (257 Nummern, gegenüber 63 und 10 Nummern). Es geht um die Spannungsverhältnisse zwischen Herrschaft und Bauer, Gutsherr und Tagelöhner, Bauer und Gesinde, Adel und Bürgern. In beinahe allen Erzählungen wird irgendein Vergehen geschildert, dem die Strafe nachfolgt. Das ganz vorzügliche Sachregister (es gibt daneben auch ein Orts- und ein Personenregister) erschliesst Motive und Themen bis in die letzten Einzelheiten hinein; jeder Sagenforscher wird der Verfasserin für diese mühevollen Arbeit Dank wissen. Aus der ganzen Buchanlage ergibt sich zum vornherein, dass Stichworte wie «Bauer», «Bürger», «Edelmann», «Graf», «Gutsherr», «Raubritter», «Strafe», «Unrecht», «Wiedergänger» besonders umfangreich sind. Wir verweisen auch auf «Apfelschuss», «Forderung vor das Gericht Gottes» (Tal Josaphat) und «Schuss von der Kanzel». Das Buch bedeutet eine wirkliche Bereicherung sowohl durch seine Anlage als auch durch das eindruckliche Material.

Wildhaber

Paul Zaunert, Rheinland-Sagen. Neue redigierte Ausgabe in einem Band. Düsseldorf-Köln, Verlag Eugen Diederichs, 1969. 364 S., 38 Abb. im Text, 16 Taf.

Zaunerts bedeutsames rheinisches Sagenwerk ist 1924 in zwei Bänden erschienen und seither längst vergriffen. Der Diederichs-Verlag bringt nun eine einbändige Neu-Ausgabe heraus, besorgt von Ulf Diederichs. Gegenüber der ersten ist einiges gestrichen worden, vor allem in Zaunerts Einleitung, dann aber – und das ist wohl schmerzlicher – sind die sehr umfangreichen Quellennachweise und Anmerkungen entfallen. Hiefür ist der wissenschaftliche Benützer immer noch auf die Originalausgabe angewiesen. Hingegen ist das Register der Sagenmotive erweitert worden; aber bei den sehr allgemein gefassten Kapitelüberschriften reicht das Sachregister doch bei weitem nicht aus, um einzelne gesuchte Sagenmotive zu finden. Die Anlage des Buches war damals von Zaunert als dem Herausgeber des «Deutschen Sagenschatzes» bestimmt worden; er hat seine Sagen in einen zusammenhängenden Text eingebettet und hat sie nicht als einzelne Erzählungen für sich stehen lassen. Sie sind das Kolorit für die Darstellung historischer Persönlichkeiten und landschaftlicher Eigenheiten. Es ist natürlich eine andere Frage, ob man heute eine Sagensammlung überhaupt noch derart darstellen sollte;

denn die ursprüngliche Idee eines aus eigenartig nationalen und romantischen Quellen gespeisten Volks- und Schullesebuches dürfte doch heute weitgehend überholt sein. Zauert wird seinen Wert behalten durch die Vermittlung von schwer zusammentragbarem Stoff. Die Neu-Ausgabe ist um einen schönen Bildteil erfreulich erweitert worden. Man wird sie als Ergänzung des «Deutschen Sagenschatzes» gerne benützen. Wildhaber

Deutsche Volkssagen. Herausgegeben und erläutert von *Leander Petzoldt*. München, Verlag C. H. Beck, 1970. XVI, 491 S., 20 Abb. u. 5 Karten im Text.

Den Versuch, «die deutschen Volkssagen» nach ihren Motivgruppen und ihrer geographischen Verteilung zusammenzustellen, hat Friedrich Ranke 1910 unternommen; sein Band erschien damals als vierter Teil des von Friedrich von der Leyen herausgegebenen «Deutschen Sagenbuchs». Der Band erlebte 1924 eine zweite Auflage; seither ist kein ähnliches Buch mehr herausgekommen. Der Verlag hat nun Leander Petzoldt – der sich durch seine bisherigen Publikationen bestens als Sagenkenner ausgewiesen hat – beauftragt, die Lücke auszufüllen und eine neue Sammlung deutscher Volkssagen zu veröffentlichen, die der etwas schwierigen Doppelaufgabe gerecht werden soll, volkstümliches Lesebuch und wissenschaftliches Arbeitsmittel zugleich zu sein. Petzoldt hat diese Aufgabe einwandfrei und sauber gelöst, indem er zunächst die reinen Sagentexte bietet – etwas aufgelockert durch eingestreute alte Holzschnitte; danach folgt der Anmerkungsapparat, der den Stand der deutschsprachigen Sagenforschung auf vorzügliche und höchst anerkennenswerte Weise wiedergibt. Was die Sagen selbst angeht, so ist die Materialgrundlage der Rankeschen Sammlung zum grössten Teil für die vorliegende Ausgabe benützt worden; jedoch ist der Textteil von rund 415 auf 690 Sagen (in 568 Nummern) erweitert worden; zudem wurde überall auf den Originaltext zurückgegriffen. Eine Synopsis der Nummern der alten Ranke- und der neuen Petzoldt-Ausgabe fehlt; sie wäre wünschbar gewesen, weil die neue Anordnung sich berechtigterweise nach den Anforderungen der modernen vergleichenden Sagenforschung richtet. Daraus entstanden allerdings gewisse Schwierigkeiten, denn eine konsequente Durchführung neuer Prinzipien hätte die Auflösung eines jeglichen Systems bedeutet. So entschloss sich Petzoldt, die Sagen nach ihrem thematischen Schwerpunkt anzuordnen. Damit ist eine für den Leser wohlthuende Übersichtlichkeit gewahrt. Der Kommentar verdient besonderes Lob, in ihm ist die genaue Herkunft der Sagen nachgewiesen, der Text wird erläutert, wo dies notwendig erscheint, und vor allem wird die Forschungsliteratur bis zu den neuesten Publikationen aufgeführt. Gelegentlich finden sich auch Verweise auf Typennummern, das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und die Volkskunde-Atlanten. Neu ist die Beigabe von fünf Verbreitungskarten, wobei allerdings ihre verschiedenartige Verwertbarkeit sofort auffällt. Während vier Karten sorgfältige Belegstellen bieten, ist die «Schaukarte» vom «Traum vom Schatz auf der Brücke» ein sprechendes Beispiel für die Fragwürdigkeit derartiger Versuche; sie ist zu eklektisch; die grosse Zahl von weiteren Belegen würde sofort wieder ein anderes Bild ergeben; zudem müsste man in jedem Fall wissen, woher der «Träumer» stammt, was ihn mit dem «geträumten» Ort verbindet und wie weit der Traum für einen Ort Einzelfall oder mehrfach belegt ist. Wildhaber

Gotthilf Isler, Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen. Basel, Verlag G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt Verlag, 1971. XI, 285 S. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 52).

Die sorgfältige Untersuchung hat noch Richard *Weiss* angeregt. Älpler fertigen eine Puppe und behandeln sie wie ein menschliches Wesen. Zum Schrecken der

Spötter beginnt jedoch das leblose Ding sich plötzlich zu regen, wird bedrohlich und schindet bei der Alpentladung den Senn. Die Sage, die wiederholt die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen hat, ist bisher nie ausführlich genug untersucht worden, musste aber für die verschiedensten Hypothesen herhalten. I. gibt mit seinem geographisch geordneten Variantenverzeichnis und der Verbreitungskarte einen Überblick aus der Kenntnis aller ihm erreichbaren Belege. Das westlichste Vorkommen in den Kantonen Bern und Wallis, in Uri allein 33 Nachweise (von 37) im Sagenwerk Josef *Müllers*, in der Schweiz insgesamt 75 Aufzeichnungen. Die auffallend dichte Bezeugung der Sage in Uri ist dem Wirken eines einzigen Mannes zu verdanken und besagt daher wenig über die Häufigkeit des Vorkommens im Vergleiche zu Nachbarlandschaften. Ähnlich ist es in Tirol, wo von 23 Belegen W. *Mai* binnen wenigen Monaten acht in Südtirol erbracht hat. Streufunde reichen in die Steiermark und nach Kärnten, im Einklang mit anderen Erscheinungen der Volkskultur bis in die ehemaligen deutschen Siedlungen des Böhmerwaldes.

Diese Grundlage von über 110 Spielformen ermöglicht es, das Gewicht der einzelnen, mit der Sage verbundenen Motive abzuschätzen. Wenn I. zu dem Ergebnis kommt, dass nur in einem Fünftel der Varianten die Schaffung eines Mädchens oder einer Frau erfolgt und nur «in einigen wenigen Sagen... die sexuelle Begehrlichkeit» die Äpler zu ihrem Tun verleitet, so fallen Anknüpfungsmöglichkeiten weg, wie sie etwa auch L. *Schmidt* (Pygmalion in den Alpen, *Antaios* XI, 1969, 209f.) gesucht hat. Der Wiener Gelehrte rückt dabei zwar von seiner früheren Theorie einer offenbar vorgriechischen Beziehung zu einem Apoll-Marsyas-Hirtenbereich ab, vertritt jedoch unter Hinweis auf seine Abhandlung über den einbeinigen Melkstuhl, den er als Phallus-Symbol einer männlichen Sennerkultur ansieht, (Folk-Liv 1957–1958, 135–156) wegen einer vermuteten gleichen Verbreitung des (sexuellen) «Hauptmotivs» die Meinung, dass beides einem «Bereich des männlichen Almhirtentums» angehört. Es überwiegen jedoch andere Motive.

«Weit voran steht das Füttern der Puppe oder der Heiligenfiguren, die Verschwendung von Speise» (S. 53f.). Damit ist manchmal das Motiv von der Wegweisung Armer verbunden, ein Grund mehr, dass der Verf. auch auf die Blüemlisalpsage eingeht, zumal es Überschneidungen gibt. Auch Religionsfrevel, wie das spöttische Füttern von Heiligenstatuen oder die Taufe der Puppe führen zu dem Verhängnis, was an den «Stier von Uri» erinnert (*Müller* a.a.O., Nr. 889ff.), der ebenfalls gelegentlich in der Puppensage seine Entsprechung findet.

Im dritten Teil des Buches, der leider, wie sein Titel schon sagt, durch den «Versuch einer Deutung» arg beeinträchtigt ist, geht der Verf. kurz auf verschiedene andere Sagen ein, die sich auf der Alp abspielen: Der vergessene Melkstuhl, die wiederbelebte Kuh, die Holunderkuh, die abgestürzte Kuh usw. Was schon der Untertitel des Werkes und der erste Teil ankündigen, wird hier zum Ziele des Bemühens. An Stelle sachlicher Schlussfolgerungen kommt es zu psychologischen Deutungen im Sinne von Carl Gustav *Jung* und Hedwig von *Beit* (über diese *Lüthi*, Das Märchen, Stuttgart 1962, 81f.). Schon einleitend zeigte sich der Rückfall in die Ideens *Bastians*, obwohl seit dessen wissenschaftsgeschichtlich verdienstvollem Wirken längst das Vorwalten kulturhistorischer Zusammenhänge erkannt worden ist. Wenn L. *Schmidt* derartige psychologische «Erklärungen» eine «Flucht in Theorien und Hypothesen» nennt, so ist ihm durchaus beizustimmen.

Soweit wir heute sehen, bilden nach altorientalischer Anschauung Götter den Menschen, vorwiegend aus Ton, und beleben ihn. In gleicher Weise schaffen Menschen Lebewesen, die ihnen dienen (vgl. E. *Mudrak*, Märchen und Sage im Alten Testament; Altkatholisches Jahrbuch, Wien 1953, 45–64). Andere, vermutlich auf Indien und Iran zurückgehende Vorstellungen, lassen die Menschen

aus Pflanzen hervorwachsen. Geschichten, in denen Lebewesen aus einem Baumstamme geschnitzt werden, dürften als Mischform anzusehen sein (vgl. auch K. *Haiding*, Österreichs Märchenschatz, Graz 1969, Nr. 41 und Anm. dazu). Derartige Motive sind bekanntlich sehr weit gewandert. In der Sennpuppensage wendet sich das belebte Wesen zum Unterschied von der «Rachepuppe» gegen seine Erzeuger, um diese für ihren Frevel zu strafen. K. Haiding

Volkslied

Gamle norske Folkeviser. Samlede og udgivne af *Sophus Bugge*. Uendret opptrykk av utgaven fra 1858 [Alte norwegische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von S.B. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1858]. Oslo – Bergen – Tromsø, Universitetsforlaget, 1971. XIV, 156 S.

In Oslo entsteht zurzeit am Institutt for Folkeminnevitenskap eine monumentale Ausgabe der norwegischen Volkslieder, an deren Spitze gemäss internationalen Vorbildern die Balladen stehen werden. Im Zuge der Vorarbeiten besinnt man sich in Norwegen auch auf die grossen Editionsleistungen des 19. Jahrhunderts und macht dieselben in Neudrucken wieder zugänglich. Nach M. B. Landstad und L. M. Lindeman ist mit Sophus Bugges Ausgabe die dritte wichtige Sammlung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder greifbar. Der junge norwegische Philologe S. Bugge (1833–1907) hatte im Jahre 1856 mit seinen Sammelreisen begonnen und konnte schon zwei Jahre später eine Auswahl erster Ergebnisse seiner Aufzeichnungstätigkeit in Telemark, wo er z.T. die gleichen Gewährsleute wie Landstad und J. Moe aufsuchte, im Druck vorlegen. Was diesen schmalen Band vor den älteren norwegischen Editionen auszeichnet, ist die absolute Quellentreue, die philologisch exakte Fixierung der Texte unter bewusstem Verzicht auf jegliche Normalisierung, Archaisierung oder Variantenkombination. So ist denn auch der Quellenwert der von Bugge mitgeteilten 28 seltenen oder sogar erstmals festgehaltenen Liedtypen von Sv. Grundtvig mit Recht sehr hoch eingeschätzt worden, und A. Olrik charakterisierte die Ausgabe noch 1907 als die «endnu i dag... ypperste viseudgave i Norden». Die Texte gehören zum grössten Teil zur Gruppe der altehrwürdigen Kæmpeviser, der auch Grundtvigs erster Band der «Danmarks gamle Folkeviser» gewidmet war. Bugge kann sich vielfach auf diese Ausgabe beziehen und führt nach Grundtvigs Vorbild im kritischen Apparat zu jedem einzelnen Lied weitere Parallelen aus den übrigen skandinavischen Ländern an. Von den auch im deutschsprachigen Bereich bezugten internationalen Balladentypen ist Lied Nr. 26 (Ritter und Magd, DVldr. Nr. 55) vertreten. Ein Wortregister und eine Melodiebeilage mit drei Balladenweisen schliessen die Ausgabe ab, die einen guten Eindruck vom hohen Stand der norwegischen Volksliedforschung vor mehr als 100 Jahren vermittelt. Die jetzige Forschergeneration tut sicher gut daran, diese Leistungen zu würdigen und an sie anzuknüpfen. Brednich

Legendenlieder aus ostdeutscher Überlieferung. Authentische Tonaufnahmen 1953–1963 von *Johannes Künzig* und *Waltraut Werner*. Freiburg i. Br. [Selbstverlag des Instituts für ostdeutsche Volkskunde], o. J. [1966], Schallplatte 7.

Den Herausgebern verdankt man bereits verschiedene Schallplatten-Veröffentlichungen mit Proben ostdeutscher Volkslied-Überlieferung. Die vorliegende Edition erfreut durch weitere sieben, in Wort und Ton durchwegs lehrreiche geistliche Legendenlieder aus der Dobrudscha, aus wolgadeutschem Bereich, aus dem Banat und dem ungarischen Schildgebirge. Gesungen werden die Lieder von nach Westdeutschland übersiedelten Gewährsleuten aus den genannten

Gebieten; dabei kommen Einzelstimmen so gut wie Gruppen von zwei oder drei Sängern und/oder Sängerinnen zum Zug.

Die Schallplatte bietet ein Lied «von der armen Seele vor der Himmelstür» sowie ein «Rosenkranz»-Lied, dann je zwei Sankt-Katharinen- und Lazarus-Lieder und schliesslich, als vielleicht interessantestes Stück, ein im Wechselgesang aufgeführtes, in längerer Reihungsform gehaltenes Zahlenlied dar. Der auf der Schallplatten-Hülle beigegebene kurze Kommentar von *Joseph Müller-Blattau* legt vor allem auf den musikalischen Vergleich mit lothringischen Parallelen aus Pincks «Verklingenden Weisen» Gewicht, ein Vorgang, der tatsächlich manchen lehrreichen Aufschluss gewähren kann. Gerne hätte man, etwa auf einem Einlageblatt, die Transkriptionen der Texte und der Melodien beigelegt gesehen, zumal sich aus den sieben Proben noch verschiedene Ansatzpunkte ergeben, die zu weiteren Studien anregen; doch auch so ist man den Herausgebern für die Präsentation dieser Stücke dankbar. Martin Stachelin

Historische Volkslieder aus Österreich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, ausgewählt und kommentiert von *Leopold Schmidt*. Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, 1971. 214 S. (Wiener Neudrucke, hg. von *Herbert Zeman*, 1).

Der Hg. teilt in seinem Nachwort mit, welche Texte ihm für seine Auswahl zur Verfügung standen; auf Ursprung und Merkmale formaler oder inhaltlicher Art der immerhin bemerkenswerten Gattung geht er nicht ein, und zu ihrer Funktion bemerkt er nur, dass die «historischen Volkslieder» (er selbst setzt den Ausdruck meist in Anführungszeichen) «zu einem nicht geringen Teil der Propaganda, vor allem der politischen Propaganda», dienen. Dass weder John Meier, der Texte dieser Art nicht als Volkslieder gelten lassen wollte, noch Erich Seemanns Aufsatz «Neue Zeitung und Volkslied» (JbVf 3) erwähnt wird, erscheint uns etwas bedauerlich. Im übrigen ist dieses «Nachwort» offensichtlich bei Beginn der Arbeit abgefasst und nachher nicht mehr kontrolliert worden; nur so erklärt sich, dass es die im Hauptteil abgedruckten Nummern nicht nennt, und schlimmer, dass die bibliographischen Angaben des Nachworts von denen des Kommentars und des Literaturverzeichnisses in mindestens 14 (vierzehn) Fällen, vor allem, was Band- und Seitenzahlen betrifft, abweichen (z.B. 168, offensichtlich falsch: «Wien 1839 ff.»; richtig 199: «Wien 1839, S. 53 ff.»). Neben dem Herausgeber der Texte hätte doch wohl auch der Herausgeber einer Reihe, vor allem einer neuen Reihe, die Pflicht einer Kontrolle, selbst auf die Gefahr hin, dass ein Buch erst einen Monat später erscheinen könnte.

In den 50 mitgeteilten Texten haben wir zum Glück keine offenkundigen Versehen entdeckt; vom Inhalt her gesehen, darf man die Auswahl als geglückt und anregend bezeichnen. Schmidt hat sich darum bemüht, den poetischen Widerhall nicht nur kriegerischer Ereignisse aufzunehmen; so finden wir ein Lied gegen die Einführung des gregorianischen Kalenders (von katholischer Seite, und damit tröstlich für die reformierten Glarner, die bis 1798 vom «päpstlichen Kalender» nichts wissen wollten), gegen die rationalistischen Massnahmen Josephs II., gegen den Impfwang, gegen Abschaffung von Feiertagen in Bayern. In formaler Hinsicht bemerkenswert ist Nr. 22 von 1749, weil hier noch sehr spät eine anspruchsvolle Strophe im Stil der Meistersänger verwendet ist. Häufig finden sich Dialoge, und Nr. 15 von 1644 ist noch (was uns der Theaterfachmann Schmidt vorenthält) in der «primitiven» Revueform abgefasst, während das Lied gegen Friedrich d. Gr. von 1757 (Nr. 24) der damaligen literarischen Mode des (lukianischen) Totengesprächs verpflichtet ist. Die «Volkstümlichkeit» gerade solcher Texte ist also problematisch genug, und so wäre der Terminus «propagandistische Zeitlieder» vielleicht doch angemessener als die seit Liliencrons grosser Sammlung übliche Bezeichnung. – Die knappen historischen Erläuterungen im Kommentar

vermögen wir nicht zu beurteilen; immerhin sei bemerkt, dass zu Nr. 4 (auf den Aufstand der Krainer Bauern) das Buch von Günther Franz, *Der deutsche Bauernkrieg*⁵ (Darmstadt 1958) offensichtlich schon wegen der dort S. 38 genannten Literatur eine Erwähnung verdient hätte. Trümpy

Leopold Schmidt, Volksgesang und Volkslied. Proben und Probleme. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1970. 587 S., 16 Abb.

Seit dem Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat Leopold Schmidt immer wieder zu Fragen der Volksliedforschung das Wort ergriffen. Den Auftakt bildete 1934 der Aufsatz «Volksliedspuren bei Ferdinand Raimund» in der Wiener Zeitschrift «Das deutsche Volkslied». Jahr für Jahr folgten dann weitere Abhandlungen in diesem Organ, im «Jahrbuch für Volksliedforschung» und in zahlreichen anderen Zeitschriften, Sammelbänden und Festschriften, seit 1952 vorzugsweise in dem von ihm mitherausgegebenen «Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes». Einen Überblick über diese an vielen Stellen verstreuten Beiträge zur Liedforschung erlaubt jetzt der vorliegende umfängliche Band, der im Wiederabdruck sämtliche einschlägigen Publikationen aus den vergangenen vier Jahrzehnten vereint. Manche Beiträge wurden überarbeitet, einer («Volkslieder auf dem Theater im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit», Nr. 19) neu verfasst. Zumindest die beiden einleitenden Zusammenfassungen zur Forschungsgeschichte («Das Volkslied in der Wissenschafts- und Sammeltätigkeit der deutschen Volkskunde» und «Geschichte der österreichischen Volksliedsammlung im 19. und 20. Jahrhundert») sind auf das Buch hin geschrieben worden. Zu den zusammenfassenden Beiträgen ist auch noch die Abhandlung «Die kulturgeschichtlichen Grundlagen des Volksgesanges in den Alpenländern» (Nr. 3) zu rechnen. Alle anderen Abschnitte sind entsprechend dem Untertitel des Buches entweder der Darbietung charakteristischer Proben oder der Behandlung ausgewählter Probleme gewidmet.

Mögen auch Materialgrundlage, methodischer Ansatz oder wissenschaftliche Zielsetzung im einzelnen recht unterschiedlich erscheinen, so ergeben sich doch einige Schwerpunkte, die für die Arbeiten Leopold Schmidts kennzeichnend sind. Allgemein lässt sich sagen, dass ihm Volkslied und Volksgesang keine isolierten volkskulturellen Phänomene sind, sondern dass er sie stets in ihren raum-zeitlichen Bindungen betrachtet, in ihrem Verhältnis zu Religion und Volksglauben, zu Literatur und Volkserzählung, zu Volksmusik und Volkstanz, Theater, Bildkunst usw. Ein besonderes Anliegen war ihm dabei stets die Wechselbeziehung des Liedgutes mit der sogenannten volkstümlichen Flugblattliteratur (sein kurzer, aber richtungweisender Aufsatz «Das Flugblattlied. Ein kleiner Spiegel deutscher Kulturgeschichte» in: «Geistige Arbeit» 6, 1939, wurde leider nicht in den Band aufgenommen). In dem vorliegenden Werk ist das 5. Kapitel dieser Problematik gewidmet. Leopold Schmidt war der erste, der die Forderung nach systematischer Aufbauarbeit der Drucke einzelner Landschaften und Offizinen verwirklichte, indem er die Flugblattliteratur Niederösterreichs und der Druckerstädte Linz und Wels erschloss. Der dieses 5. Kapitel abschliessende Beitrag ist ein Musterbeispiel für die überragende Interpretationskunst des Verfassers, dem es hier gelingt, ausgehend von einem Gemälde im Österreichischen Museum für Volkskunde unter Heranziehung einer Fülle weiterer Tatsachen die Existenz eines «Geistlichen Bänkelsanges» glaubhaft nachzuweisen. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeiten liegt beim «Volkslied der Stadt Wien», dem er bereits 1947 ein Büchlein gewidmet hatte. Dieses Gebiet ist hier mit vier Aufsätzen im 4. Kapitel vertreten. Ein drittes Hauptarbeitsgebiet schliesslich ist durch die Überschrift des achten Kapitels gekennzeichnet: «Volkslied in Brauchtum und Landschaft». Brauchtümliche Bindung und landschaftliche Verankerung als Hauptmerkmale des Volksgesanges hatte Schmidt schon 1940 in einem Aufsatz in den «Bayerischen Heften für Volks-

kunde» hervorgehoben (hier nicht aufgenommen). In späteren Studien hat sich der Verfasser besonders des geistlichen Liedes (Nepomuk-Lieder, Nr. 23) und der Volksliedlandschaft Niederösterreich (Nr. 27) angenommen, deren Überlieferungsreichtum er in einem umfangreichen Querschnitt ausbreitet. Einen besonderen Hinweis verdient der Aufsatz, der den Schluss des Bandes bildet: «Ein Lied in jungen Tagen» (Nr. 28): er handelt von den Kinder- und Volksliedern in den Lebenszeugnissen deutscher Dichter.

Aus diesen kurzen Andeutungen dürfte hervorgehen, dass jeder Benutzer dieses Bandes durch viele Funde und überraschende Einsichten belohnt wird. Wenn der Klappentext von einem «Handbuch» spricht, so dürfte dies allerdings etwas zu hoch gegriffen sein. Eine Sammlung, in der z. B. Volksliedforscher wie Danckert oder Wiora gar nicht, von Pulikowski, Klusen oder Seemann nur beiläufig erwähnt werden, wird diesen Anspruch auch nicht erheben wollen. Auch dass dieses Werk ohne eine Notenzeile und fast ohne die Heranziehung fremdsprachlicher Parallelen auskommt, zeigt deutlich, dass wir es mit dem Buch eines Forschers zu tun haben, der seine eigene Konzeption von Volksliedforschung in die Tat umgesetzt hat und dabei bewusst eigene Wege gegangen ist, indem er sich immer wieder veranlasst sah, seine Beobachtungen, Funde und Ergebnisse in ein Forschungsgebiet einzubringen, von dem er grosse Teile überblickte. Der Autor selbst hat den Standort des Buches mit diesen Worten angedeutet: «Es mag ein Schritt auf einem Weg zu einer komplexeren Forschung sein, was sich freilich daraus ergibt, weil eben der Gegenstand ein komplexer ist» (S. 12). Den schönsten Lohn für sein Bestreben, die Forschung durch neue Ideen und Methoden zu befruchten, wird es wohl bedeuten, dass man künftig ohne die Kenntnis dieses Werkes Volksliedforschung nicht mehr wird betreiben können. Besonders auch aufgrund der ausgezeichneten Register (Liedregister mit mehr als 1000 Eingängen, Personen-, Orts- und Namensverzeichnis) stellt es einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden dar, der sich mit diesem weitverzweigten Wissensschaftsgebiet beschäftigt.

R. W. Brednich

Giovanni B. Bronzini, Un' antica canzone francese e le sue corrispondenze nell'Europa centrale e orientale. Modena, S.T.E.M. – Mucchi, 1971. 226 p. (Istituto di Filologia Romanza della Università di Roma. Collezione di Testi e Manuali, 49).

Dem in Bari wirkenden führenden italienischen Volksliedforscher ging es im vorliegenden Buch weniger um eine Balladen-Monographie, wie man zunächst aus dem Titel schliessen könnte, sondern um eine für Universitätsstudenten gedachte kritische Edition von Texten, anhand derer im Unterricht die Probleme der vergleichenden Liedforschung erörtert werden können. Als ein methodisch besonders lehrreiches Beispiel wählte Bronzini das bekannte europäische Balladenthema vom Freier, dem es in Frauenkleidern gelingt, ein Mädchen zu verführen und zu seiner Frau zu machen (Thompson, Mot. K 1321). In der Balladendichtung verschiedener europäischer Länder hat dieses Thema Liedgestalt angenommen. Bronzini erliegt nun keineswegs der Gefahr, sich bei der Suche nach europäischen Liedparallelen im Dickicht der nationalen Oikotypen und Motive zu verlieren, sondern sein Buch folgt – wenn auch unausgesprochen – einem klar erkennbaren Konzept, das den Leser Schritt für Schritt an die Fragestellungen und Arbeitsweisen der vergleichenden Balladenforschung heranführt. Im ersten Teil werden zunächst Genese, Verbreitung und die differenzierte formale Gestaltung eines bestimmten unverwechselbaren Liedtypes behandelt: Der Ballade «Le galant en nonne», die in ganz Frankreich verbreitet ist und darüber hinaus aus Katalonien («La Sileta») und Norditalien («Finta monacella») bezeugt ist. Die älteste Fassung stammt aus Wallonien und ist in einer aus dem 16. Jahrhundert stammenden Handschrift in Lucca enthalten. Alle bisher bekannt gewordenen gedruckten Belege für das Lied – insgesamt 30 Varianten aus der Romania –

werden neben diesem handschriftlichen Frühzeugnis zum Abdruck gebracht, sorgfältig nach Überlieferungsgruppen geschieden, z. T. übersetzt und ausführlich kommentiert, jedoch stets nur insoweit, dass beispielsweise für die Arbeit im Seminar noch genug Fragen offen bleiben. So könnte man mit dem Verfasser etwa das Problem diskutieren, ob die Untertypen III und IV (S. 57 ff.) tatsächlich zum vorher bzw. nachher behandelten Lied gehören oder vielmehr einen eigenen, lediglich motivverwandten Typus darstellen. Von diesen zweifelhaften Varianten Nr. 13–18 abgesehen wird hier das Bild eines einheitlichen Balladentypus gezeichnet. Durch die Beigabe verschiedener Faksimiles, Singweisen, Motivtabellen und Verbreitungskarten wird die Anschaulichkeit dieses Kapitels noch erhöht.

Der zweite Teil des Buches führt vom genetischen zum typologischen Vergleich. Hier werden verwandte europäische Balladen mit dem Thema des Freiers in Frauenkleidern abgedruckt, übersetzt und kommentiert, unter Beschränkung auf eine Auswahl, die Bronzini geeignet erscheint, «per rilevare la diffusione del tema e la varietà delle tradizioni nazionali». Im Mittelpunkt stehen die deutsche Ballade vom «Verkleideten Markgrafensohn» (DVldr. Nr. 6) und deren Beziehungen zum Wolfdietrich-Epos, wobei sich der Verfasser weitgehend auf die Forschungen von Erich Seemann (SAVk 51, 1955) stützen kann. Dann folgen Textproben aus dem West- und Südslawischen, Rumänischen und Neugriechischen. Leider sind die altertümlichen skandinavischen Balladen um Hagbard und Signe (DgF Nr. 20) nicht berücksichtigt. Im Schlusswort versucht Bronzini, alle behandelten Überlieferungen in eine historische Abfolge zu bringen, was etwas krampfhaft wirken muss angesichts der vom Autor selbst keineswegs bestrittenen Tatsache, dass es sich um jeweils genetisch voneinander unabhängige Traditionsstränge handelt. So besteht der eigentliche Wert dieses Lehrbuches in seiner guten Auswahl von Zeugnissen aus der europäischen Balladentradition, und es ist zu hoffen, dass es nicht nur im Universitätsunterricht Italiens seine Benutzer finden wird.

Brednich

Maureen Jolliffe, The third book of Irish ballads. Cork, The Mercier Press, 1970. 120 p., melodies. (A Mercier Paperback).

Robin Morton, Folksongs sung in Ulster. Cork, The Mercier Press, 1970. 95 p., melodies. (A Mercier Paperback).

In der sehr ansprechenden Paperback-Reihe der irischen Volkslieder (englische Texte!), die der Mercier Verlag in Cork seit einiger Zeit herausbringt, sind zwei neue Bändchen erschienen. Beide enthalten ein mehr oder weniger kunterbuntes Allerlei von Volksliedern in wissenschaftlich anspruchsloser Form. Es wollen Bändchen sein, in denen man mit Vergnügen herumblättert, in denen man gerne ein Lied liest oder singt. Was aber beide darüber hinaus wertvoll macht, sind die Begleittexte, die bei jedem Lied stehen; sie mögen nun den historischen Hintergrund beschreiben, auf dem der Liedtext erst voll verständlich wird, oder sie mögen etwas vom Leben des besungenen Helden berichten, sie mögen aber auch zum «folksinger» und seinem Vortragsstil und zu den Liedvarianten nützliche Angaben machen. Beide Herausgeber haben ihre Lieder bei solchen «folksingers» gesammelt, sie sind mit ihrer Tradition vertraut: Robin Morton ist selbst als solcher Sänger aufgetreten, und Maureen Jolliffe hat die Lieder von ihrem Grossvater gehört, der «traditional singer and stepdancer» war. Bei Maureen Jolliffe sind wohl die politischen Lieder die stärksten und eindrucklichsten; sie wissen vom Schicksal der «outlaws», der Robin-Hood-Typen, und vom Schicksal der von den Engländern wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer Freiheitsbewegung deportierten Iren zu berichten; eines der ergreifendsten Lieder dieser Art ist das von John Mitchel (1815–1875), das zu den richtigen Strassensängerballaden gehört. Und daneben muss auch die Strassenballade «for Terence MacSwiney, Lord Mayor of Cork, who died in Brixton Prison on 25 October 1920 after a hunger strike of seventy-three days» genannt werden (S. 107f.). – Bei den Ulster-

Liedern geht es nicht um die Herausstellung des religiösen oder nationalen Gegensatzes, sondern einfach um Lieder, wie sie in den Ulster Provinzen gesungen werden. Erwähnt seien etwa die Lieder von der Versteigerung der eigenen Frau («wife-selling», S. 19 ff.) oder vom «Hiring Fair at Hamiltonsbawn», wo arme Kleinbauern sich als Arbeiter verdingten (oder verdingen mussten, S. 36 ff.), von der kleinen Schlägerei beim «Glasgow barber» (S. 50 f.) oder vom Lied über «The Irish Jubilee», das eine Art von «Vaudeville song» darstellt (S. 89 ff.). Um wenigstens auch ein politisches Lied anzuführen, sei das von «Annie Moore» erwähnt, in dem The Orange Order eine Rolle spielt (S. 68 ff.). Wildhaber

János Manga, Ungarische Volkslieder und Volksinstrumente. Budapest 1969. 81 S., 38 (teilweise farbige) Tafeln, Notenbeispiele. (Ungarische Volkskunst, 2).

Das vorliegende Bändlein führt in allgemeinverständlicher Weise in die Welt ungarischer Volksmusik ein. Zunächst werden die wissenschaftlichen Bemühungen um das ungarische Volkslied, seit ihren Anfängen im 18. und 19. Jahrhundert, dann vor allem bei Bartók und Kodaly, präsentiert. Daran wird eine knappe Repertoire- und Liederanalyse angefügt, die «alten» und «neuen» Lied-Stil auseinanderhält; hier werden auch die im Gang der Zeit veränderten sozialen Hintergründe aufgezeigt. Ein eigenes Kapitel gilt den «Lebensbedingungen» des Volkslieds; es werden hier vor allem die Singgelegenheiten im Jahreslauf knapp vorgeführt. Den Beschluss macht die Besprechung verschiedener Volksmusikinstrumente: so wird man über Flöten-, Klarinetten- und Dudelsack-Instrumente, über Zither, Drehleier, Hackbrett und schliesslich auch über die sogenannte Zigeunermusik informiert. Wer nicht zu Bálint Sarosis wissenschaftlicher Darstellung ungarischer Volksmusikinstrumente (im Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente, 1967; vgl. die Rezension SAVk 64 [1968], 222 f.) greifen kann oder will, findet bei Manga eine hübsche, freilich weniger anspruchsvolle Präsentation der wichtigeren Instrumente. Vielleicht hätte es der vorliegenden Darstellung zu vermehrter Geschlossenheit verholfen, wenn die Arten der Zusammengehörigkeit von Lied und Instrument etwas stärker herausgearbeitet worden wären; auch fragt man sich, ob der Buchtitel, der «Ungarische Volkslieder» zu behandeln ankündigt, nicht etwas zu weit greift und, bei knapp fünfzehn folgenden Liedbeispielen in Noten, nicht besser den genereller formulierenden Singularis vorgezogen hätte, wie etwa «Volkslied und Volksinstrumente in Ungarn». – Das beigegegebene Bildmaterial ist im allgemeinen geschickt ausgewählt, befriedigt aber in der technischen Wiedergabe nicht immer. Martin Staehelin

Deutsche Volksweisen aus Südmähren. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von *Wenzel Max*. Kassel-Basel-Tours-London, Bärenreiter, 1971. 103 S., Noten. (Landschaftliche Volkslieder mit ihren Weisen, 43. Heft).

Das anzudeutende Bändchen enthält achtundsechzig deutschtextige Volksliedproben aus Südmähren. Sie stammen im wesentlichen aus den Ortschaften Weisstätten und Moskowitz, wo sie der Herausgeber in den dreissiger Jahren aufgezeichnet hat; einige Ergänzungen sind erst nach dem Zweiten Weltkrieg von in den Westen gewanderten Sängern aufgenommen worden. Das Gebotene ist vielseitig; so finden sich Legenden-, Weihnachts-, Ansingelieder, Balladen, Stände-, Arbeits- und Kinderlieder in durchwegs gefälligen Beispielen vertreten; manches davon scheint recht alt zu sein. Ein Anhang, an dem Rolf Wilh. Brednich und Otto Holzapfel wesentlich mitgearbeitet haben, bringt zu jedem Lied zunächst die Herkunfts- und Aufnahmeangaben, dann die erwünschten Hinweise auf die Parallelüberlieferung; am Schluss stehen die üblichen Register. Das Bändchen reiht sich als willkommener neuer Beitrag bestens in die bewährte Folge der «Landschaftlichen Volkslieder» ein; einzig die Regeln, die über schriftdeutsche oder mundartliche Präsentation der Liedtexte entschieden haben, bleiben dem Leser etwas dunkel. Martin Staehelin

Sprachliches

Stefan Sonderegger, Althochdeutsch in St. Gallen. Ergebnisse und Probleme der althochdeutschen Sprachüberlieferung in St. Gallen vom 8. bis ins 12. Jahrhundert. St. Gallen, Verlag Ostschweiz; Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1970. 184 S., 20 Abb. (Bibliotheca Sangallensis, 6).

Was Stefan Sonderegger in diesem Band der Bibliotheca Sangallensis aus einem seiner Arbeitsgebiete vorlegt, verdient mehr als nur die Aufmerksamkeit des Germanisten. Die beeindruckende Vielfalt der gebotenen namenkundlichen, siedlungs-, überlieferungs-, kultur-, sprach- und literaturgeschichtlichen Aspekte trägt nicht nur zu einem vertieften Verständnis für die einzigartige Stellung und Bedeutung des alemannischen Überlieferungsortes bei, sondern vermittelt darüber hinaus eine Reihe beachtenswerter neuer Einsichten. – Sprachliche Kontinuität und Eigenständigkeit der klösterlichen Schreibtradition lassen neben den mannigfachen Gegenbeziehungen der Denkmäler die Sprach- und Literaturgeschichte St. Gallens vom 8. bis ins frühe 12. Jahrhundert als Einheit erkennen und lenken den Blick zugleich auf die Besonderheiten des reichen althochdeutschen Überlieferungsstroms, der in der ältesten St. Galler Originalurkunde von 731/736 mit dem Namenmaterial einsetzt und über die St. Galler Glossen – darunter mit Abrogans und Vocabularius Sancti Galli die beiden ältesten Bücher deutscher Sprache – und den bemerkenswerten kleineren Denkmälern hin zur Sprach- und Formkunst Notkers des Deutschen und der Glossierung zu Notkers Psalter führt. Die Ausführungen über den Sprachschöpfer, Dichter und Übersetzer Notker beanspruchen nahezu ein Viertel der Schrift und unterstreichen durch instruktive Beispiele die literarische und übersetzungsgeschichtliche Leistung des sanktgallischen Klosterlehrers. – Die meisterliche Darstellungsform, zahlreiche wirkungsvolle neuhochdeutsche Übersetzungsproben, einprägsame Übersichten und Karten lassen die Lektüre des auch in der Ausstattung gediegen gestalteten Bändchens zum Genuss werden. Den Volkskundler dürfte aus dem althochdeutschen Überlieferungsgut wohl vor allem die weltliche Kleindichtung des 9. bis 11. Jahrhunderts interessieren wie die mit *Ad signandum domum contra diabolum* überschriebene sogenannte Zürcher Hausbesegnung oder die St. Galler Spottverse, die ältestes ländliches Brauchtum widerspiegeln.

Hans-Peter Naumann

Gerhard Eis, Vom Zauber der Namen (Vier Essays). Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1970. 127 S.

Ein vergnügliches Büchlein, das alle Aussicht hat, einen breiten Leserkreis anzusprechen; sein Hauptproblem, die «Aura» der verschiedenen Namen, stellt sich ja allen Eltern nach der Geburt eines Kindes, und diese Seite ist denn auch in der Volkskunde schon oft gebührend behandelt worden. Eis geht aber weiter: ihn beschäftigt im besonderen, wie Verfasser von Romanen ihre Figuren benennen, welche Prinzipien sich bei der Wahl von Pseudonymen geltend machen und nach welchen Gesichtspunkten Tiere ihre individuellen Namen erhalten. Das geschieht mit erstaunlicher Belesenheit vor allem im Sektor der Kriminalromane; zudem hat der Verfasser mit seinen Heidelberger Studenten Tests durchgeführt, aus deren Ergebnissen sich ergibt, dass die Namenwahl überindividuellen Gesetzen gehorcht; sonst hätte sich, um nur ein Beispiel anzuführen, nicht die überwiegende Mehrheit dafür entschieden, dass für die Figur einer Köchin unter zahlreichen zur Auswahl vorgelegten Namen «Kreszentia Hinterhuber» am besten passe. Da wirkt sich «kollektiv Unbewusstes» aus, aber «archetypisch», um das zur Klarstellung beizufügen, ist nur das Prinzip; die besonderen Assoziationen, die sich mit Namen verbinden, sind geschichtlich oder modisch geprägt. Im Grunde handelt es sich um komplizierte Formen der Synästhesie (einfachste Form: Farbenhören). Höchst bezeichnend sind die mitgeteilten Zeugnisse für den

Glauben, dass der von den Eltern gewählte Name sogar den Träger präge, ein potenziertes Weisgerberianismus sozusagen. (Wir erinnern uns an eine Dame, die davon überzeugt war, alle Jünglinge mit dem Namen «Kaspar» seien Charmeure.) Einige kritische Hinweise: Für Rassenhunde mit ihren oft so läppischen Namen gilt mindestens in der Schweiz ebenfalls das Prinzip, das Eis nur für Pferde anführt, allen Tieren desselben Wurfs Namen mit den gleichen Anfangsbuchstaben zu geben. Zum Verständnis des Protests, den 1955 katholische Geistliche gegen die Absicht erhoben, einen Affen des Basler Zoologischen Gartens «Christopher» zu benennen, müsste wohl auch der kirchliche Antidarwinismus berücksichtigt werden. Der Name «Donald» schliesslich für Enten ist nicht auf «literarische Einflüsse» zurückzuführen, sondern auf den «Donald Duck» in Disneys Trickfilmen. – Im übrigen lernt man bei Eis, dem besten Kenner der mittelalterlichen Fachprosa, wieder eine reiche Fülle unbekannter Tatsachen kennen. Trümpy

Rainer Schepper, Kleine Lektion über westfälischen Humor für Anfänger und Fortgeschrittene. Münster, Verlag Regensberg, 1971. 72 S., ill.

Das Büchlein ist entstanden im Zusammenhang mit einer Sendereihe über den Humor der verschiedenen niederdeutschen Landschaften, gehalten beim Norddeutschen Rundfunk in Hamburg. Der Stoff ist dann mehrmals zu immer längeren Vorträgen ausgeweitet worden. Was beim gesprochenen Wort als vergnügliche Unterhaltung schnell hingenommen wird, wirkt geschrieben bedeutend weniger überzeugend, denn man fragt sich nun immer wieder, ob man aus einer Anzahl von humorvollen Erzählungen so etwas wie einen «Volks-Charakter» herausdestillieren darf, oder ob umgekehrt der «Volks-Charakter» – vorausgesetzt, es gibt ihn – sich bloss in einer Reihe von Witzen manifestiert. Viele der Geschichten sind Wandererzählungen; das «Westfälische» liegt einzig im Dialekt. Wenn Herbert Schöffler seinerzeit (1941) unter dem Gesamttitel «Der Witz der deutschen Stämme» seine Angriffe gegen das Regime in versteckter Form veröffentlichte, so war das nicht nur politisch begründet, sondern es steckte das Verantwortungsbewusstsein eines überlegenen Menschen dahinter. (Seine anglistischen Vorlesungen waren ein Genuss!). Dieses gleiche Verantwortungsbewusstsein findet man auch in Heinrich Lützelers (seines Zeichens Professor der Kunstgeschichte) «Philosophie des Kölner Humors». Es wäre allerdings ungerecht, Scheppers Bändchen diesen beiden erwähnten Versuchen gleichzusetzen. Schepper gibt eine anspruchslose Plauderei; vielleicht könnte man sich noch besser unterhalten, wenn der Begleittext stärker zurücktreten und die Witzsammlung um so mehr hervorgehoben würde; denn bei den Witzen finden sich wirklich köstliche Beispiele. Wildhaber

Kurze Hinweise

Eine bemerkenswerte Studie über die Entwicklung der spanischen Volkskultur zum «Kreolentum» hat *Jakob Baumgartner* unter dem Titel «Indios und Kreolen im kolonialen Guatemala» in der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft (Schöneck/Beckenried) 27 (1971) 288–293 veröffentlicht. Dieser «Criollismo» führte bald zur Trennung Guatemalas von Mexiko und zur Ausbildung eines eigenen Nationalbewusstseins. Spätere Einwanderer aus Spanien empfand man als fremde Eindringlinge. Auch Baumgartners Analyse der Einwirkungen des spanischen Christentums auf die Indios in Guatemala bietet interessante volkskundliche Erkenntnisse. Die Assimilierung dieses Christentums durch die indianische Volkskultur führte zu einer merkwürdigen Mischreligion, in der die Beichte als Heilmittel gegen leibliche Gefährdung, die Krankensalbung als

Medizin für den Körper galt usw. Der Firmung gegenüber verhielten sich die Indios ablehnend, weil die Salbung als Ursache verschiedener Krankheiten angesehen wurde. Widerstand setzten sie auch dem Gottesdienst entgegen, weil die auf der Zahl sieben basierende Wocheneinteilung der Spanier nicht gegen ihr eigenes Zahlensystem (20, 10, 5) aufkommen konnte, ja die Zahl sieben für die Indios geradezu einen häretischen Charakter hatte. Walter Heim

Eleonora Costescu, L'art roumain et l'art bulgare aux XVIII^e et XIX^e siècles. Revue des études sud-est européennes (Bucarest) 8 (1970) 49–83, 16 fig.; 9 (1971) 49–70, 9 fig. – Dieser kunsthistorische Aufsatz verdient einen nachdrücklichen Hinweis wegen der ikonographischen Themen, die in der volkstümlichen Graphik und in Fresken rumänischer und bulgarischer Klöster behandelt werden. Wir erfahren vom ersten herumziehenden Malermönch Leontin Rus, der 1818 im bulgarischen Kloster Trojan arbeitete. Es folgen bald mehrere klösterliche Graphikschulen, die sich hauptsächlich mit der Herstellung von Wallfahrtsdrucken beschäftigten. Neben den von den Athos-Klöstern beeinflussten Drucken gab es auch ausgesprochen nationale Themen, so etwa die Hexenszene und den Tod des hl. Johannes von Rila. Es werden auch die Themen des gekreuzigten Mönchs, des Jüngsten Gerichts, des Todes des Gerechten und des Sünders, des Todes und der Totentänze, der guten und der schlechten Beichte in diesen volkstümlichen Ikonographiebereich hineingestellt. Wir möchten hoffen, die Verfasserin beschäftige sich weiter mit dieser Art von volkstümlichen «Mahnbildern».

Luise Treiber-Netoliczka, Das Nachleben der bronzezeitlichen Frauenhäubchen und der Stäbchenflechterei in Siebenbürgen. Festschrift für Hans Reinert (Singen am Hohentwiel, Hegau Verlag, 1970) 1–33, 37 Abb. – Die Arbeit verdient aus zwei Gründen einen nachdrücklichen Hinweis. Zunächst bringt sie einen bisher kaum bekannten Beleg für die knotenlose Flechttechnik (Stäbchenflechterei, Sprang), die bisher vor allem aus den nordischen Ländern belegt ist. Wir müssen annehmen, dass die in Siebenbürgen einwandernden Deutschen diese Flechtart aus ihren alten Heimatorten mitbrachten und sie in der neuen Heimat durch die Jahrhunderte hindurch weiterpflanzten. Die Verfasserin hat Flechtrahmen und Technik allerdings nur noch bei den Burzenländer Csangomadjaren in der Nähe von Braşov gefunden, die sie offenbar von den benachbarten Dörfern der Siebenbürger Sachsen übernommen haben. Die Technik wurde vor allem für die Frauenhäubchen verwendet. Dies führt uns zum zweiten Grund für einen Hinweis: Die Verfasserin beschreibt die Häubchen in ihrer Verschiedenheit für die Kleinregionen auf das genaueste, und sie bringt dazu auch ausgezeichnetes Photomaterial, das nicht nur die Häubchen zeigt, sondern auch eine alte Frau am Flechtrahmen. Neben den Häubchen gab es auch geflochtene Gürtel. Wo die Stäbchenflechterei verlorenging, wurde das Flechten durch das Stricken ersetzt; die alte Form wurde beibehalten; hingegen fiel die Ornamentik weg, weil man sie nicht nachahmen konnte.

Hans Trümpy, Das Volkstümliche bei Hebel. Rede beim «Schatzkästlein» zum Hebeltag 1969. Lörrach, Hebelbund, 1969. 31 S. – Trümpy will in seiner schönen und glänzend formulierten Rede Hebels persönliche Auseinandersetzung mit der volkstümlichen Kultur «in der gebotenen Kürze» untersuchen. Man folgt ihm mit Spannung, wie er uns Hebel darstellt, der sehr bewusst seinen volkstümlichen Stil pflegt. Als Vorbild diente ihm schon sehr früh Johann Heinrich Voss, dessen Idyllen er als «wahre Volkslieder» bezeichnet. Typisch für Hebel aber ist, dass er im Unterschied zu Voss den abergläubischen Vorstellungen einen inneren Wert zubilligt, weil sie allegorische Wahrheiten enthalten. Trümpy belegt dann, wie es gegenüber der Vorstellung von Hebels Naivität gilt, etwas vorsichtig und zurückhaltend zu sein, denn es zeigt sich ganz klar, wie er für die Kalender-

geschichten in vollem Bewusstsein «seinen» unverwechselbaren «Volkston» schuf. Seine Kaldenderbeiträge dürfen also nicht als Zeugnisse für Volksüberlieferung verwertet werden – für die berühmtesten Stücke hat ja auch ihre literarische Herkunft nachgewiesen werden können –, sondern sie sind höchstens Belege dafür, welche Stoffe und Gattungen beim damaligen Leser besonders beliebt waren.

Leopold Kretzenbacher, Ikonotropie zu Kultbildern und Fresken in Südosteuropa. *Südost-Forschungen* (München) 29 (1970) 249–266. – Neben der Ikonographie, dem sinnvollen Beschreiben von Bild Darstellungen, gibt es die Ikonotropie. Man versteht darunter «die häufig wiederkehrende Erscheinung, dass mehr oder minder festgefügte, zum Typus aufgestiegene Bildkonzeptionen noch eine oder mehrere andere, jedenfalls sekundäre, d. h. im ursprünglichen Konzept nicht oder nur keimhaft mitenthaltene Ausdeutung erfahren». Kretzenbacher bringt hierfür überzeugende und ausgesucht schöne Beispiele, die er – wie es bei allen seinen Schriften der Fall ist – an Ort und Stelle selbst gesehen und gehört hat. Mit behutsamer Einfühlungsgabe schildert er etwa die Wandlungen der Auffassungen bei den Darstellungen des Marientodes, des Schiffs des Glaubens und des Weltgerichtes, der «Zweiten Wiederkunft des Herrn». Der Aufsatz ist auch wegen seiner überlegenen Formulierung prinzipiell bedeutsam.

Heřman Landsfeld, Habánské památky [Habaner Denkmäler]. Strážnice 1970. 75 S., Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Durch die 1932 und später von Landsfeld erfolgten Ausgrabungen von Habanerhöfen in der Tschechoslowakei ist unsere Kenntnis über ihre handwerkliche Produktion bedeutend gewachsen. Es fanden sich Hafnerprodukte schon aus dem 16. und vor allem aus dem 17. Jahrhundert. Auffallend sind die zahlreichen Funde von Ofenkacheln und Baukeramik (Fayence-Pflasterziegel). Dann können nun eine Reihe von Hafnern durch ihre Bodenmasken belegt und nachgewiesen werden. So gut die klar gezeichneten Strichabbildungen sind, so undeutlich sind leider die Clichés. Ebenso unerfreulich ist das Deutsch der Zusammenfassung.

Ombretta Berta, Un atelier de boîtes à vacherin dans la Vallée de Joux. Basel, Buchdruckerei Krebs; Bonn, in Kommission bei Rudolf Habelt, 1971. 27 p., 12 fig. (Société suisse des traditions populaires, Vieux Métiers, Section Film, 27). – Dank des unermüdlichen Einsatzes von Paul Hugger schreitet die Reihe «Sterbendes Handwerk» (nebenbei: die französische Bezeichnung «Vieux Métiers» ist bedeutend weniger gefühlsbeschwert!) rüstig weiter. Das neue Heft beschreibt einen dieser «Erfindertypen», die zeitlich für die 2. Hälfte des 19. und den Anfang unseres Jahrhunderts und räumlich ganz besonders für die Juragebiete so typisch sind. Er stellt die kleinen Vacherinkäse-Schächtelchen her, aber im Grunde studiert er immer daran herum, wo er an seinen Maschinen wieder eine Verbesserung anbringen kann. Wir sind Hugger dankbar, dass er den Mut hatte, auch diesen Typ in seine Reihe aufzunehmen. Wie üblich sind die Abbildungen vorzüglich.

Ottavio Lurati, L'ultimo laveggiaio di Val Malenco. Basilea, Krebs; Bonn, Habelt, 1970. 36 p., 19 fig. (Società svizzera delle trad. pop., Sezione Film, Vecchi artigiani, 24). – Die eigenartige Technik der altertümlichen Lavezsteinbearbeitung, die vor bald 50 Jahren von L. Rütimeyer ausführlich geschildert wurde, ist hier von Lurati mit peinlicher Genauigkeit bei einem der letzten Lavezsteinhandwerker beschrieben. Der gesamte Arbeitsprozess – unter Einbezug der zahlreichen Fachausdrücke – wird eingehend dargestellt. Das Heft ist mit ganz ausgezeichneten Aufnahmen ausgestattet.

Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesanmuseum Klagenfurt. [Ausstellungskatalog der] Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere, Wien 1970/1971. 142 S. Text, 33 Abb. – Der Katalog ist für uns wichtig wegen des ausführlichen Beitrags von *Leopold Schmidt* über «Kunstwerke aus Kärnten als Zeugnisse mittelalterlicher Volksfrömmigkeit». Anhand der Beispiele aus dem Diözesanmuseum von Klagenfurt entwirft er ein ausserordentlich anregendes und reich gegliedertes Bild der volkstümlichen Frömmigkeit der verschiedenen Stände. Die Bilder stehen beispielhaft für mannigfache Ausdrucksformen und religiöse Tendenzen, und man erkennt mit Erstaunen, wie viel sich aus einer derartigen Auslegung herausholen lässt. Anzumerken ist einzig, dass das Mauthner Fresko (S. 46) weder einen einfachen noch komplexen Fürbitt-Schmerzensmann noch einen «Feierabend-Christus» darstellt, der – wäre er ein solcher – allerdings nicht «leicht zu entschlüsseln» wäre, da er dann zur Gruppe der Notburga-Bilder gestellt werden müsste. Es ist ein völlig klarer und eindeutiger «Feiertags-Christus», dessen Bedeutung die vorhandenen Bildtexte mit aller wünschbaren Gewissheit erhellen und sicherstellen.

Klaus Deuchler, Über die Entwicklung des Meraner Saltnerhutes. *Der Schlern* 45 (1971) 107–111, 8 Taf. – Auf Grund literarischer Angaben und vieler Bilddokumente lässt sich deutlich erkennen, dass die riesige Ausschmückung des Hutes der Südtiroler Rebberghüter erst etwa um 1850 einsetzte. Deuchler verfolgt diese Entwicklung anhand zahlreicher Belege und begründet sie sehr einleuchtend mit dem Aufkommen von Meran als Kurort, wo die Gäste sich von derartigen «Imponiertrachten» – wie Deuchler sie bezeichnet – beeindruckt liessen und die Träger sich immer wieder in Photographierpose hinstellen mussten. Auch die Saltnerkette wurde um diese Zeit mit den wirrsten Anhängseln ausgeschmückt.

Encyclopaedia cinematographica. E 537/1963: Mitteleuropa, Württemberg. Böhmerwälder Schwerttanz. *F. Hoerburger*; Begleittext *R. Wolfram*. Göttingen, Institut für den wissenschaftlichen Film, 1969. 17 S., 2 Abb. – Wieweit der hier gedrehte Schwerttanz, der von ehemaligen Deutschen aus dem südlichen Böhmerwald getanzt wird, Dokumentarwert besitzt, möge dahingestellt bleiben; die Tänzer kannten den Tanz nicht mehr von der alten Heimat her, sondern er wurde ihnen durch Dritte vermittelt. Man spürt es dem Begleittext von Richard Wolfram deutlich an, dass auch er gewisse Bedenken hegt. Dafür ist die von ihm verfasste Einführung ein wirklicher «Dokumentartext»; Wolfram kann hier aus dem Vollen schöpfen und seine eigenen, genauen Aufnahmen ausnützen. Auf wenigen Seiten ist hier alles Wesentliche über diese Spezialart des Böhmerwälder Schwerttanzes, nämlich des sogenannten Kettenschwerttanzes, zusammengefasst. Vor allem ist das ganze Nebenbrauchtum sehr schön beschrieben, das in dem im Studio gedrehten Film gänzlich entfällt.

Sándor Bálint, Das Sündenregister auf der Kuhhaut. *Ethnologia europea* 2/3 (1968/69; publ. 1970) 40–43. – Bálint bringt einige höchst willkommene Ergänzungen aus Ungarn zu meiner als FFC 163 im Jahre 1955 erschienenen Abhandlung über das gleiche Thema. (In *Fabula* 2, 1959, 270–271 hatte Sándor Scheiber bereits einige Überlieferungen aus der Gegend von Szeged mitgeteilt). Bálint gibt Belege sowohl aus schriftlichen Quellen als auch aus mündlicher Überlieferung. Es wäre schön, wenn weitere Ergänzungen auch aus anderen Ländern bekannt würden.

Milko Matičetov, La leggenda di «Giosafat e Barlaam» a Resia. Tipico esempio di tradizione discendente. *Studi letteratura popolare friulana* 2 (Udine, Società filologica friulana, 1970) 32–64, 5 ill. su tavole. – Aus dem von ihm so geliebten und immer wieder besuchten Resiatal führt Matičetov ein instruktives Beispiel für die

Methode der Erzähltradition an. Zunächst gibt er den italienischen Originaltext seiner in deutscher Sprache in der Festschrift Ranke erschienenen Abhandlung über «Josaphat und Barlaam». Er kann hier völlig klar und eindeutig den Weg von einem Volksbuch (das er in einem letzten Nachtrag allerdings auch in Manuskriptform für möglich hält) über einen verstorbenen Erzähler (der selber ein halber Eremit war und deshalb vermutlich den Stoff besonders schätzte) zu seiner Erzählerin aufweisen. Von dieser Erzählerin – von der er das erstaunliche Repertoire von 405 Erzählungen aufnehmen konnte – bringt er in der Originalfassung (und in italienischer Übertragung) eine etwas geänderte, nochmalige Wiedergabe des gleichen Stoffes. Dies bietet ihm Anlass zu interessanten Schlüssen über die Erzähltechnik. Als Nachtrag führt Matičetov eine rätoromanische Parallele aus Decurtins an, auf die ihn Leza Uffer aufmerksam gemacht hatte. Allen Fassungen ist das bedeutsame Motiv eigen, dass der Heilige stehend begraben wird, wobei der Kopf unbeerdigt bleibt. Es ist Matičetov bisher noch nicht gelungen, dieses Motiv zu klären.

Jean-Jacques Hémardinquer, Faut-il démythifier le porc familial d'Ancien Régime? Actes du quatre-vingt-treizième congrès national des sociétés savantes, Tours 1968. Section d'histoire moderne et contemporaine (Paris, Bibliothèque Nationale, 1971) 9–37, 2 planches. – Ein sorgfältig belegter Beitrag zu der in jüngster Zeit sehr aktiv gewordenen Nahrungsmittelforschung. Vor mehr als 30 Jahren schon hatte W. Abel über die «Wandlungen des Fleischverbrauchs und der Fleischversorgung in Deutschland seit dem ausgehenden Mittelalter» eine Abhandlung geschrieben. Hémardinquer fügt hiezu, auf Grund von Forschungen der Pariser Ecole pratique des hautes études, eine Studie über die Schweinehaltung für die Eigenversorgung in städtischen und ländlichen Gegenden Frankreichs. Es zeigt sich, wie die beigefügten Statistiken beweisen, dass die Einstellung zum Schweinefleisch in den verschiedenen Gegenden Frankreichs recht unterschiedlich ist; aber auch zeitliche Differenzierungen lassen sich deutlich nachweisen. Die Arbeit beruht auf gründlichen Untersuchungen.

Zoltán Ujváry, Slovak itinerant artisans in Hungarian folk-plays. Ethnologia slavica (Bratislava) 1 (1969; publ. 1970) 143–155, 4 Abb. – Slovakische Hausierer und herumziehende Krämer haben in verschiedenen Gegenden Europas als typische Figuren Aufsehen erregt. Im 18. Jahrhundert erscheinen sie in ungarischen Volksschauspielen; sie behalten dort ihren Platz bis in den Anfang unseres Jahrhunderts. In polnischen Spielen tauchen sie ebenfalls auf, vor allem in Christigeburt-Spielen; sie werden dort öfters als «Ungarn» bezeichnet. In Ungarn sind es hauptsächlich slovakische Kesselflicker, Glaser und Holzgerätemacher, die in Spielen und Volksliedern ihre Rolle haben; in Spielen sind sie vielfach an Hochzeitsbelustigungen und während der Fastnacht vertreten. Ujváry beschreibt diese Figur in all ihren Erscheinungsformen sehr schön. Wir könnten hinzufügen, dass wir den «Schlawagg» als Händler und Mäusefallenhändler auch in der Schweiz kennen (Schweiz. Idiotikon 9, 798f.). Dass er in Wien bekannt und beliebt war, ist selbstverständlich, siehe: Der Kaufruf in Wien (Faksimiledruck der Ausgabe 1775, Wien, o.J.), Blatt 29 «Schlawack mit Rohrdecken».

640 Jahre Gottschee. Festschrift zur 640-Jahrfeier der Gottscheer. Ulm, Gottscheer Landsmannschaft in Deutschland, Eichenhang 175, 1970. 60 S., Abb. – Die Gottscheer Sprachinsel in Slovenien ist uns durch die Arbeiten von Adolf Hauffen, Wilhelm und Hans Tschinkel und Hugo Grothe bekannt. In jüngster Zeit hat sich *Maria Kundgraber* intensiv mit ihr beschäftigt. Es ist denn auch ihr Beitrag über die Volkskultur der Gottscheer, der für uns in dieser Festschrift wichtig ist. Im übrigen ist das Heft wegen seiner Objektivität in politischer Hinsicht rühmend hervorzuheben. Es kommt mit aller Klarheit zum Ausdruck, wie

sehr die Nationalsozialisten mit ihren widerlichen Machenschaften an der «Vertreibung» mitschuldig waren und wie ein gutes Verhältnis zu den slovenischen Nachbarn bestand.

Karl Haiding, Das «Weisende Tier» in steirischen Volkssagen. *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* (Graz) 62 (1971) 209–227. – Der Begriff des «weisenden Tieres» wird in diesem Aufsatz nicht, wie im allgemeinen üblich, auf Legenden und volksfromme Erzählungen bezogen, sondern er wird in sehr umfassender Art für Sagen gebraucht, in denen ein Tier durch sein Verhalten oder geändertes Aussehen auf eine Erscheinung deutet, die dem Menschen sonst nicht so ohnehin bekannt wäre. Ein goldenes Gebiss, ein Goldklumpen im Tiermagen oder Goldspuren an den Hörnern weisen auf Goldvorkommen hin; Waldtiere und Schafe können Salzvorkommen aufdecken; Tiere führen zu Heilquellen oder Schatzhöhlen; eigenartig sind die wenigen Angaben vom Hasen als Spender des Reichtums. Am Schluss bringt Haiding noch einige Belege für das weisende Tier im Volksmärchen. Die meisten Beispiele stammen aus der Steiermark, doch finden sich auch Parallelen aus anderen Gegenden.

Walter Heim, Nickneger und Fastnachtschinesen in der deutschsprachigen Schweiz. *Vermittlung zwischenkirchlicher Gemeinschaft. 50 Jahre Missionsgesellschaft Bethleem Immensee. Festschrift* (6375 Schöneck-Beckenried, Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft, 1971) 451–472. – Der Verfasser behandelt in seiner umsichtigen Art, auf Grund sorgfältiger, eigener Erhebungen das vergnügliche Thema der Nickneger, die früher in Missionshäusern massenhaft zu finden waren, heute aber beinahe ausgestorben sind. Man warf ein Scherflein für einen angegebenen Zweck ein und der Neger nickte dankend mit dem Kopf. Sie fanden sich sowohl im evangelischen als im katholischen Raum. Heim sieht eine neuere Weiterbelebung in den von Kindern dargestellten Chinesen, die an der Fastnacht zugunsten von Missionierungen heischend umzogen und für die Gaben ein Dankverslein aufsaßen. In allen Fällen handelt es sich um Brauchtum unseres Jahrhunderts.

Gerda Schmitz, Totenherzchen und Totengedichte. *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 17 (1970) 91–100, 4 Abb. auf Taf. – Gerda Schmitz beschreibt ein Totenherzchen des Tecklenburger Landes (solche Totenherzchen sind auch in der Schweiz bekannt) aus dem Jahre 1864. Dazu gibt sie acht Texte von Totengedichten, die alle der Zeit um 1875 angehören.

Károly Gaál, Soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge in der Änderung der Kochausrüstung. *Ethnologia Scandinavica* 1 (1971) 72–78. – Gaál untersucht sehr aufschlussreich die Koch- und Essgewohnheiten der verschiedenen sozialen Gruppen (er unterscheidet deren fünf) in dem von ihm besonders intensiv erforschten Burgenland im Laufe des 19. Jahrhunderts und in der Folgezeit. Es ist interessant zu sehen, wie die Folgen der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung sich auswirken und ineinander übergreifen, und wie eine Neuerscheinung sofort weitere bedingt und damit eine ganze Kette von Folgen bewirkt.

Vladimír Šujan, Le maioliche popolari della Moravia. *Faenza. Bollettino del Museo Internazionale delle Ceramiche di Faenza* (Faenza) 56 (1970), n° 2–6, 63–68, 19 fig. su tavole. – Die Habanerk Keramik Mährens ist für die Schweiz insofern interessant, als sie auf die Anabaptisten zurückzuführen ist, von denen ein beträchtlicher Teil aus der Schweiz stammt. Der Verfasser ist aber der Ansicht, dass die mährischen Wiedertäufer aus Italien auswanderten und die Kenntnis der Fayence-Herstellung von dorther mitbrachten. Die frühere Theorie, dass die Winterthurer Keramik die Grundlage für die mährische bildete, wäre demnach nicht aufrecht zu erhalten. – Die schönen Aufnahmen stammen alle aus dem Ethnographischen Museum in Brno.

Milovan Gavazzi, Vue d'ensemble sur la culture paléoslave et ses caractères généraux. *Ethnologia slavica* (Bratislava) 1 (1969) 17–34. – Gavazzi, einer der grossen Kenner slavischer Kulturen, versucht in diesem Essay, ein Bild von der Kultur der Slaven vor ihrer Auflösung in einzelne Gruppen zu gewinnen. Es handelt sich also um die Zeit vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. Er untersucht alle Äusserungen des kulturellen Lebens auf solche altslavischen – und damit meist auch gemein-slavischen – Kennzeichen hin. Dabei geht er äusserst vorsichtig vor, so vorsichtig, dass er in der Mehrzahl der Fälle gestehen muss, dass Beweise fehlen, und nur Wahrscheinlichkeit oder sogar nur Möglichkeit für die Behauptung oder Annahme vorhanden sei. Am sichersten erweisen sich sprachliche Erscheinungen, die sich in den meisten slavischen Sprachen ähnlich vorfinden. Der Aufsatz belegt auf jeden Fall, dass das Niveau der altslavischen Kultur beträchtlich hoch war und einen Vergleich mit anderen zeitgenössischen Kulturen durchaus auszuhalten vermag.

Matthias Zender, Die Verehrung des Hl. Dionysius von Paris in Kirche und Volk. *Landschaft und Geschichte. Festschrift für Franz Petri zu seinem 65. Geburtstag* (Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1970) 528–551, 3 Verbreitungskarten, 4 Abb. auf Taf. – Zu seinen wohl fundierten und reizvollen Arbeiten über Heiligenverehrungen legt Zender eine neue, kulturgeschichtlich höchst ansprechende Studie vor. Sie gilt diesmal dem hl. Dionys, dem Bischof von Paris in frühchristlicher Zeit, über dessen geschichtliche Persönlichkeit wir nur wenig wissen. Dafür hat sich die Legende seiner Vita bemächtigt, und sie hat den Kult des Heiligen dann ihrerseits wieder bestimmend gefördert. Wesentlich für die Kultverbreitung war, dass er der Hausheilige der Merowinger war und dass ihn Karl der Grosse, «schon aus Gründen der Legitimität des Herrscheranspruches», übernahm. So wird Dionys zum Heiligen Galliens; er zählte im Mittelalter in Frankreich zu den fünf oder zehn Heiligen, die man nie vergebens anruft. Für Mitteleuropa war aber entscheidender, dass er im Raume Regensburg-Bamberg in die Gruppe der Vierzehn Nothelfer aufgenommen wurde. Dargestellt wird er mit dem Haupte in der Hand; er gehört also zu den Kopfträgern; über die Verbreitung der Kopfträgerlegende orientiert eine ausgezeichnete Atlaskarte. Die beiden anderen Karten zeigen die Kultstätten und die zeitliche Schichtung der Verehrung des Heiligen.

Liisa Lempiäinen, Karjalan Kannaksen ruokataloudesta ja sen muuttumisesta 1900-luvulla [Der Küchenhaushalt auf der Karelischen Landenge und seine Veränderung im 20. Jahrhundert]. Turku, Institut für Volkskunde an der Universität, 1968. 59 S., vervielfältigt. Deutsche Zusammenfassung. – Die Verfasserin bringt einen nützlichen Beitrag zum Thema der Nahrungsmittel-Volkskunde. Sie untersucht die Verhältnisse auf der Karelischen Landenge, die dem finnischen Volk jahrhundertlang östliche Einflüsse vermittelt hatte und auf der sich die Auswirkung des ehemaligen Petersburg stark bemerkbar machte. Sie beschreibt zunächst die Speisen in den ersten drei Dezennien unseres Jahrhunderts: Fleisch, Fisch, Gemüse, Beeren, Milchspeisen, Getränke. Neben den Alltagsspeisen werden die Sonntags- und Festspeisen besonders erwähnt. Veränderungen der Speisen und besonders der Essgewohnheiten brachten die zu Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Volkshochschulen.

Markku Onttonen, Raudun Pietarin-kauppa [Trade with St. Petersburg in the Commune of Rautu]. Turku, Institut für Volkskunde an der Universität, 1970. 47 S. vervielfältigt, 1 Karte. Englische Zusammenfassung. – Die Arbeit zeigt, welche bedeutende Rolle Petersburg über die Grenzen hinweg auf die Gestaltung von Nachbargebieten hatte. Die Bauern von Tautu brachten ihre überschüssigen Erzeugnisse nach Petersburg, vor allem Milch und Vieh; von dort brachten sie Getreide, Mehl, Zucker, Tee zurück, aber nie – so ging die Redensart – «eine

Braut oder einen christlichen Namen». Auch die Wanderarbeiter fanden gute Beschäftigung in Petersburg. Als die Grenze 1917 geschlossen wurde, verlor Rautu sein Absatzgebiet, und es musste völlig neue Möglichkeiten für seine Entwicklung suchen. Eine davon war die Förderung eines modernisierten Bauernstandes.

Tuulikki Haanpää, Pyykin pesu ja käsittely Lounais-Suomessa n. 1880–1960 [Wäschewaschen und Wäschebehandlung in Südwestfinnland in der Zeit von etwa 1880–1960]. Turku, Institut für Volkskunde an der Universität, 1971. 80 S. vervielfältigt, Abb. Deutsche Zusammenfassung. – In dieser Arbeit wird ein Thema behandelt, bei dem sich im Grunde ganz erstaunlich viele Innovationen in technischer Hinsicht, aber auch in den sozialen Auswirkungen nachweisen lassen. Zuerst werden die früheren Waschmittel besprochen: Aschenlauge und Schmierseife, aus Schlachtabfällen gekocht; die alten hölzernen Waschgefäße werden durch Blech- und Zinkeimer ersetzt. Das Einweichen der Wäsche geschah die ganze Nacht hindurch, so dass die «Einweichungsabende» zu Vergnügensabenden und später zu Tanzbelustigungen für die Jugend wurden. Veränderungen brachte das Aufkommen der Waschküche und der Badstube; nun wurde das Waschen am See- und Bachufer aufgegeben. Früher wurden überall Waschbläuel (zum Ausschlagen des Laugenwassers), Mangelhölzer und altertümliche Bügel-eisen verwendet. Die Industrieerzeugnisse setzten sich erst allmählich durch, mit Ausnahme der Städte; noch während des Krieges griff man auf die alten Waschmethoden zurück. Die nach dem Kriege überall erhältlichen Waschpulver und Waschmaschinen bedeuteten das Ende der früheren «grossen Wäsche» und vieler alter Methoden.

Aimo Kebusmaa, Helsingin ja Loviisan puuseppien ammattikuntain oppipoika-aines ja opissa olleiden sijoittuminen yhteiskuntaan [Das Lehrlingsmaterial der Tischlerinnungen von Helsinki und Loviisa und die Integration der gelernten Tischler in der Gesellschaft]. Helsinki, Institut für Ethnologie an der Universität, 1970. 63 S., Tabellen u. Karten im Anhang. Deutsche Zusammenfassung. – Eine soziologische Untersuchung über Lehrlinge und Gesellen im Tischlergewerbe in Finnland. Der Verfasser gibt Statistiken über Heimatort, Herkunft (der grösste Teil der Lehrlinge kommt aus armen Bevölkerungsklassen), Alter, Arbeitsort, Wanderungen und Berufsaussichten der Lehrlinge und teilweise auch der Gesellen. Die technische Seite des Berufes und die hergestellten Produkte sind in dieser Studie nicht behandelt.

Milada Kubová, Bibliografia slovenskej etnografie a folkloristiky za roky 1960–1969. Bratislava, Národopisný ústav SAV, 1971. 194 S. – Milada Kubová hat eine sehr gute volkswissenschaftliche Bibliographie der Slowakei zusammengestellt. Sie umfasst 1849 Titel aus den Jahren 1960–1969, eingeteilt nach Sachgruppen aus dem Gesamtgebiet der Volkskunde (Ethnographie und Folklore). Die Personen- und Ortsregister am Schluss des Bandes ermöglichen eine leichtere Aufschlüsselung. Vielleicht wäre für spätere Bände auch ein detailliertes Sachregister denkbar.

Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, redigiert von *Wolfgang Pfaundler* (Innsbruck, Neues Landhaus, Zimmer 249). Heft 9, Herbst 1971. S. 737–854. – Aus dem vorliegenden Heft dieser vornehm ausgestatteten und überlegen redigierten Tiroler Kulturzeitschrift möchten wir zwei Beiträge herausheben, die eine Beachtung verdienen, wenn auch ihr Wert mehr in der bildnerischen Ausgestaltung als im Text liegt. *Kristian Sotriřer* gibt eine prächtige Bilddokumentation über Istrien (S. 756–774), wobei er allerdings gar viel Illyrisches beweisbar zu erkennen glaubt (sogar an den alpenländischen Korn-Trockenharfen; er nennt sie «Heustadel-Architektur»!). – Köstliche Abbildungen vom Einhorn bringt *Otto*

Kostenzer in seinem Aufsatz «Was sucht das Einhorn in Alpbach?» (S. 837–841). Es handelt sich um Malereien an Häusern, Truhen und Schränken.

De næsten ukendte. Naive pictures from the 19th century. Skilderier fra 1800-årene. Til P. V. Glob. Dansk Kulturhistorisk Museumsforening 1971. (Kommission: Nyt Nordisk Forlag – Arnold Busck AS., Kopenhagen). 96 S., zahlreiche (teilweise farbige) Abb. – Die dänische Zeitschrift «Arv og Eje» erscheint hier in einer Sonderausgabe zum 60. Geburtstag von P. V. Glob. Sie enthält eine reizvolle Zusammenstellung von unbekanntem Malern des 19. Jahrhunderts, die nicht der hohen Kunst angehören, die aber vielleicht gerade deshalb um ihrer Naivität und vor allem um ihrer Gegenständlichkeit und Ausdrucksfähigkeit willen uns ebenso sehr ansprechen. Wenn sie dies auch nicht überall tun, so sind sie auf jeden Fall ein wertvolles ikonographisches Kulturdokument. Vor allem amerikanische Publikationen haben begonnen, diese «beinahe unbekanntem» Maler historisch und volkskundlich auszuwerten. Am Schluss des schönen Bändchens sind mehrere Schiffsbilder.

Tocher. Tales, music, song. Selected from the School of Scottish Studies Archives. Edinburgh, University, School of Scottish Studies, 1971. Heft 1, 32 S., Musikbeispiele. – Aus dem Wunsch heraus, die Archivmaterialien der School of Scottish Studies in vermehrtem Masse für einen weiteren Kreis zugänglich zu machen, geben *Alan Bruford* und *Mary Mac Donald* kleine Hefte heraus, in denen in bunter Folge Erzählungen, Lieder und weiteres Material veröffentlicht werden. Es sollen dabei sowohl die alten Archivbestände als auch Neu-Eingänge von «fieldworkers» berücksichtigt werden. Texte und Übersetzungen sollen wissenschaftlich einwandfrei bleiben; gälische Texte werden wörtlich übersetzt; schottische Dialekttexte werden unübersetzt belassen. Den Texten und Liedern werden die Archiv-Signaturen und kurze sachliche Erläuterungen beigelegt. Die Herausgeber hoffen, die Hefte mit der Zeit viermal jährlich herausbringen zu können.

Arnold Niederer, Wege zum nationalen Selbstverständnis und zum Fremdverständnis. Einfühlung oder Empirie? *Ethnologia Europaea* (Arnhem) 4 (1970; publ. 1971) 43–49. – In seinem gescheiterten, gedrängten Aufsatz beschäftigt sich Niederer mit der «Nation als ethnischer Einheit, beziehungsweise ethnischem Komplex». Ein kulturelles Selbstverständnis der Völker ist notwendig; denn es dient der Selbstabgrenzung gegenüber dem Fremdeethnischen. Ein affektiv-physiognomistisches Verstehen ist dabei durchaus denkbar, aber darüber muss sich nachher das distanzierte kritisch-begriffliche Verständnis aufbauen, da nur dieses eine Kommunikation im Sinne der Wissenschaft möglich macht. (Einen ersten Schritt zu diesem über die Grenzen gültigen begrifflichen Verständnis hat Åke Hultkrantz mit seinem «International dictionary of regional European ethnology and folklore» getan). Niederer weist mit allem Nachdruck darauf hin, dass ernsthafte Aussagen über augenblickliche Zustände und Tendenzen nur gemacht werden können, wenn «bestimmte Entwicklungsabläufe mindestens von der Reformation über die Aufklärung und das Zeitalter der industriellen Revolution zurückverfolgt werden». Die von Niederer angedeuteten Forschungsrichtungen sollen «die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Anthropologen, Ethnologen und Soziologen fördern».

Elisabeth Staehelin, Bindung und Entbindung. *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* (Berlin, Akademie-Verlag) 96 (1970), 2. Heft, 125–139. – Eine scharfsinnige Interpretation eines altägyptischen Wortes mit mehrfacher Bedeutung führt Elisabeth Staehelin dazu, es in Verbindung zu setzen mit dem Bindungsverbot für Gebärende. Auch der Ehemann hat in einem solchen Fall seinen Schurz zu lösen, um die Entbindung zu erleichtern. Ethnologische Parallelen über das Binden und Entbinden bei der Geburt untermauern diese Deutung.

Haralds Biezais, Gott der Götter. Eine religionspsychologische und sprachwissenschaftliche Deutung des lettischen Verstärkungsgenitivs Gott der Götter. Åbo, Åbo Akademi, 1971. 29 S. (Acta Academiae Aboensis, ser. A, Humaniora, 40: 2). – Biezais gibt zunächst alle Texte, in denen der Ausdruck «Gott der Götter» verwendet wird; es handelt sich um Danksagungen für Wohlstand und Fruchtbarkeit und um Scherz- und Hochzeitslieder. Historisch gesehen setzt die Formulierung voraus, dass der Mensch vom Vorhandensein vieler Götter tatsächlich überzeugt ist (oder war). Biezais weist nun den Wandel auf, wie aus der Formel im Laufe der Zeit eine hymnische Wiederholung oder ein blosser grammatikalischer Verstärkungsgenitiv wurde. Die Abhandlung legt das Hauptgewicht auf die sprachliche Seite.

Jan Harold Brunvand, On the teaching of American folklore. An instructor's manual for *The study of American folklore: An introduction*. New York, W. W. Norton & Co., 1970, 24 p. – Aus praktischer Erfahrung heraus gibt Brunvand, Volkskunde-Professor an der Universität Utah, eine Einführung, wie sein Leitfaden benützt werden soll; er gibt auch Ratschläge, wie man die Vorlesungen und Übungen gestalten könne. Trotzdem sein Handbüchlein für amerikanische Verhältnisse gedacht ist, wird man doch die eine oder andere Anregung gerne benützen. Wildhaber

Museumsführer und Ausstellungskataloge

Oberösterreichisches Glas. Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten, 17.–20. Jahrhundert. Schlossmuseum Linz, ab 9. Juni 1971. Text: *Franz Lipp*. 48 S., 19, teilweise farb. Abb. (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums, 73; Nr. 10 der Volkskunde-Abteilung). – Der Katalog ist deswegen wichtig, weil er zum erstenmal geordnete und belegte Angaben über die bis jetzt erforschten Glashütten von Oberösterreich bringt. Im österreichisch-böhmischen Grenzgebiet gab es zu Beginn des 19. Jahrhunderts 130 Glashütten. Lipp führt neun für das nordöstliche und fünf für das nordwestliche Mühlviertel an; dazu kommen Hütten im Raume Frankenmarkt. In Oberösterreich wurde auch geschliffenes Glas hergestellt. Die bedeutendsten Hütten unterhielten nicht nur Glasmaler, sondern auch Schleifer und Zinggiesser. Der Katalog bringt reizvolle Abbildungen.

Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens. Ausstellung in der «Burg» Arkenstede des Museumsdorfes Cloppenburg, Juni bis Oktober 1971. 114 S. Text (verschiedene Verfasser), zahlreiche Abb. – Die Burgenforschung hat in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen; ihre Methoden haben sich verfeinert, und vor allem ist sie in einen sinnvollen Zusammenhang mit einem grösseren Gesamtbild gestellt worden. *Helmut Ottenjann* hat deshalb die bevorstehende Überführung des Gräftenhofes «Wehlburg» in das Museumsdorf Cloppenburg benützt, um voller Tatkraft eine bewundernswerte Ausstellung über Ringwall und Burg aufzubauen. Der einleitende Text über moderne Burgenforschung ist von *Herbert Jankuhn* geschrieben; neun weitere Verfasser berichten über einzelne regionale Bauten und Probleme.

Schlossmuseum Gobelsburg. Ausstellung Barocke Volksfrömmigkeit. Andachtsgraphik, Motivbilder, Zeugnisse der Volksverehrung des hl. Johann von Nepomuk. Katalog. Vorwort: *Leopold Schmidt*. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1971. 84 S., 16 Abb. – Wer sich mit religiöser Volkskunde befasst, wird hocheifrig sein über diesen gehaltvollen Katalog. Er

beschreibt 354 Objekte, die aus den Beständen des Österreichischen Museums für Volkskunde in dessen niederösterreichischer Aussenstelle Schloss Gobelsburg bei Langenlois vereinigt sind. Wo Literatur zu Objekten vorhanden ist, wird sie angegeben; ein Literaturverzeichnis ist ebenfalls beigelegt. Die ausgestellten Gegenstände stammen zur grossen Mehrheit aus dem heutigen Österreich (Vorarlberg und Burgenland sind – soweit ich sehe – nicht vertreten); einige kommen aus Südtirol, und vereinzelte aus anderen Gebieten Italiens, aus der Tschechoslowakei (was beim böhmischen hl. Nepomuk nicht verwunderlich ist), ferner aus Deutschland, Polen und Dalmatien. Die beigegebenen Abbildungen sind sehr schön.

Peter Michelsen, Huset fra Dörröd [Haus von Dörröd]. Kopenhagen, Nationalmuseet, 1971. 32 S., 18 Abb. Englische Zusammenfassung. – Der Direktor des dänischen Freilichtmuseums Sorgenfri, Peter Michelsen, gibt seit einigen Jahren neben den grossen Führern auch kleine Hefte heraus, welche Monographien zu einzelnen Häusern darstellen. Darin werden nicht nur die architektonischen Einzelheiten und die Innenausstattung beschrieben, sondern es wird vor allem Gewicht darauf gelegt, die Geschichte des Hauses kurz zu schildern und aus der sozialen Stellung der Bewohner das Haus mit allem Drum und Dran verständlich zu machen. So hat es Michelsen nun auch wieder mit einem aus der schwedischen Provinz Skåne übertragenen Kleinbauernhaus des 18. Jahrhunderts gemacht. Die Abbildungen zeigen den früheren Standort, den Aufbau und die Fertigstellung im Museum und Einzelheiten der Ausstattung. – Übrigens ist kürzlich auch wieder der nachgeführte Führer durch das Freilichtmuseum in deutscher Sprache neu aufgelegt worden. Er war bei seinem Erscheinen – und ist es auch heute noch – einer der besten und vorbildlichen Führer durch ein Freilichtmuseum (die Planung stammte vom früheren Direktor Kai Uldall).

Erzgebirgisches Spielzeugmuseum. Spielzeugdorf Kurort Seiffen. Ein Führer durch die historische Abteilung des Museums mit einem Überblick über die Entwicklung der erzgebirgischen Spielwarenindustrie von ihren Anfängen bis zum Jahre 1945. Text von *Hellmut Bilz*. Seiffen 1970. 68 S., 33 Abb. (Schriftenreihe, 1). – Dieser ausgezeichnete Museumsführer gibt einen Überblick über die 300jährige Geschichte der erzgebirgischen Spielwarenindustrie. Er weist die Wechselbeziehungen zwischen dem Zinnbergbau und der Holzdrechselerei auf; in Zeiten des Niedergangs des Bergbaus suchte der Bergmann nach anderen Erwerbsmöglichkeiten, und so kam er aus ökonomischen Gründen zur beruflich betriebenen Holzdrechselerei. Wir müssen annehmen, dass Spielzeuge ursprünglich für den Eigenbedarf hergestellt wurden und dass sich dann daraus der eigentliche Beruf des Spielzeugmachers entwickelte. Bilz beschreibt eingehend die Technik des Holzdrechsels und der Reifendreherei (mit guten Abbildungen); er schildert aber auch die Herausbildung des Verlagswesens und die erbärmlichen sozialen Verhältnisse im Seiffener Spielwarengbiet. Zum Schluss bringt er sieben Kurzbeschreibungen von Volkskünstlern aus neuerer Zeit (zwischen 1847 und 1958) mit je einem Werkbeleg. Ein Literaturverzeichnis ist beigegeben.

Felsbilder in Österreich. Ausstellung im Oberösterreichischen Landesmuseum, Linz, 1971. Texte von *Wilhelm Freh*, *Herbert Kühn* und *Ernst Burgstaller*. 27 S. Text, 32 Abb. auf Taf. – Diese Ausstellung gibt einen Überblick über den derzeitigen Stand der gesamten Felsbilderforschung in Österreich; die dortige Forschung ist dank des unermüdlichen Einsatzes von Ernst Burgstaller besonders weit voran gekommen. Die Ausstellung dient der Dokumentation; auf die Interpretation der Bildinhalte wird verzichtet, was sicher ein weiser Entschluss war angesichts der Kompliziertheit und Ungewissheit der Deutung. Bei einigen Fundstellen wird die genaue Lokalisation nicht angegeben, um sie nicht dem

Vandalismus von Besuchern auszusetzen. (Der Antrag auf Schutzwürdigkeit der Bildfelsen wurde zwar 1968 genehmigt, aber seither ist nichts weiter geschehen). Schade, dass in Anm. 36 auf eine wissenschaftlich recht fragwürdige Schweizer Arbeit über die Felsbilder von Carschenna verwiesen wurde, während der zuverlässige Aufsatz von Zindel nur auf S. 22 kurz gestreift wird.

Kmečka hiša v slovenskem panonskem svetu [Das Bauernhaus im slovenischen pannonischen Gebiet]. Ausstellungskatalog Etnografski Muzej, Ljubljana 1971. Text: *Fanči Šarf*. 30 S., 14 Abb. Slovenischer Text und deutsche Zusammenfassung. – In einer ausführlichen Zusammenfassung erläutert Fanči Šarf sehr schön die Besonderheiten des pannonischen Hauses, wie es vor allem in Prekmurje, aber auch in angrenzenden Gebieten wie etwa in der Umgebung von Ptuj und in der Weisskrain zu finden ist. Sie geht ein auf die Raumeinteilung im Wohnteil, auf Wohn- und Wirtschaftstrakt und auf die Möblierung mit ihren besonderen pannonischen Eigenheiten. Das Haus wird gesehen als eine Funktion der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten.

Wildhaber